by Christian Benoit. Norbert
1756-1819

J. Mansfeld sc.

Gott, was ist das? —
Wir sind verlohren! —

Wienerische Landbibliothek

Eilfter Band

S. M. f.

Wien
Bei Joh. Bapt. Wallishausser
1791.

Graf
Adolf der Vierte,

aus

Schauenburgischem Stamme,

Bestätiger der Freyheit Hamburgs.

Hohenzollern,
bey Johann Baptist Wallishausser,
1791.

I.

Adolf weint, und wünscht älter zu seyn.

„Warum weint mein Adolf?" — fragte die Gräfinn Adelheid von Hollstein ihren vierjährigen Sohn, der auf einem Saale in der Feste Artlenburg vor einem Gemählde stand, und es aufmerksam betrachtete. Es stellte den Sieg vor, den sein Großvater vor drey und vierzig Jahren, an der Spitze von nicht mehr als vier hundert Hollsteinern, über das dänische Heer erfocht, mit dem der König Sueno und Etheler, ein mit dem Grafen unzufriedner Dithmarse, ihn gänzlich zu verderben hofften. — „Ich weine," antwortete Adolf, „weil ich nicht groß bin, und weil diese gemahlten Reiter da nicht leben. O Mutter, wie sehnlich wünschte ich, größer und älter zu seyn!" — „Und was würdest du thun, wenn du groß wärst, und diese Reiter lebten?" fragte Adelheid weiter. "Ich nähme sie," erwiederte Adolf," und jagte den bösen Heinrich den Löwen aus dem Lande. Wie würde sich mein Vater freuen, wenn er aus dem heiligen Lande zurück käme, und hörte, daß der kleine Adolf den

Herzog Heinrich geschlagen hätte, wie mein Großvater einst den König Sueno schlug, da mein Vater noch ein kleiner Adolf war!" Adelheid drückte den Knaben an ihre Brust und vermischte ihre Thränen, hervor gepreßt durch Freude über ihn, und durch Kummer über die traurige Lage, in der sie sich befand, mit den seinigen. — „Gott segne dich, mein Sohn!" sprach sie zu ihm; „du wirst einst die Stütze meines Alters werden!" „O das wollen wir auch werden! Gewiß Mutter!" riefen Bruno und Conrad, Adolfs ältere Brüder von sieben und fünf Jahren, und Adelheid umarmte auch diese. — „Seyd ruhig, Kinder!" fing der Graf von Dassel an; „ehe euer Vater wieder kehrt, wird Herzog Heinrichs Heer Hollstein wieder verlassen haben; denn er hat kaiserlicher Majestät versprochen, eurem Vater die geraubten Länder wieder zu geben, und Lübeck mit ihm zur Hälfte zu theilen. Bald werden uns unsere Feinde verlassen." — „O, Herzog Heinrich ist ein böser Mann, der meinem Vater gram ist," wendete Adolf ein, und seine Thränen flossen noch immer. „Er wird sein Versprechen nicht halten." — „Das muß er halten," antwortete der Graf von Dassel, „oder Kaiser Heinrich der Sechste fällt wieder in sein Land, und zerstört seine Festen, wie Braunschweig und Lauenburg schon auf sein Geheiß

zerstört wurden. — „Mit Gunst, Herr Graf!" fiel ein Ritter ein, der bey den letzten Worten des Grafen von Dassel in den Saal trat. „Braunschweig und Lauenburg sind nicht zerstört. Zwar versprach Herzog Heinrich kaiserlicher Majestät, diese Festen schleifen zu lassen, allein der Herzog schleifte sie nicht, weil der Kaiser abzog, ehe es geschah. Er trauete dem Versprechen des Herzogs; aber er hat sich getäuscht, so wie Hollstein in der Hoffnung, sich nun bald von Heinrichs Unterdrückungen befreyet zu sehen, sich getäuscht haben wird." — „Der Wortbrüchiche!" rief der Graf von Dassel zornig aus. Nun, da der Kaiser gen Rom gezogen ist, glaubt er uns bezwingen zu können: aber es soll ihm nicht gelingen; denn Herzog Bernhard und Markgraf Otto und mein Vetter, der Erzbischof von Cöln, werden uns gewiß beystehen. Doch, Ritter, wißt ihr gewiß, daß es so ist, wie ihr sprecht?" — „Ganz gewiß, erwiederte jener; „ein Ritter, der Braunschweig und Lauenburg vorüber zog, hat mich bey seiner Ehre versichert, daß diese Festen statt zerstört, noch mehr befestiget werden; und daß Heinrichs Heer Hollstein nicht zu verlassen geneigt ist, das sehen wir ja selbst." — „Seht ihr, Großvater," fing Adolf wieder an, „daß ich Recht habe, und Heinrich nicht Wort hält. O, wenn doch nur die gemahl-

ten Reiter lebten!" — Der Graf von Dassel tröstete seinen Enkel, so gut er vermochte: und wir schließen dieß Kapitel, so kurz es auch ist, weil wir glauben, ehe wir fortfahren, zuerst erst ein wenig in der Geschichte Hollsteins zurück gehen zu müssen, damit wir den Zeitpunct herbey führen können, wo die Geschichte unsers Helden beginnt.

II.

Geschichte des ältern Adolfs.

Nach der Achtserklärung, die Kaiser Friedrich der Erste aus Rache wider den mächtigen Herzog Heinrich den Löwen aussprach, sah sich dieser von vielen Fürsten angegriffen, die sich auf Befehl des Kaisers in seine Länder theilten. — Da wir nicht gesonnen sind, Heinrichs des Löwen Geschichte zu schreiben, so nennen wir von diesen bloß den Grafen Bernhard von Anhalt, den Friedrich mit dem Heinrich entrissenen Herzogthume Sachsen belehnt hatte, und den Erzbischof Philipp von Cöln, weil diese zugleich Einfluß auf die Geschichte unseres Adolfs haben.

Adolf der Dritte, Graf von Hollstein, der Vater unseres Helden, war unter Heinrichs Lehnsleuten der mächtigste und treueste. Er zog Heinrichen mit vier tausend Streitern zu Hülfe, und dieser ernannte ihn zu einem der

ersten Anführer des Heeres, mit dem er wider den Herzog Bernhard, und den Erzbischof von Cöln nach Westphalen zog. Adolf, obgleich kaum zwanzig Jahr alt, bewies seinem Lehnsherrn, daß er seines Zutrauens würdig wäre; denn ihm hatte Heinrich größten Theils den Sieg zu danken, den er über seine Feinde erhielt. Der junge Held stürzte sich mit seinen Hollsteinern so wüthend auf den Feind, daß sie alles vor sich niederschmetterten. — Dieser Sieg, so wichtig er auch für den Herzog Heinrich war, gab Veranlassung zu Mißhälligkeiten zwischen ihm und dem Grafen Adolf. Dieser und die übrigen Edlen, die sich bey dem Heere befanden, hatten viele vornehme Gefangene gemacht. Heinrich verlangte, daß sie diese ihm überliefern sollten, wogegen aber Adolf und die Übrigen einwendeten: da sie dem Herzoge ganz auf ihre eigne Kosten dienten; so wäre es billig, daß er ihnen die Gefangenen überließe, um durch das Lösegeld, das sie von ihnen erhalten würden, jene Kosten wieder ersetzen zu können. — Heinrich war nicht dieser Meinung, und stellte seinen Lehnsleuten den Grafen Günzel von Schwerin, der ihm sogleich seine Gefangenen übergab, zum nachahmungswürdigen Beyspiele vor. Dieß bewirkte jedoch nicht, was

Heinrich wünschte, indem Adolf und mehrere, die mit ihm eines Sinnes waren, ihn unzufrieden verließen, und mit ihren Gefangenen wieder heim in ihr Land zogen. — Heinrich ging hierauf nach Thüringen, wo er gegen den Landgrafen Herrmann nicht weniger glücklich war, als vorher gegen den Herzog Bernhard. Siegreich kehrte er nach Braunschweig zurück, wohin nun seine Lehnsleute und mit ihnen Graf Adolf kamen, um ihm Glück zu wünschen. Zwar herrschte schon gegenseitige Kälte unter Heinrichen und Adolfen; doch bath jener den letztern, bey ihm in Braunschweig zu bleiben, Adolf äußerte aber dagegen den Wunsch, nach Hollstein zurück kehren zu dürfen, um für seines Landes Wohlfahrt sorgen zu können. „So bald ihr einen neuen Kriegszug unternehmt," setzte er hinzu „werde ich eilen, mich mit meinen Getreuen eurem Heere anzuschließen. —

„O laßt ihn ziehen, gnädiger Herr, den Mann, der gegen seine Waffengenossen so stolz und übermüthig, als gegen euch treulos handelt," wendete Graf Günzel von Schwerin sich zu dem Herzoge, und fuhr dann gegen Adolf fort: „Ich zweifle nicht, Herr Graf, daß ihr wiederkehren werdet, so bald euch die Hoffnung winkt, durch das Lösegeld von

reichen Gefangenen euren Seckel zu füllen.“ — „Ihr beschuldigt mich hart, Herr Graf!“ antwortete Adolf mit finsterm Blicke; „aber beweist nun auch die Beschuldigungen, die ich, so lange ihr dieß nicht könnt, für Verleumdung halten muß. Ist einer unter den Lehnsmännern des Herrn Herzogs, der ihm treuer diente, denn ich, der trete auf, und zeuge wider mich!“ — „Wahrheiten, die nicht lieblich klingen, werden freylich oft mit dem Nahmen Verleumdung verunglimpft; dennoch aber bleiben sie nicht weniger Wahrheit,“ entgegnete Graf Günzel. „Ich, Herr Graf, ohne Scham, ohne ruhmredig zu sprechen, kann ich es sagen, diente dem Herrn Herzoge mit mehrerer Treue, denn ihr. Willig both ich ihm meine Gefangenen dar; ihr aber verweigertet sie ihm.“ — „Daß ich dieß that, wird der Herr Herzog mir nicht zur Untreue anrechnen,“ erwiederte Adolf; „im Gegentheile schmeichle ich mich des Zeugnisses von ihm, daß ich ihm immer treu und redlich, und nach allen meinen Kräften diente.“ — „Ja, Herr Graf, dieß Zeugniß geb' ich euch, so wie ich euch den Sieg über Bernhard danke,“ mischte sich jetzt Heinrich in den Streit der beyden Grafen: „eben so wenig aber kann ich euch verhehlen, daß es nicht löblich von euch

ist, mir die Gefangenen vorzuenthalten. Dieß könnt ihr auf keinen Fall rechtfertigen."— „O ja, gnädiger Herr!" antwortete Adolf; „ich hoffe mich rechtfertigen zu können. Ich habe in dem westphälischen Kriegszuge so viele Reitpferde verloren, und, um euch kräftig beyzustehen, so viele Kosten aufgewendet, daß ich, wenn ich euch meine Gefangenen gäbe, zu Fuße, wie ein Pilger, wieder heim ziehen müßte.

Mißvergnügt verließ Adolf den Herzog, und beklagte sich gegen seine Freunde, daß Graf Günzel ein Feuer der Zwietracht unter ihnen anzublasen strebte. — Er verweilte noch einige Tage in Braunschweig; dann verließ er es aber, weil er sah, daß Heinrich in hohem Grade wider ihn aufgebracht war. Der Herzog schien nicht mehr daran zu denken, daß seine Waffen ohne Adolfs Beyhülfe wahrscheinlich nicht siegreich gewesen seyn würden. Er behandelte einen Mann mit Kälte, dem er heißen Dank schuldig war. Dieß machte den Grafen ihm abgeneigt: denn für so heilige Pflicht er es auch hielt, seinem bedrängten Lehnsherrn mit Gut und Blute beyzustehen, so wenig war er hingegen geneigt, sich und sein Land ihm ganz aufzuopfern. — Mit Zentnerschwere fiel ihm jetzt der Gedanke aufs

Herz, daß ihm vielleicht ein gleiches Schicksal, als seinem Vater, begegnen, und er, wie dieser, von Land und Leuten verjagt werden könnte, wenn er es länger mit dem von allen Seiten angegriffenen Herzoge Heinrich hielte. Sein Land war ihm lieb, und er wollte sich um eines Mannes willen, der so undankbar als ungerecht gegen ihn handelte, nicht der Gefahr aussetzen, desselben beraubt zu werden. Er erklärte sich daher wider Heinrich den Löwen, und nahm Kaiser Friedrichs Partey. Hätte er dieß früher oder später gethan, so würde er sich wahrscheinlich wohl dabey befunden haben; jetzt verleitete ihn unglücklicher Weise Unzufriedenheit mit Heinrichen, seinen Entschluß zu einer unschicklichen Zeit auszuführen. — Entkräftung nöthigte Heinrichs Feinde, diesem unglücklichen Fürsten auf einige Zeit Ruhe zu lassen; er konnte also seine ganze Macht wider den Grafen Adolf wenden, der sie auch mit aller Schwere fühlte. Heinrich fiel in Hollstein ein, bemächtigte sich in kurzem des ganzen Landes, so daß Adolf fliehen und bey dem Herzoge Bernhard Schutz und Aufenthalt suchen mußte. Heinrich setzte den Ritter und Bannerherrn Markard von Westensee, einen Mann, der nach dem Grafen die größte Macht im

Lande besaß, zum Befehlshaber über die dem Grafen Adolf geraubten Länder, übergab ihm das Schloß Plön, und vertheilte die übrigen Schlösser des Grafen unter Edle, auf deren Treue er sich verlassen konnte. — Adolf erhielt zwar vom Herzoge Bernhard, und von dem Kaiser selbst die besten Versprechungen; Hülfe aber konnte er nicht sogleich bekommen. Ein Jahr mußte er, seiner Besitzungen beraubt, in fremden Ländern verweilen, bis der Kaiser einen neuen Kriegszug wider Heinrichen unternahm. Jetzt kehrte er zurück, gelangte aber nicht eher wieder zum völligen Besitze seiner Länder, als bis nach zwey Jahren zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen ein Friede zu Stande kam. — Während seiner Verjagung hatte Adolf bey dem Erzbischofe Philipp zu Cöln die Gräfinn Bertha von Dassel, Adolfs des Kühnen Tochter und Philipps Verwandte, gesehen; und sie sehen und lieben war das Werk eines Augenblicks gewesen. Zwar wollte Anfangs Adolf der Kühne seine Tochter keinem Grafen ohne Land vermählen; aber des Erzbischofs Versicherungen, daß der Graf von Hollstein und Stormarn nicht lange ein Mann ohne Land bleiben sollte, bewogen ihn, die Bitten des liebenden Grafen zu erfüllen, und ihm seiner

Tochter Hand zu versprechen, so bald er im Stande seyn würde, sie als Gräfinn nach Hollstein zu führen. — Jetzt, da Adolf seine Länder wieder erlangt hatte, ließ er es seine erste Beschäftigung seyn, alle, die sich in seiner Abwesenheit wider ihn erklärt hatten, für ihre Untreue zu bestrafen. Außer dem Bannerherrn Markard von Westensee und dem Ritter Hemeko, dem seine Tapferkeit so allgemeine Achtung erworben hatte, als jenem sein Reichthum, verjagte er alle, die es gewagt hatten, sich wider ihn aufzulehnen. So bald er auf diese Art das Beste seines Landes besorgt hatte, sorgte er auch für die Angelegenheiten seines Herzens. Er zog gen Cöln, und führte seine Bertha heim, indeß die Verjagten theils in Dänemark Schutz und Hülfe suchten, theils bey dem Grafen von Ratzeburg einer bessern Zukunft harrten. — So schwanden ihm drey Jahre im Genusse der Liebe glücklich dahin, als ein früher Tod ihm seine Gattinn aus den Armen riß. Zwey Jahre vorher hatte sie ihn mit einem Sohne beschenkt, der den Nahmen Bruno erhielt; jetzt kostete ihr Konrads, des zweyten Sohnes, Geburt das Leben. Adolf hatte seine Gattinn zärtlich geliebt; aber nicht minder zärtlich liebte er auch seine Söhne. Diese Lie-

be vermochte ihn zu dem Entschlusse, sich wieder zu vermählen, um den Pfändern der Liebe seiner Bertha eine Pflegerinn und Erzieherinn zu geben, so ganz auch das Andenken an diese ihm zu früh entrissene Gattinn sein Herz füllte. Adelheid, Burchards des Herrn zu Querfurt Tochter, wählte er zu seiner zweyten Gemahlinn. Sie schien ihn würdig, die Nachfolgerinn der schönen und tugendhaften Bertha zu seyn.

Bertha war ihrem Gemahle durch den Tod entrissen worden; ihrer Nachfolgerinn riß Religionseifer ihren zärtlichen Gatten von der Seite. Zwey Jahre hatte sie in seinen Armen verlebt, und vor wenigen Wochen das Geburtsfest ihres Sohnes Adolfs zum ersten Mahle gefeyert, als ihr Gemahl von ihr schied, um mit Kaiser Friedrichs Heere nach Palästina zu ziehen. Alle ihre Bitten, sie nicht zu verlassen, waren so vergebens, als die Vorstellungen des Grafen von Dassel, daß Adolf Gefahr liefe, von Heinrich dem Löwen und den verjagten Mißvergnügten, währendseiner Abwesenheit des Landes beraubt zu werden. Der Erzbischof von Cöln vereinigte sich mit dem Grafen von Dassel und der Gräfinn Adelheid; auch er bath Adolfen, nicht nach Palästina zu gehen. —

„Sonder Beschwerung eures Gewissens könnt ihr daheim bleiben," schrieb ihm Erzbischof Philipp; „denn die Vertheidigung eu=

res eigenen Landes und die Pflicht, euer Weib und eure Kinder zu schützen, müssen euch heiliger seyn, als die Wiedereroberung des heiligen Landes. Ihr seyd noch jung, Herr Graf und theurer Vetter, und könnt daher noch oft genug gen Palästina ziehen. Folgt also meinem Rathe: stellt euch jetzt krank, und wartet eine gelegenere Zeit dazu ab."

Adolf ließ sich durch nichts zurück halten. Er hatte sich auf dem Reichstage zu Goslar, wo Kaiser Friedrich der Erste die versammelten Fürsten zu einem Kreuzzuge ermunterte, mit dem Kreuze bezeichnen lassen, und war zu gewissenhaft, des Erzbischofs von Cöln Vorschlag anzunehmen, und unter dem Vorwande einer Krankheit ein Versprechen, das er gegeben hatte, unerfüllt zu lassen. Auch glaubte er keinen Anfall von Heinrich dem Löwen befürchten zu dürfen, da dieser auf dem Reichstage dem Kaiser die Versicherung gegeben hatte, sich auf drey Jahre aus Deutschland zu entfernen. Zwar stellte der Graf von Dassel Adolfen vor, daß Heinrich dieß Versprechen wahrscheinlich nicht halten, sondern so bald er des Kaisers und seine Abreise nach Palästina vernähme, nach Deutschland zurück kehren würde, um Hollstein wieder zu erobern; allein seine Vorstellungen machten keinen Eindruck auf dem Grafen Adolf. — Allerdings hätte dieser in Heinrichs Versprechen Miß-

trauen setzen sollen; aber frommer Eifer beseelte ihn so ganz, daß er den Aufforderungen kalter Überlegung kein Gehör gab. Er übergab sein Land, seine Gattinn und seine Kinder dem Schutze des Vaters seiner ersten Gattinn, einem würdigen Manne, den Adelheid so kindlich verehrte, als wenn er ihr eigener Vater gewesen wäre. Der Graf von Dassel war dieser Verehrung auch vollkommen würdig, da er die Gräfinn Adelheid und ihren kleinen Sohn so zärtlich liebte, als nur ein Vater seine Kinder lieben kann. Adolf verließ nun sein Land, für dessen Sicherheit alle Zurückgelassenen zitterten.

Die Befürchtungen des Grafen von Dassel waren nicht ohne Grund gewesen; denn kaum hatte Heinrich der Löwe in England des Kaisers und Adolfs Abreise nach Palästina erfahren, als er nach Deutschland zurück eilte. Er hielt sich einige Zeit bey dem Erzbischofe Hartwig von Bremen auf, wo ihn Markard von Westensee und die übrigen von Adolf verjagten Hollsteiner, die bisher bey dem Grafen von Ratzeburg gelebt hatten, aufsuchten. Sie bathen ihn, die Schmach zu rächen, die sie, seine Getreuen, von dem Grafen hätten erdulden müssen.

„Jetzt, gnädiger Herr," sprach Markard, „jetzt ist es Zeit, unser Eigenthum, und was wir einst eurer Güte dankten, wieder zu er-

halten, so wie ihr den Besitz von Hollstein und Stormarn wieder erkämpfen könnt, wenn ihr uns und unsern Freunden in Hollstein nur einen Theil eures Heeres zur Hülfe gebt. Viele hollsteinische Edle sind bereit, euch den Eingang in das Land zu öffnen; und damit ihr, was ich sage, nicht für leeres Vorgeben haltet, so sprecht hier selbst mit einigen derselben, die die Übrigen abgesandt haben, um euch um Befreyung von dem Joche zu bitten, das Graf Adolf ihnen aufgebürdet hat.

Heinrich der Löwe erfüllte ihre Bitten um so lieber, da die Erfüllung derselben für ihn mit so vielem Vortheile verbunden war. Er brach sogleich mit den Verjagten, an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, nach Hollstein auf, wo seine Macht durch Markards und seiner Anhänger Freunde beträchtlich vermehrt wurde. Ehe noch der Graf von Dassel ein Heer zusammen bringen konnte, mit dem er sich dem Herzoge nachdrücklich hätte widersetzen können, hatte sich dieser schon des ganzen Landes bemächtiget. Segeberg war die einzige Festung, die der Parten des Grafen übrig geblieben war.

Adelheid glaubte sich auch hier nicht sicher, daher sie nebst Adolfs Mutter den Grafen von Dassel bath, sie nach Lübeck zu geleiten, um wenigstens sich und ihre Kinder in Sicherheit zu bringen. Der Graf von Dassel ge-

währte ihnen zwar ihre Bitten sogleich; sie sahen sich aber in ihrer Hoffnung getäuscht: denn nicht lange blieben sie in ihrem erkorenen Zufluchtsorte sicher.

So bald Heinrich der Löwe sich Hollsteins bemächtigt hatte, zog er vor Bardewick, um diese Stadt dafür zu bestrafen, daß sie vor einigen Jahren die Thore vor ihm verschlossen hatte. Seine Rache war fürchterlich. Er zerstörte die ganze blühende Stadt; den Männern blieb keine Wahl übrig, als Tod oder Gefangenschaft, und selbst Weiber und Kinder entrannen der letztern nur mit Mühe.

Dieser glückliche Erfolg der ersten Unternehmungen seines Kriegszuges reitzte Heinrichen, sein Heer vor Lübeck zu führen. Erschreckt durch die Nachricht von dem traurigen Schicksale der Bardewicker, sandten die zagenden Bürger dem siegenden Herzoge einige aus ihrem Rathe entgegen, die mit ihm einen Frieden unterhandeln sollten. Sie waren glücklich in ihren Unterhandlungen, und eine Bedingung des Friedens bestand darin, daß die beyden Gräfinnen von Hollstein, nebst ihren Kindern, dem Grafen von Dassel, ihrem Gefolge und ihren Gütern völlige Freyheit haben sollten, das Land zu verlassen. Klagend und voll des herbsten Schmerzes zogen sie aus Lübeck, und flüchteten in die dem Herzoge Bernhard gehörige Feste Artlenburg.

Indeß sie daselbst ihr Unglück beweinten, gab Heinrich der Löwe seinem Kriegsbefehlshaber in Hollstein, dem Ritter Walther von Baldensile, Befehl, die Festung Segeberg zu belagern, worin ihm die dem Herzoge ergebenen Hollsteiner und Stormarner beystehen sollten. Wahrscheinlich würde auch Walther diese Festung erobert haben, wenn nicht ein Freund des Vaterlandes sie befreyet hätte. — Eggo von Sture, so hieß dieser Mann, hatte des Herzogs Partey genommen, weil dieß das einzige Mittel war, sein Eigenthum zu erhalten, war dennoch im Herzen dem Grafen von Hollstein immer mit fester Treue zugethan gewesen, und hatte bisher nur auf Gelegenheit gewartet, ihm nützlich zu werden, und öffentliche Beweise seiner unveränderten Treue zu geben. Jetzt schien es ihm, eine solche Gelegenheit gefunden zu haben. — Das Gerücht von den Grausamkeiten, welcher sich Heinrich gegen Bardewick schuldig gemacht hatte, war auch nach Hollstein gedrungen, und viele der Heinrichen ergebenen Edeln dieses Landes tadelten ihn wegen seinen Unmenschlichkeiten. Einige derselben befürchteten sogar, er möchte, wenn er erst zum ungestörten Besitze Hollsteins gelangt wäre, auf ähnliche Weise mit ihnen und den Ihrigen verfahren, weil sie einst, gemeinschaftlich mit dem Grafen Adolf, die-

jenigen verjagt hatten, die Heinrich über Hollstein zu Befehlshabern gesetzt hatte.

Eggo von Sture beschloß, diese dem Grafen Adolf günstige Stimmung zu benutzen, und lud deßhalb alle mit dem Herzoge unzufriedenen Hollsteiner zu einem Mahle in sein Zelt ein. — Die Geladenen waren fröhlich, und die herum gehenden Becher verscheuchten bald alle Zurückhaltung. Laut und bitter tadelten alle des Herzogs Grausamkeiten gegen Bardewick. „War es nicht bloß aufwallender Zorn, der den Herzog zu diesen Unthaten verleitete?" — sprach endlich einer unter ihnen. — „Sollten wir uns wahrlich nicht drängen, statt des Grafen Adolfs den Herzog Heinrich den Löwen zu unserm Herrn zu machen?"—„Aufwallender Zorn konnte es wohl nicht seyn," wendete Eggo ein, „auf dessen Antrieb Heinrich Bardewick zerstörte; denn Zorn darf nicht so lange brennen, als Heinrichs Grausamkeit dauerte." — „Ihr habt Recht, Herr Ritter," antwortete einer der Gäste; „Zorn, wenn man ihn aufwallend nennen will, muß bald wieder verfliegen. Nein es war nicht Zorn, sondern Grimm und Tyranney, die in Heinrichs Busen brannten, und ihn zu Bardewicks Zerstörung entflammten. Er hat den Nahmen, den er führet, beschimpft, und sollte hinfort nicht mehr Heinrich der Löwe, nein, Heinrich der Tie-

ger sollte er heißen, denn so, wie er jetzt wüthete, wüthet nur dieses Unthier." — „Mich schaudert, edle Ritter und Waffengenossen," fing Eggo wieder an, „wenn ich daran denke, daß wir uns jetzt selbst aufreiben, um uns einem Tieger zur Beute zu geben, der vielleicht jetzt schon die Zähne fletscht, um uns zu zerreißen. Ich fürchte das Joch, das er uns auflegen wird, noch drückender, als das, welches wir jetzt abzuwerfen streben." — „O nein, Herr Ritter," erwiederte ein anderer, „drückender kann es nicht werden; denn ihr selbst müßt gestehen, daß Graf Adolf uns hart beschwerte." — „Wenigstens," entgegnete Eggo, „that er es nicht eher, als bis Heinrich ihn dazu nöthigte. Da Graf Adolf alle Kräfte aufboth, um Heinrichen ein ganzes Heer zu Hülfe zu führen, begann seine Regierung drückend zu werden, und daß sie es in der Folge noch mehr wurde, war lediglich auch Heinrichs Schuld.. Adolf hätte nicht nöthig gehabt, seine Getreuen zu beschweren, wenn Heinrich nicht viele seiner Edlen ihm untreu gemacht hätte. Er streuete den Samen der Uneinigkeit unter sie; er war es, der Freunde wider Freunde aufhetzte, und Bürgerblut fließen machte, und er ists, auf dessen Anregen es jetzt wieder in Strömen rinnt. Wahrlich, Freunde, es ist viel gewagt, einem Manne sich in die Arme werfen zu wol=

len, der so vieles Elend über uns brachte." — „Und wenn er auch sanft und mild über uns herrscht," wendete einer ein, „so biethet sich doch unsern Blicken eine schreckliche Zukunft dar. So bald Graf Adolf und Kaiser Friedrich aus dem heiligen Lande zurück kehren, werden sie Heinrichen wieder aus Hollstein verjagen, und das Land verheeren, wie es jetzt Heinrich verheeret." — „Ja, Ritter," rief Eggo, „wir werden des Elendes kein Ende sehen, wenn wir uns Heinrichen ergeben. Mein Entschluß ist daher gefaßt. Ich verlasse seine Partey; und wer ein biederer Hollsteiner ist, der folge mir nach, und schwöre auf sein Schwert, dem Grafen Adolf treu zu seyn, und sich dem Heere Heinrichs, des Tiegers, nach allen Kräften zu widersetzen! Glühet in euch noch Liebe für euer bedrängtes Vaterland; so thut, was ich euch rathe: ist sie aber aus eurem Herzen gewichen, o so bitte ich euch, stoßt mir das Schwert in die Brust, damit ich den Gräuel der Verwüstung nicht sehe, der mein mir so theures Vaterland entvölkern wird!" — „Ihr verkennet uns!" riefen alle einstimmig: „nein, noch flammt Vaterlandsliebe in unsern Herzen. Wir waren nur irre geleitet, und schwören jetzt dem Grafen Adolf auf das Neue unverbrüchliche Treue."— „Dank euch wackere Brüder!" rief Eggo; „aber laßt uns nun

auch eilen, sie zu beweisen. Die Belagerung Segebergs biethet uns Gelegenheit dazu dar. Auf, ihr Vertheidiger Hollsteins! auf, sie zu benutzen! Laßt uns, wenn Walther von Baldensile Befehl zum Sturme gibt, das, so viel ich weiß, morgen geschehen wird, ihm und den Seinigen in den Rücken fallen."

Alle Versammelten versprachen dieß zu thun, und des andern Tages kamen sie auch ihrem Versprechen treulich nach. Sie siegten über Heinrichs Heer; Walther selbst wurde gefangen und in die Festung gebracht, die er vorher belagert hatte. — Kaum war die Nachricht von der glücklichen Wendung, die Hollsteins Schicksal genommen hatte, nach Artlenburg gekommen, als die Gräfinnen von Hollstein, auf Zureden des Grafen von Dassel, sich entschlossen, in ihr Land zurück zu kehren. Sie nahmen ihren Aufenthalt zu Segeberg, und der Graf stellte sich an die Spitze der getreuen Hollsteiner, und führte sie in die Nähe Lübecks, wo ein Heer Heinrichs des Löwen stand. Es gelang dem Grafen von Dassel, dieß Heer zu schlagen, und einige Anführer desselben zu Gefangenen zu machen, durch welchen Sieg die Hoffnung in ihm rege wurde, Hollstein bald von seinen Feinden befreyen zu können; aber einige Zeit nachher wurde sie noch vermehrt.

Kaiser Friedrich der Erste hatte zwar in

Palästina Lorbern erkämpft, aber auch seinen Tod daselbst gefunden. Er ertrank in dem Flusse Calycadmus, und sein Sohn, Heinrich der Sechste, folgte ihm auf dem kaiserlichen Throne. Erzürnt, daß Heinrich der Löwe dem seinem Vater gegebenen Versprechen nicht gemäß gehandelt hatte, sondern vor der fest gesetzten Zeit nach Deutschland zurück kehrte, und den Grafen von Hollstein seines Landes beraubte, drang er in Heinrichs Land, und fiel Braunschweig an, mit dem festen Entschlusse, es zu zerstören. Der Winter machte ihm die Erfüllung desselben unmöglich, und Heinrich der Löwe war indessen so glücklich, sich beynahe ganz Hollstein wieder zu unterwerfen. Die Gräfinnen und der Graf von Dassel sahen sich genöthigt, das Land von neuem zu verlassen, und sich zum zweyten Mahle nach Artlenburg zu flüchten.

Kaiser Heinrich machte mit Heinrich dem Löwen Friede — und hier ist es, wo die Geschichte unseres Adolfs beginnt. Daß Heinrich der Löwe den Bedingungen des Friedens nicht nachkam, haben unsere Leser im ersten Kapitel aus dem Munde des Ritters Eggo gehört; denn dieser war es, der den Grafen von Dassel benachrichtigte, daß Heinrich der Löwe weder Braunschweig noch Lauenburg geschleift hätte. Wir enden nun dieses Einlei=

tungskapitel, und fahren in der Geschichte Adolfs des Vierten fort.

III.

Adolf verlangt gefesselt zu werden.

Der kleine Adolf hatte also, wie aus den vorigen Blättern hervor geht, hohe Ursache zu wünschen, daß die gemahlten Reiter, die er weinend betrachtete, sich in lebendige verwandeln möchten. Dieser Wunsch konnte freylich nicht erfüllt werden; aber bald wurde es ein anderer, der allen, die sich in Artleben befanden, so wie jedem getreuen Hollsteiner, an den Herzen lag. Dieser Wunsch war: die Befreyung Hollsteins von der Bedrückung Heinrichs des Löwen.

Bekrönt mit Ruhme, den er in den Gefechten mit den Saracenen erwarb, erfuhr Adolf der Dritte zu Tyrus, was in seinem Lande vorging. Getrieben durch Liebe zu den Seinigen und zu seinem Lande, und selbst von vielen Geistlichen aufgemuntert, verließ er eilends das heilige Land, um sein väterliches Erbe zu schützen. Er zog durch Schwaben, wo ihm Kaiser Heinrich die beste Hoffnung zur Wiedereroberung desselben machte, ihm kräftigen Beystand versprach, und ihn endlich mit Geschenken überhäuft entließ. Hierauf begab er sich nach Schauenburg, einer Grafschaft, die seine Väter schon vorher

besessen hatten, ehe sie zu dem Besitze Hollsteins gelangten. Hier bemerkte er zu seinem großen Verdrusse, daß ihm der Weg nach Hollstein versperrt war, und daß die an der Elbe gelegenen Örter sich in den Händen Heinrichs des Löwen befanden. Er sah sich also genöthiget, im Auslande Hülfe zu suchen, und er fand sich bey dem Markgrafen Otto dem Zweyten von Brandenburg und bey dem Herzoge von Sachsen. Mit einem mächtigen Heere begleiteten ihn beyde nach Artlenburg.

Drey Tage nachher, als der kleine Adolf seinen frommen Wunsch geäußert hatte, blies der Burgwächter zu Artlenburg Ritter an; und kaum hatte er geblasen, da stürzte ein Knappe in das Gemach der Gräfinn Adelheid, und rief freudig aus:

„Glück auf, gnädige Frau, euer Herr und Gemahl kommt mit einem gewaltigen Heere angezogen. Bald werden sich nun die getreuen Hollsteiner der Gegenwart ihrer geliebten Herrschaft wieder erfreuen können."

Kaum hatte er geendet, als der kleine Adolf in das Zimmer gesprungen kam, und sich seiner Mutter in die Arme stürzte.

„Freue dich, liebe Mutter!" schrie er; „der Vater ist da! Komm, daß wir ihm entgegen eilen! Aber gib mir erst das kleine Schwert her, das du mir gestern geschenkt hast. Der

Vater wird sich gewiß freuen, wenn er mich damit umgürtet sieht."

Adelheid hohlte das Schwert, nahm dann den Knaben auf den Arm, und flog mit ihm die Treppe hinab, ihrem Gatten entgegen.

Wir wollen keinen Versuch machen, die Freuden des Wiedersehens zu schildern, die Adelheid und ihren Gatten belebten: als er seinen Arm um ihren Nacken schlang, und seine Lippen fest auf den ihrigen ruhten, schwiegen sie so in heißer Umarmung, und: mein Sohn — meine Adelheid — dieß waren alle Worte, deren sie fähig waren.

Adolf hatte indessen die Wange seines Vaters gestreichelt; jetzt fragte er: „Aber Vater, siehst du mich denn nicht?"

„O mein Bruno!" rief Graf Adolf aus — nahm den Knaben seiner Gattinn ab, und drückte ihn an seine Brust.

„Du kennst mich nicht?" sagte der Kleine „Ja ich hätte dich auch nicht gekannt, wenn man mir nicht gesagt hätte, daß du mein Vater wärest; und dir wird es wohl niemand gesagt haben, daß ich dein Adolf bin."

„Du Adolf?" fragte der Graf verwundert, und küßte seinen Sohn noch feuriger, als vorher — „doch jetzt besinne ich mich erst meiner langen Abwesenheit. Ich dachte dich mir noch als den Säugling, wie ich dich verließ, und nun bist du so groß worden, als mein Bru-

no war, da ich nach Palästina zog. Aber wo sind meine ältern Söhne?"

„Hier, lieber Vater!" riefen Bruno und Conrad; die indessen auch herbey gekommen waren.

Der Graf umarmte auch diese, und sprach dann: „Gott sey Dank, daß ich alle meine Lieben gesund wieder finde! Dieß vermindert den Schmerz, den ich über das Unglück empfinde, das sie und mein Land in meiner Abwesenheit betraf. Doch, seyd fröhlich, ihr Lieben! bald wird es sich ändern; denn mit Gottes und Bernhards und Otto's Hülfe hoffe ich mein Land dem räuberischen Heinrich bald wieder entreißen zu können."

Adolf hatte indessen mit dem Schwerte seines Vaters gespielt. „O das schöne Schwert!" — rief er jetzt aus — „wenn ich doch auch ein solches schwingen könnte!"

Der Graf blickte auf den Knaben hinab. „Sieh doch," sprach er lächelnd zu ihm — „du hast ja auch schon ein Schwert."

„Ja, Vater," antwortete Adolf — „aber nur ein ganz kleines, das kaum einer Taube den Kopf abhauen kann."

„Gedulde dich, lieber Sohn!" erwiederte der Graf — „wenn du größer wirst, geb' ich dir das meinige."

„Das ist eben nicht gut," entgegnete Adolf, „daß ich noch nicht größer bin. Wär' ich

schon groß, so hättest du, lieber Vater, jetzt gewiß nicht nach Artlenburg kommen sollen. Entweder hättest du dein Land wieder frey von Heinrichs Heere, oder deinen Adolf todt gefunden."

Der Graf hob seinen Sohn noch ein Mahl zu sich empor, und bedeckte ihn mit Küssen. „Gott erhöhe diesen Gedanken einst zu einem Grundsatze; so werden die Hollsteiner an dir einen würdigen Vertheidiger finden" — sprach er zu ihm.

Der Graf ging nun mit den Seinigen in die Burg, wo sie sich von neuem umarmten. Zwey Tage verweilte er bey ihnen, und freuete sich der Wiedervereinigung, und besonders des guten Herzens und der Äußerurgen des Muthes seines kleinen Sohnes. „Wächst der Knabe so fort im Guten, wie er begonnen hat" — sprach er einst zu seiner Gattinn — „so wird er so gut werden, als du, liebes Weib, bist, und so tapfer als sein Großvater."

„Das hoffe ich," erwiederte Adelheid — „jederzeit werde ich es mein emsigstes Bestreben s yn lassen, ihn zum Guten zu bilden."

Graf Adolf umarmte kurz nachher die Seinigen noch ein Mahl, und schied dann von ihnen, um sich zu dem Heere zu begeben, mit dem er sein Land wieder zu erobern hoffte. Der Graf von Dassel begleitete ihn, Adelheids fromme Wünsche folgten ihm nach, und

der kleine Adolf weinte, daß er nicht auch mit seines Vaters Heere ziehen konnte.

Der Graf von Hollstein war in seinem Kriegszuge glücklich, und bemächtigte sich nicht nur seines ganzes Landes wieder, sondern vergrößerte es auch durch die Grafschaft Stade, und den völligen Besitz von Lübeck. Wir wollen die Vorfälle dieses Kriegs nicht weitläuftig erzählen, so wie wir überhaupt alles, was Adolf dem Dritten noch begegnete, nur kurz berühren wollen, um geschwinder zu dem Zeitpuncte fortzuschreiten, wo wir uns mit seinem Sohne allein beschäftigen werden.

Kaum hatte Graf Adolf in seinem Lande die Ruhe wieder hergestellt, als er zum zweyten Mahle nach Palästina zog. Er erwarb sich in diesem Kreuzzuge noch mehr Ruhm, als in dem ersteren; und kaum war er nach Europa zurück gekehrt, als er auch hier Beschäftigung für sein Schwert fand. Markgraf Otto der Zweyte war mit dem Könige von Dänemark, Knut dem Sechsten, in Streit gerathen, und bath jetzt den Grafen von Hollstein um seinen Beystand, den er ihm um so weniger verweigerte, da er der Hülfe, die der Markgraf ihm einst leistete, die Wiedererlangung seines Landes zum Theile zu danken hatte. Knut, der vorher schon wider den Grafen aufgebracht gewesen war, weil

er an der Fehde Theil genommen hatte, in welcher Herzog Waldemar von Schleswig mit ihm lebte, that noch mehr, und beschloß, sich nachdrücklich an dem Grafen zu rächen.

Dieser hatte dieß voraus gesehen, und daher ein Heer zusammen gebracht, an dessen Spitze er, verbunden mit dem Markgrafen Otto, den König von Dänemark nicht zu fürchten hatte. Das vereinigte Heer rückte dem Könige bis an die Eyder entgegen, und fand ihn mit einem ebenfalls ansehnlichen Heere am jenseitigen Ufer dieses Flusses. Otto und Adolf, nebst den Heerführern der fremden Völker, die der letztere in Sold genommen hatte, hielten es nicht für rathsam, über den Fluß zu setzen; und der König schien dazu eben so wenig geneigt. Er sah voraus, daß er durch Zaudern eben so viel gewinnen würde, als durch eine Schlacht, da Graf Adolf zu einem zweyten Feldzuge kein so großes Heer würde aufbringen können, als er jetzt mit Aufwand vieler Kosten gesammelt hatte. Er blieb daher eine Zeit lang im Felde stehen, und zog dann wieder ab, ohne daß Adolf, so groß auch sein Heer war, etwas hätte ausrichten können; denn es gelang ihm nicht, seine Gefährten dahin zu bereden, daß sie seinem Willen gemäß gehandelt hätten, und über die Eyder gegangen wären.

Das Jahr nachher sah sich Adolf zum zwey=

ten Mahle vom Könige Knut angegriffen und genöthigt, einen nachtheiligen Frieden mit ihm zu schließen, weil er allein zu schwach, sich dem Könige zu widersetzen, und sein Schatz zu sehr erschöpft war, um sich durch Hülfsvölker verstärken zu können. Er mußte dem Könige das Schloß Rendsburg abtreten, wodurch diesem der Eingang zu Hollstein offen wurde. Der Streitigkeiten zwischen Knut und Adolf wurden nun immer mehrere, und sie endigten zuletzt für einen der streitenden Theile auf eine traurige Art.

Der Aufwand, welchen dem Grafen sein erster Kriegszug gegen den König verursacht hatte, nöthigte ihn, zur Vermehrung seines Schatzes, Mittel zu ergreifen, deren er sich außer dem nicht bedient haben würde. Er belegte einige der vornehmsten Edlen mit Geldstrafen, wodurch er sie zum Mißvergnügen über ihn reitzte. Sie murrten laut, und Adolfs Feinde, außerhalb seines Landes, beschlossen, sich mit diesen, die sich in dem Innern desselben befanden, zu verbinden.

König Knut und sein Bruder, der Herzog Waldemar von Schleswig, bey dem sich viele von denen aufhielten, die einst Graf Adolf aus dem Lande jagte, als er es Heinrich dem Löwen wieder entriß, sandte einige verschmitzte Leute von ihren Getreuen nach Hollstein, mit dem Befehle, das glimmende Feuer der

Zwietracht zur lohen Flamme anzublasen. Es gelang diesen Friedensstörern, eine große Menge derer, die bisher dem Grafen noch getreu gewesen, von ihm abzuziehen, und Herzog Waldemar, so bald er dieß erfuhr, säumte nun nicht länger, seinen Plan auszuführen. Mit einer großen Macht drang er nach Hollstein, schlug den Grafen, dessen empörtes Heer nur einen schwachen Widerstand leistete, und nach kurzer Zeit blieben dem Grafen von seinen Festen und Schlössern nur noch Lauenburg, Segeberg und Travemünde übrig. Dennoch verzagte er noch nicht, sondern rief alle seine Freunde herbey, um ihm beyzustehen. — Unter diesen befanden sich unglücklicher Weise einige Scheinfreunde, die ganz auf dänischer Seite waren, und, unter der Larve guter Rathgeber, den Grafen vollends ins Verderben stürzten. Auf ihr Anregen wurde er von seinem Heere gebethen, ihm während der eingebrochenen Weihnachtsfeyertage einige Zeit zur Ruhe und Erhohlung zu gönnen.

„O ich bitte euch, tapfere Waffengenossen! denkt jetzt an keine Ruhe, sondern nur daran, wie wir unsere Feinde aus dem Lande treiben können," antwortete der Graf von Hollstein. „Können wir erst fröhlich seyn, ohne daß uns die Furcht stört, unsere Freude durch einen Überfall der Dänen in Trau-

rigkeit verwandelt zu sehen; dann, Freunde, wollen wir der Ruhe und der Erhohlung genießen! Jetzt aber sey das nur unsere einzige Sorge, diese Sicherheit zu erkämpfen. Auf daher, tapfere Gefährten! auf zur Rache wider die, die uns unsere Freude raubten!"

Graf Günzel von Schwerin, der einst schon dem Grafen eine Grube grub, sich aber jetzt wieder gar freundlich stellte, und ihm zu Hülfe gekommen war, stürzte ihn jetzt, verbunden mit dem slavischen Fürsten, Heinrich Burwin, in eine andere. — „Freylich, Herr Graf, wäre es besser, wenn wir uns in Sicherheit freuen könnten," sprach Graf Günzel; „aber dieser Zeitpunct ist noch nicht angetreten, ob ich gleich der festen Zuversicht lebe, daß sie nicht mehr fern ist. Gewährt aber immer die Bitte eures Heeres; denn während der Weihnachtsfeyertage habt ihr nichts von den Dänen zu fürchten." „Nein, gewiß nicht;" setzte Heinrich Burwin hinzu; „denn jetzt, da sie schwelgen und schmausen, werden sie an keinen Überfall denken." —

„So laßt uns sie überfallen!" sprach Graf Adolf. — „Das wollen wir am dritten dieser Tage," erwiederte Graf Günzel, „wo wir ohne Zweifel die mehresten unter ihnen trunken finden werden. Heute und morgen laßt

eure Leute rasten, damit sie dann desto muthiger sind." —

Der Graf von Hollstein ließ sich hierzu überreden, und hierauf Bier und Wein unter sein Heer vertheilen; aber wie sehr erschrak er, als das Geschrey: Zu den Waffen! das erste war, was er des andern Morgens vernahm. Kaum war dieser fürchterliche Ruf in sein Ohr gedrungen, als er vom Lager aufsprang, und sich bewaffnete. Zwey Unglücksbothen erschreckten ihn jetzt noch mehr. Der eine brachte die Nachricht, daß Graf Günzel mit den Seinigen geflohen wäre; und der zweyte meldete das Nähmliche von dem Fürsten Burwin. — Adolf sah sich mit seinem verminderten Heere auf allen Seiten von Feinden umrungen, die wüthend auf ihn eindrangen, und bey allem Muthe, der ihn, und die bey ihm geblieben waren, beseelte, war ihm nichts übrig, als sich zu ergeben. Er sandte seine Abgeordneten an den Herzog Waldemar, um über die Bedingungen zu verhandeln, unter welchen er seine Freyheit behalten könnte. Diese wurde ihm bewilligt; jedoch unter Bedingungen, die dem Grafen nicht viel weniger schmerzhaft waren, als der Verlust seiner Freyheit. Er sollte Lauenburg übergeben, wozu er sich nie entschlossen haben würde, wenn er nur noch die geringste Hoffnung gehabt hätte, sich auf eine andere

Art zu retten. — Graf Günzel erhielt von dem Herzoge den Auftrag, den Grafen Adolf nach Lauenburg zu begleiten, damit er selbst die Übergabe bewirken könnte. So mißfällig auch dem letztern die Gesellschaft dieses Mannes war, dem er alles Unglück zuschreiben mußte, welchem er jetzt erlag; so innig dankte er ihm auch nach weniger Zeit sein Leben, das allein Günzels Vorsorge erhielt. —

Kaum hatten nähmlich die Ditmarser, die sich bey Waldemars Heere befanden, die Nachricht gehört, daß Adolf in Günzels Lager wäre; als sie mit dem festen Vorsatze, ihn zu tödten, dahin eilten. Der Graf von Schwerin sah den Auflauf vor seinem Zelte, und eilte hinaus, um sich nach der Ursache desselben zu erkundigen. — „Was wollt ihr?" rief er den Ditmarsern zu; „es ist ja kein Feind in der Nähe, daß ihr so tobt und wüthet." — „Wir wollen den Mann," antworteten die Ditmarser, „der unser Land verheerte, und unsere Brüder tödtete, oder mit Sclavenfesseln belegte. Er ist in euerm Zelte, Herr Graf! und wir verlangen Genugthuung, damit wir durch den Tod des Barbaren den Tod unserer wackern Brüder rächen. Heraus mit dem Verräther Adolf, damit unsere Rache nicht auch euch treffe!"

Graf Günzel gab sich alle Mühe, die wüthenden Ditmarser zu besänftigen; aber sie

war vergebens, und jene machten Miene auf sein Zelt los zu stürmen. Graf Adolf, so unverzagt er auch schon oft dem Tode entgegen gegangen war, zitterte bey dem Gedanken, meuchelmörderisch getödtet zu werden. Günzel, der dieß vermuthete, wendete sich gegen ihn zurück, gab ihm die Versicherung, daß er wegen seines Lebens außer Sorgen seyn könnte, und steuerte nun dem Eindringen der Ditmarser mit Gewalt, weil Güte fruchtlos war.

Kurz nachher brach Günzel mit seinem Gefangenen auf. Sie erreichten Lauenburg, und hier wurde das Maß der Leiden Adolfs voll. Alle seine Bitten konnten die Lauenburger nicht dazu bewegen, sich zu ergeben. —

„Nein, Graf!" riefen sie; „wir wollen nicht unsere Freyheit verscherzen, um die Freyheit eines Mannes zu erhalten, der nicht fähig ist, uns zu schützen. Waret ihr so feige, daß ihr euch ergabt, ehe ihr noch schlugt, so empfindet nun auch den Lohn eurer Feigheit. Unbedauert von uns könnet ihr in Fesseln schmachten. Wir wollen uns keinen Herrn aufdringen lassen; ist einer eurer Söhne tapferer, als ihr, so wählen wir diesen; sind sie aber alle so feig, als ihr seyd, so wählen wir einen andern tapfern Mann zu unserm Oberherrn; denn dem, an den ihr uns verkauftet, werden wir uns nie ergeben."

Schrecken benahm dem unglücklichen Grafen Sprache und Bewußtseyn; dann erst kehrte das letztere zurück, als er sich mit schimpflichen und unverdienten Fesseln belegt, so wohl von seinen Begleitern, als von den Lauenburgern verspottet und gehöhnt sah. Zu denken vermochte er jetzt, obgleich seine Gedanken einem verworrenen Traume glichen; aber die Kraft zu sprechen kehrte noch nicht wieder. Unmenschlich — dieß war alles, was er murmeln konnte. Durch sein Unglück bis zur Sinnlosigkeit niedergedrückt, führte ihn Graf Günzel weiter. Verzweiflung sprach aus Adolfs Mienen, und das Zusammenschlagen mit seinen Ketten, so wie sein Zähnknirrschen, drückten die Wuth aus, die in seinem Busen brannte. — Günzel, dieser unversöhnliche Feind Adolfs, nahm nicht den nähesten Weg nach Dänemark, wohin er den Grafen in ein Gefängniß bringen sollte. Er fand ein unmenschliches Vergnügen daran, ihn beynah durch alle Gegenden des Landes zu führen, das Adolf vorher beherrscht hatte; und die Spottreden einiger mit dem Grafen unzufriedenen Hollsteiner, welche die Verzweiflung, die diesen unglücklichen Mann folterte, noch vermehrten, waren für die Ohren des grausamen Grafen von Schwerin ein lieblicher Wohlklang. — Stumm hatte Adolf bisher den Weg zurück gelegt; nur Seufzer dräng-

ten sich bisweilen aus seiner Brust hervor. Jezt, da er nicht fern von Segeberg war, sprach er zuerst wieder. — „Wenn ihr mich nicht rasend machen, mein Weib nicht tödten wollt," wendete er sich zu dem Grafen von Schwerin; „o so beschwöre ich euch, zieht mit mir nicht Segeberg vorüber! Hier sind meine Gattinn und meine Kinder, die vielleicht noch nichts von dem Unglücke wissen, das mich zermalmt. Ist in eurem Busen noch ein Überrest von menschlichem Gefühle; o so laßt sie dieß Unglück nicht in seiner schrecklichsten Gestalt erblicken!"

„Wir ziehen Segebergs Mauern vorüber," sprach Günzel mit einer Fühllosigkeit, die sich mit keinem Beyworte bezeichnen läßt.

„Ich bitte nicht für mich, sondern für eine liebenswürdige Gattinn, für eine Mutter, die dem Grabe nahe ist, und für drey unmündige Kinder, die euch alle nie beleidigten. Laßt mich jetzt nicht vergebens flehen, Graf!" sprach Adolf im Tone der Verzweiflung, und warf sich zu den Füßen des Unmenschen. Seinen Augen entstürzten Thränen, und halb laut fuhr er fort: „O Gott, mußte ich so tief erniedriget werden, daß ich nun vor einem Menschen knien muß!"

„Ich bin für euch besorgter, als ihr denkt," erwiederte Günzel, „und will mit euch nach Segeberg gehen, damit ihr eure Mutter, eu=

eure Gemahlinn und Kinder auffordern könnt, daß sich Lauenburg ergibt, wodurch ihr eure Freyheit wieder erhalten könnt."

„Lieber den Tod," rief Adolf, „als nach Segeberg! gebt mir ihn, und ich werde euch feuriger danken, als da ihr mein Leben wider die Ditmarser schütztet. — „Ihr zieht vor Segebergs Thore!" befahl Günzel den Vorangehenden, und wendete sich hinweg von dem Grafen von Hollstein, ohne ihm zu antworten. Als sie vor der Festung angekommen waren, rief Günzel einem der Burgwächter zu: „Sagt der Gräfinn von Hollstein, wenn sie ihren Gemahl sprechen wolle, so sollte sie zu uns heraus kommen." — Der Burgwächter verlangte den Grafen zu sehen, und schrie laut, als man ihm den Gefesselten zeigte, den er zwar schon gesehen, aber ihn nicht für den Grafen gehalten hatte. — „Das wäre unser gnädiger Herr, Graf Adolf von Hollstein?" fragte er mit der Miene des Unglaubens. — „Er ist es;" erwiederte Graf Adolf; „aber, ich bitte dich, laß die Thore nicht öffnen! Schweig, und sage meiner Gemahlinn kein Wort, daß du mich sahst!"

Der Burgwächter that nicht, was Adolf verlangte; im Gegentheile rief er seinen Gefährten zu, und bald wurde das Geschrey: Zu den Waffen! auf, unsern gefangenen Grafen zu retten! allgemein. Günzel zog sein

Schwert, und schrie den Hollsteinern in der Feste zu: „So bald es einer von euch wagt, gewaffnet zu uns zu kommen, oder von der Mauer herab auf uns zu schießen, ist euer Graf des Todes." — Adolf bath sie nachher, seiner Gemahlinn das Herauskommen zu verwehren, damit sie nicht auch in die Hände seines Feindes fallen, und gleiches Schicksal mit ihm haben möchte. — Kaum hatte er geendet, als Adelheid schon mit ihren Kindern heraus stürzte. Die Besatzung wollte ihren Vorsatz ausführen, und fing bereits an, sich heraus zu drängen; aber der Zuruf Günzels, der sein Schwert über Adolfs Haupte schwang, und die Bitten des letztern, sein und seiner Gattinn und Kinder Leben zu schonen, vermochten sie endlich, ruhig stehen zu bleiben. Adelheid war indessen auf ihren Gemahl zugeeilt, der seine Arme empor hob, um die geliebte Gattinn an seine Brust zu drücken; aber so bald diese das fürchterliche Rasseln seiner Ketten gehört hatte, sank sie leblos zu Boden. — „Nun habt ihr euer Werk vollendet!" sprach Adolf wüthend zu Günzeln, und schlug verzweiflungsvoll mit seinen Ketten zusammen. Einige Augenblicke machte der Schmerz ihn stumm; dann wendete er sich hinweg von der schrecklichen Scene, und rief aus: „Ruhe sanft, meine Adelheid! und ihr, meine Kinder, lebt wohl!"

Der junge Adolf, der sich bisher nebst seinen Brüdern mit seiner Mutter beschäftigt hatte, stürzte sich jetzt zu Günzels Füßen.

„O ich bitte euch, Herr Graf!" sprach er zu ihm; „laßt meinem Vater die Fesseln abnehmen, und mich damit belegen. Gern will ich euer Gefangener seyn, wenn ihr nur meinen Vater frey laßt." — Er hatte Günzels Knie fest umschlossen, und nur mit Mühe konnte sich dieser von ihm los machen, worauf er befahl, den Knaben hinweg zu bringen; allein dieser sprang auf, umklammerte seinen Vater, und rief Günzeln zu: „Wollt ihr meinen Vater nicht frey lassen, so nehmt mich wenigstens auch mit. — Ich will eure Leiden zu versüßen suchen!" fuhr er gegen seinen Vater fort.

Mit Gewalt mußte der Jüngling von seinem Vater hinweg gerissen werden. Er wurde nun der Besatzung übergeben, die Günzels über Adolf gezucktes Schwert kaum vermögend gewesen war, zurück zu halten. Der Graf von Hollstein verbarg sein Gesicht, und Günzel gab Befehl, weiter zu ziehen.

Lautes Jubelgeschrey tönte Graf Günzeln entgegen, als er nach einigen Tagen seinen Gefangenen nach Dänemark brachte, wo er sogleich in ein Gefängniß abgeführt wurde.

IV.

Graf Adolf der Dritte sieht die Seinigen wieder.

Ein Jahr hatte Adolf bereits in seinem Gefängnisse geschmachtet, als König Knut nach Hollstein kam. Travemünde unterwarf sich ihm, und Segeberg und Lauenburg waren nur die einzigen zwey Festen, die des Grafen Leute noch besetzt hielten. Knut und sein Bruder Waldemar beschlossen, mit der Einnahme derselben die Eroberung Hollsteins zu vollenden. Diesem Entschlusse gemäß zog Waldemar vor Lauenburg, umschloß die Feste mit starker Heereskraft, betrog sich aber dennoch in der Hoffnung, sie bald zu erobern. Die Lauenburger wehrten sich verzweifelt, und Waldemar war genöthigt, wieder abzuziehen. Um sich aber eine zweyte Belagerung dieser Festung zu erleichtern, führte er das Schloß Haddenburg, das von den Lauenburgern zerstört worden war, wieder auf, versah es mit einer starken Besatzung, und brach nun nach Segeberg auf.

Lange schon hatte eine Abtheilung des dänischen Heeres diese Festung belagert, aber noch nicht den geringsten Vortheil erlangt. Der tapfere Graf von Dassel war Befehlshaber darin, und sein Beyspiel und die Gegenwart der beyden Gräfinnen von Hollstein und der Söhne des unglücklichen Adolfs er-

munterten die Besatzung zu tapferer und muthvoller Gegenwehre. Sie hatten öftere Ausfälle gethan, wodurch sie nicht nur dem Dänischen Heere sehr schadeten, sondern auch ihre Festung mit Lebesmitteln versahen, die sie den nahe wohnenden Landleuten abnahmen. Der Vorrath derselben, die Hoffnung, wenn er aufgezehrt wäre, wieder neuen zu erhalten, die Stärke der Festungswerke, die Tapferkeit des Grafen von Dassel, und die Liebe und Treue für Adelheid und ihre Söhne scheuchten jeden Gedanken an eine Übergabe weit von den tapfern Segebergern; bis endlich, als Herzog Waldemar vor ihre Festung kam, ihre Tapferkeit der Überlegenheit desselben weichen mußte. — Waldemar umringte mit seinem zahlreichen Heere ganz Segeberg, und benahm hierdurch den Belagerten, neben der Möglichkeit, einen Ausfall zu wagen, zugleich die Hoffnung, wenn ihre Lebensmittel aufgezehrt wären, neuen Vorrath zu erhalten. Nach einigen Wochen wurde der lezte Überrest derselben vertheilt; aber noch immer verließ die tapfere Besatzung der Muth nicht. Die Hoffnung eines Entsatzes richtete sie auf, ob sie sich gleich auf weiter nichts gründete, als auf die Vermuthung, daß noch mehrere Hollsteiner dem Hause des Grafen Adolfs so ergeben seyn würden, als die Bewohner Segebergs. Gestützt auf diese

schwache Hoffnung, ließen sie auch da den Muth noch nicht sinken, als schon seit einigen Tagen die fürchterlichste Hungersnoth in der Festung wüthete. Indeß sie noch immer die Mühlen gehen ließen, um den Belagerern den Mangel, welcher sie drückte, nicht zu verrathen, schossen sie mit noch ungeschwächter Kraft von den Mauern herab. Als endlich der Hunger bereits einige der Bewohner getödtet hatte, forderte die Gräfinn Adelheid die Besatzung selbst zur Übergabe auf.

„Laßt ab, edle Männer, mit eurer Gegenwehr!" sprach sie zu ihnen; „opfert der Liebe zu mir und meinen Kindern nicht euch alle auf! Jetzt schon muß ich den Tod mehrerer eurer Mitbürger beweinen, den sie für mich erduldeten; gebt euch ihm nicht auch Preis, sondern ergebt euch dem Sieger, und erhaltet euer Leben."

„Habt Geduld, gnädige Frau!" antworteten einige von den Anführern der Besatzung; „vielleicht kommt Entsatz."

„Leere Hoffnung!" erwiederte Adelheid. „Die Treue gegen ihren Herrn ist in den Herzen aller Hollsteiner erstorben; nur in euch lebt sie noch!"

Hunger und Beschwerden hatten die mehrsten bereits so entkräftet, daß sie kaum noch sich aufrecht zu erhalten vermochten; dennoch beschlossen sie noch einen Tag auf Entsatz zu

warten. Er verging, und es kam kein Entsatz. Statt dessen aber sandte Waldemar einen Trompeter ab, die Besatzung noch ein Mahl zur Übergabe aufzufordern. — Diese Aufforderung kam den Belagerten sehr erwünscht; denn sie hofften nun billigere Bedingungen zu erhalten, als wenn sie sich selbst zur Ergebung erbothen hätten. Sie freueten sich, daß sie ihre leeren Mühlen hatten gehen lassen, und eilten, Abgeordnete an den Herzog zu senden, um mit ihm in Unterhandlungen zu treten. — Waldemar, der mit seinen Kriegern der Beschwerden müde war, die sie von dem einbrechenden Winter im Lager vor Segeberg hatten erdulden müssen, machte so billige Bedingungen, als die Belagerten kaum erwartet hatten.

Sie sollten mit ihrem Vermögen freyen Abzug haben, und die Burgmänner in dem Besitze ihrer Lehen nicht gestört werden.

Adelheid ging nach der Übergabe mit ihren Kindern und der Mutter ihres Gatten nach Schauenburg, indeß sich der Graf von Dassel nach Lauenburg begab, um zu versuchen, ob er die Bewohner desselben wieder zur Treue gegen seinen Eidam zurück bringen könnte. — Längst schon hatten die Lauenburger ihre dem Grafen Adolf erwiesene Härte bereuet, und wünschten ihm die Freyheit, die er durch sie verlor, wieder verschaffen zu

können; nur wollten sie dieß nicht durch Ergebung an Waldemar, der unterdessen nach dem Tode seines Bruders Knut, König in Dänemark geworden war. Ihr Entschluß war: dem Grafen Adolf seine Freyheit zu erfechten. In dieser Stimmung fand der Graf von Dassel die Lauenburger, als er in ihre Feste zog. Er machte ihnen bekannt; daß er entschlossen wäre, bey ihnen zu bleiben; sie bathen ihn aber dagegen, daß er zu dem Herzoge Bernhard und zu dem Markgrafen Otto gehen, und beyde zur Unterstützung ihres nothleidenden Bundesverwandten auffordern möchte.

„Mit uns, Herr Graf!" setzten sie hinzu; „hat es keine Noth. Der König Waldemar kann sich ein ganzes Jahr mit seinem Heere vor unsere Mauern legen, und er wird so wenig ausrichten, als da er uns zum ersten Mahle belagerte; ob er gleich das Schloß Haddenburg wieder aufgebauet hat. Gelingt es euch, bey einem der genannten Fürsten Hülfe zu finden; so zieht mit euerm Heere Lauenburg vorüber, damit wir uns ihm anschließen können. Auf unsere unverbrüchliche Treue könnt' ihr euch indessen sicher verlassen.

Der Graf von Dassel eilte zu Bernharden und von diesem zu dem Markgrafen Otto; aber keiner von beyden konnte ihm ein Heer zu Adolfs Völkern geben, da sie in den Krieg

verwickelt waren, den Kaiser Philipp mit seinem Gegenkaiser Otto führte. Der Graf ging daher nach Schauenburg, Adolfs Zurückgelassene zu trösten, und sandte einen Bothen nach Lauenburg, der tapfern Besatzung zu berichten, daß er in seinem Unternehmen nicht glücklich gewesen wäre, und sie zugleich zur Übergabe aufzufordern, da sie allein doch unmöglich der ganzen Macht Waldemars lange widerstehen könnten. — Hierin mußten die wackern Lauenburger dem Grafen Recht geben. Sie beschlossen daher, sich zu ergeben; nur zögerten sie, dieß gleich zu thun, damit Waldemar nicht glaubten möchte, es geschähe aus Mangel oder Muthlosigkeit, und ihnen vielleicht deßhalb härtere Bedingungen vorschreibe. Zwar hatte sie Waldemar schon einige Wochen lang mit Stürmen und Mauerbrechen geängstigt, aber doch noch nicht den geringsten Vortheil über sie erhalten. Die Belagerten fochten mit der größten Tapferkeit, und tödteten eine große Menge von den Leuten des Königs. Um nicht noch mehrere aufzuopfern, schickte er den Erzbischof von Lunden an sie ab, ließ sie auffordern: sich unter den nähmlichen Bedingungen zu ergeben, unter welchen Segeberg übergegangen war, und versprach ihnen sogleich die Freylassung des Grafen, wenn er zur Versicherung, nichts wider den König Waldemar zu unternehmen,

Geißeln geben wollte. Die Lauenburger hatten nun ihren Endzweck erreicht. Sie ergaben sich, und sandten ungesäumt Bothen nach Schauenburg, die Nachricht von dem Vorgegangenen dahin zu bringen. — Bald nachher kehrte Waldemar nach Dänemark zurück, und kündigte dem Grafen Adolf seine Freyheit an, welche er auch erhielt, nachdem er seine beyden ältesten Söhne und zehn Kinder seiner schauenburgischen Lehnsleute zu Geißeln gegeben hatte. Er eilte nun nach Schauenburg, und sah sein zwey Mahl verlornes Hollstein nie wieder.

V.

Schöne Vorsätze.

Das Gefühl, welches Adolfs Busen einnahm, als er auf dem Schlosse zu Schauenburg seine Gattinn und seinen jüngsten Sohn umarmte, war eine Mischung von Freude und Schmerz; Freude über das so lange entbehrte Glück, das er in ihren Armen genoß, und Schmerz über das Unglück, aus einem Manne, um dessen Gunst sonst die größten Fürsten buhlten, ein wenig bedeutender Graf geworden zu seyn. Ähnlicher Empfindungen war auch Adelheid und ihr Sohn voll; doch war in der Erstern Freude stärker als Schmerz. Entzücken, den jetzt wieder in ihre Arme zu schließen, dessen Leiden ihr Herz

so lange mit Kummer erfüllt, und ihnen Thränen heraus gepreßt hatte, ließ sie weder an die Größe denken, von der sie herab gesunken war, noch an die Trennung von Bruno und Conrad. Den jungen Adolf schreckten diese Gedanken aber bald aus dem Genusse der Freude auf. — Adolf war jetzt sechzehn Jahr alt, und Adelheid hatte ihre Absicht, ihn zum Guten zu bilden, vollkommen erreicht. Auch in Absicht seiner körperlichen Bildung war nichts versäumt worden. Er konnte mit dem stärksten Manne eine Lanze brechen, das wildeste Streitroß tummeln, und kein Schwert war seinem nervigen Arme zu schwer. In einem Turniere, das der Graf von Dassel, um ihn und Adelheid aufzuheitern, ausschrieb, hatte er zwey geübte Knappen aus dem Sattel gehoben, und einen dritten im Fußkampfe überwunden. Um seine Geschicklichkeit zu belohnen, und zugleich um seine Gedanken, die bisher bloß auf seinen Vater und den durch Entreißung Hollsteins erlittenen Verlust gerichtet waren, wenigstens auf einige Zeit eine andere Richtung zu geben, schlug ihn der Graf von Dassel zum Ritter, und er verfehlte seinen Endzweck nicht ganz. Die Freude über die erhaltene Würde beschäftigte den Jüngling eine lange Zeit so ganz, daß der Kummer, der vorher seine Stirn umflorte, vor ihr weichen mußte. Aber bald

kehrte er zurück, und längst schon hatte die Freude Adolfs Herz wieder verlassen, als sein Vater in Schauenburg eintraf. Die Ankunft desselben verscheuchte zwar den Schmerz, der, wegen der Trennung von ihm, seinen Sohn vorher gefoltert hatte; aber dem, welcher seinen Busen über den Verlust Hollsteins zerfleischte, gab sie noch mehrere Stärke. Niedergedrückt von der Last desselben, saß er stumm in einem Winkel, und nahm keinen Theil an der Freude, die seine Ältern durch öfters wiederhohlte Umarmungen ausdrückten; denn auch bey seinem Vater übertraf die Freude, wieder bey seinen Lieben zu seyn, den Schmerz über sein Unglück. Im frohen Genusse derselben bemerkte er und seine Gattinn lange nicht, daß ihren Sohn Gefühle durchkreuzten, die den ihrigen ganz entgegen gesetzt waren. Ein Blick, den Adelheid auf ihn warf, machte es dieser endlich merkbar. — „Wie, Lieber!" sprach sie zu ihrem Sohne; „indeß Freude des Wiedersehens unsere Herzen höher empor hebt, sitzest du stille und trauerst?" — „Muß ich nicht trauern, Mutter?" antwortete Adolf bitter. „Auch ich freuete mich zwar des Vaters Wiederkehr; aber der Gedanke, daß es jetzt so ganz anders bey uns ist, als es vor wenig Jahren war, wandelte bald diese kurze Freude in langen Schmerz. Ich traure über unsern Fall; denn wahrlich,

wir sind tief gesunken!" — „Beruhige dich, Sohn!" entgegnete Adolfs Vater; „das Schicksal der Menschen drehet sich oft so schnell, als ein Rad; bald kann sich vielleicht auch das unsrige drehen. Stärke dich durch Hoffnung einer glücklichen Zukunft!"

Adolf der Sohn. O Vater, Hoffnung ist ein luftiges Ding, ein schwankender Stab, welcher zerbricht, so bald man sich darauf stützen will.

Adelheit. Aber doch stark genug, Leidende aufzurichten.

Adolf der Vater. Auch ruhet sie öfters auf festerem Grunde, als Furcht und schwarze Einbildung wähnen. Laß dir erzählen, was mich aufrichtet, vielleicht kann es auch dich trösten. Als Markgraf Albrecht der Bär deinen Großvater aus Hollstein verjagte, flüchtete dieser nach Schauenburg, wie wir jetzt hier her geflüchtet sind. Oft hat er es mich versichert, daß er nie geglaubt hätte, Hollstein wieder zu sehen. Er fürchtete sein Glück auf ewig zertrümmert, klagte, und war trostlos, wie du es jetzt zu seyn scheinst; und doch sah er sich in Zeit von zwey Jahren wieder Herr von Hollstein. Sein Beyspiel tröste dich, und belebe die Hoffnung in dir, daß unser Schicksal sich so leicht zu unserm Vortheile ändern kann, als sich das Schicksal deines Großvaters änderte.

Adolf der Sohn. Vielleicht könnte die Hoffnung in mir entstehen, wenn nicht Hollsteins jetzige Lage so sehr von der verschieden wäre, in welcher es sich damahls befand. Mein Großvater konnte mit Recht seine Wiedereinsetzung hoffen; denn sein Lehnsherr, der ihm so günstig war, als er ihm treu, war ein mächtiger Mann, und Albrecht der Bär ein schwacher Fürst, der sich erst auf jenes Unkosten vergrößern wollte. Aber welche Hoffnung bleibt uns übrig? Wer soll euch wieder einsetzen? Kein Fürst wird es wagen, mit Dänemark einen Krieg anzufangen, da es jetzt zu einer vorher noch nie erreichten Höhe empor gewachsen ist. Und gesetzt, es wagte dieß einer, und es gelänge ihm, Hollstein zu erobern: so würde er es für sich behalten, und nicht euch geben, was ihm Mühe und Blut kostete, wenn ihr schon gerechtere Ansprüche daran hättet, denn er.

Adolf der Vater. Wahr ist es; unser Feind ist mächtiger, als meines Vaters Feind war: aber ich habe auch mächtigere Freunde als er; Bernhard und Otto werden sich ihres Bundesgenossen gewiß annehmen, ob es ihnen gleich bis jetzt unmöglich war, und der Kaiser selbst wird seinen Lehnsmann schützen.

Adolf der Sohn. Das würde er vielleicht, wenn er es vermöchte; aber Philipp kann sich selbst nicht schützen. Otto's Partey

wird immer mächtiger, und ohne Zweifel muß Philipp bald diesem furchtbaren Gegner erliegen. Dann würde Hollstein wahrscheinlich wieder den Dänen entrissen denn gewiß strebt Otto nach dem Besitze eines Landes, das sich einst wider euch empörte, um Otto's Vater zu huldigen. Man bemerkt es, theuerster Vater, daß euch die Mauern einer dänischen Feste von der übrigen Welt absonderten, da euch Deutschlands Lage und Händel so fremde geworden sind.

Adolf der Vater. O laß sie mir immer fremde gewesen seyn! Ich will mich bemühen, sie ganz zu vergessen, zu vergessen, daß auch ich einst an ihnen Theil nahm. Diese Burg, auf der so viele meiner Väter glücklich lebten, soll auch mir genügen, und der Gedanke, daß das, was mir begegnete — und das ich nicht einmahl Unglück nennen sollte — nicht meine Schuld war, wird mich trösten.

Adolf der Sohn. Ich verstehe euch nicht, Vater. Kann es ein größeres Unglück geben, als das euch bestürmte?

Adolf der Vater. Du irrest Sohn. Es war nur Glanz und scheinbares Glück, was mir geraubt wurde. Wahres Glück wohnt in uns selbst; und du wirst es oft vergebens bey dem suchen, der über Millionen gebeut, wenn du es gleich dagegen in der dürftigen Hütte eines Landmanns finden kannst.

Adelheid. Wahres Glück, geliebter Sohn, besteht in der Zufriedenheit mit unserer Lage. Laß uns daher nicht murren, daß wir verloren, was wir einst besaßen, sondern uns bestreben, jenes schätzbare Gut zu erwerben, dessen Besitz uns glücklicher machen wird, als der Besitz Hollsteins, und vor diesem den Vorzug hat, daß weder die Dänen noch ein Heinrich der Löwe uns desselben berauben können. Schon oft, mein Adolf, bath ich dich, dein Streben nach Hoheit und irdischer Größe zu bezügeln; jetzt wiederhohle ich meine Bitte. O laß sie nicht unerfüllt! Diese Wünsche, dieß Streben nach Dingen, die selten eignes Verdienst, sondern gewöhnlich Geschenke des Glücks sind, rauben dir deine Ruhe, und verschließen dein Herz dem Genusse der Freuden, die dir winken. Im Besitz des Rufes eines tapfern und edlen Mannes — und diesen wird mein Sohn gewiß erwerben, oder meine gerechte Hoffnung müßte mich ganz täuschen — kannst du in Schauenburg so glücklich, vielleicht glücklicher seyn, als du im Schlosse der Grafen von Hollstein zu Plön seyn würdest. Suche dich zu zerstreuen, gehe auf die Jagd, besuche Turniere und Ringelrennen, und bestrebe dich, zu vergessen, was all dein Klagen nicht ändern kann.

Adolf der Vater. O Weib, ich finde

einen Schatz an dir, den ich bisher noch nicht kannte! Stärke dich in dieser Ergebung in dein Schicksal, und theile auch mir sie mit. Kummer und Elend haben zwar meinen sonst hoch fliegenden Geist schon sehr nieder gedrückt, und mir zugleich die Nichtigkeit aller irdischen Größe fühlbar gemacht, aber doch regt sich bisweilen noch ein Wunsch nach ihr. Steigt ein solcher in mir empor, so sey du es, die ihn niederdrückt. Mache mich auf das Glück aufmerksam, das mir in deinen Armen lacht, damit nicht Streben nach unerreichbarem Scheinglücke mich im Genusse desselben stöhre.

Adelheit. Ja, theurer Gemahl, das will ich, und du wirst gegen deine Gattinn das Nähmliche thun. Wir wollen uns gegenseitig aufrichten, nach Erlangung der Zufriedenheit streben, und uns gemeinschaftlich bemühen, es so weit zu bringen, daß auch unser Adolf nur in ihr sein Glück sucht.

Diesem Vorsatze lebten sie treu, und es gelang ihnen, ihren Endzweck zu erreichen. Nur der jüngere Adolf trauerte noch bisweilen, wenn er, das Hiefhorn an der Seite, seines Vaters Land in einem Tage durchstrichen hatte, und er dann an die große Fläche dachte, über die er sonst geboth.

VI.

Adolf jammert.

Indeß Graf Adolf mit seiner Familie zu Schauenburg nach Zufriedenheit rang, herrschte Graf Albert von Orlemünde in Hollstein und Stormarn, worüber König Waldemar ihn zum Statthalter gesetzt hatte. Aber mehrere Hollsteiner waren mit seiner Regierung unzufrieden. Viele ihrer Edlen hatten zwar selbst das Mehreste zu der Revolution beygetragen, die den Grafen Adolf seines Landes verlustig machte; mehrere aber sahen jetzt ein, daß sie durch die Verwechslung ihres Herrn mehr verloren, als gewonnen hatten. Das dänische Joch an sich, war schon nicht leicht, und die Hollsteiner wurden, außer diesem, auch noch mit einem Joche gedrückt, daß der Graf von Orlemünde ihnen auflastete. Sie sahen ihre Rechte verletzt, ihre Freyheiten beschränkt, und, mißvergnügt hierüber, floh eine große Anzahl der seufzenden Hollsteiner nach der Wilstermarsch, um daselbst im Verborgenen besserer Zeiten zu harren. Eggo von Sture und Wergot von Sibrandsdorf waren zwey der Vornehmsten von ihnen. — Nicht lange hatten sie sich dahin geflüchtet, als der erste dieser Edlen sich nach Schauenburg aufmachte, um den Grafen Adolf zu bitten, an den Zufluchtsort der unzufriedenen Hollsteiner zu

kommen, sich an ihre Spitze zu stellen, und einen Versuch zu machen, ob es nicht möglich wäre, das drückende Joch der Dänen wieder von den Schultern, zu werfen. — „Bis jetzt" sprach der Ritter Eggo, „ist zwar unser Häuflein noch klein; aber Mißvergnügen über die fremde Dienstbarkeit, und der Wunsch, wieder nach eigenen Gesetzen gerichtet zu werden, wird jeden Einzelnen desselben zu einem Helden machen, und gewiß würden sich bald mehrere zu demselben sammeln, wenn ihr, gnädiger Herr, dessen Andenken noch so viele Hollsteiner verehren, euch entschlösset, das Haupt desselben zu werden. Eurem ersten Fußtritte nach Hollstein würde die Erklärung der Segeberger und Lauenburger und aller, die diesen Festen nahe wohnen, unmittelbar folgen." — „Seit die Hollsteiner gezwungen wurden, ihren Herrn so oft zu verwechseln," antwortete der Graf von Schauenburg, „scheint die Treue aus ihren Herzen gewichen zu seyn, die ihnen sonst Ehre machte. Sie hatten sich in ein wankelmüthiges Volk verwandelt, das unter sich selbst uneins ist, heute seinem Herrn Treue schwört, und in wenig Tagen sie wieder bricht." — „So scheint es, Herr Graf!" erwiederte der Eggo; "aber, glaubt es mir, es ist nicht so. Die Hollsteiner wurden bisher irre geleitet; jetzt sind sie von ihrer Verirrung zurück gekommen, und werden die Treue nie wieder verletzen, die sie

euch von neuem zu schwören wünschen. Erlaubt ihnen diesen Schwur, gnädiger Herr, und kehrt in ein Land zurück, das eurer sehnsuchtsvoll wartet." — „Ich thäte vielleicht, was ihr von mir verlangt," entgegnete der Graf, „wenn alle Hollsteiner so dächten, als die, welche Unzufriedenheit in die Wilstermarsch trieb. Allein so lange Heinrich von Busch und die Westenseeer an der Spitze der stärksten Partey stehen, ist in Hollstein so wenig an Einigkeit, als an Ruhe für mich zu denken; und ich sehne mich nicht zurück nach dem unruhevollen Leben, das mir sonst Kummer machte." — „Und wäre Unruhe, die nicht lange dauern wird, ein zu hoher Preis für den Besitz Hollsteins, dessen Beherrscher Kaiser und Könige ehren?" fragte Eggo. „Sollte Graf Adolf sich so ganz verändert haben, daß ein wirklich nicht kleines Glück ihm bloß deßhalb nicht achtungswerth schiene, weil die Erlangung desselben mit einiger Mühe und kurzen Beschwerden verknüpft ist?" — „Glaubt mir, Herr Ritter, daß ich keine Mühe scheuen würde, um wirkliches Glück zu erlangen, aber in Hollstein habe ich dieß nicht zu erwarten," wendete der Graf von Schauenburg ein. „Als Hollstein und Stormarn mich noch Herr nannten, war Glück mir unbekannt; nur in den Armen meines Weibes glänzte mir bisweilen ein Strahl desselben; jetzt, obgleich meiner Be-

sitzungen nicht viel mehr sind, als ein Stück Landes, womit ich sonst zuweilen einen treuen Diener belohnte, bin ich glücklicher, als je. Zwar sind meiner Unterthanen wenige; jeder aber macht einen Theil meines Glückes aus, das ich darin finde, sie wie Kinder zu lieben, und von ihnen als Vater geliebt zu werden. Wenn ihr rechnen könnt, Herr Ritter, so rechnet ein Mahl nach, ob das nicht ein großes Glück seyn muß, das sich in einige tausend Theile theilen läßt." — Ritter Eggo gab sich alle Mühe, den Grafen für den Vortheil der mißvergnügten Hollsteiner zu gewinnen; allein sie war vergebens, und des Grafen Vorsatz; nicht wieder nach Hollstein zurück zu kehren, nicht zu erschüttern. Eggo bath ihn, wenn er es nicht für sein eigenes Bestes thun wollte, es zum Besten seines Hauses und der Hollsteiner zu thun; doch der Graf von Schauenburg hatte wichtige Gründe, auch die Erfüllung dieser auf eine schöne Art eingekleideten Bitte zu verweigern. „Es ist nicht wahrscheinlich," sprach er zu dem Ritter, „daß ein Theil der Hollsteiner, und ohne Zweifel der kleinste, über den zweyten größern und die ganze Macht der Dänen siegen sollte. Und über dieß, Herr Ritter, verbiethet mir mein Ehrenwort, das ich dem König Waldemar gab, etwas wider Hollstein zu unternehmen. Dieß Versprechen allein verschaffte mir die Freyheit." — „Ver=

sprechen durch Zwang und Verlegenheit erpreßt," wendete Eggo ein, „haben keine Verbindlichkeit. Niemand wird es euch verdenken, gnädiger Herr, wenn ihr euer Wort brecht; denn ihr gabt es nicht aus freyem Willen." — „So muß wenigstens Liebe zu meinen Söhnen und zu den Söhnen meiner Getreuen mich zur Gemäßhandlung desselben auffordern" antwortete der Graf von Schauenburg. „Das Leben der zwölf edlen Jünglinge, die ich Waldemar als Geißeln geben mußte, ist mir zu theuer, als daß ich es der unwahrscheinlichen Hoffnung, die ihr, Herr Ritter in mir beleben wollt, aufopfern sollte. Doch laßt uns abbrechen; denn mein Vorsatz ist nicht zu verändern." Dieß war er wirklich nicht, so viele Versuche auch der Ritter Eggo machte, um eine Veränderung zu bewerkstelligen. Drey Tage weilte er zu Schauenburg; am vierten kehrte er nach der Wilstermarsch zurück, und klagte mit seinen Gefährten über das Mißlingen ihres Anschlages. — Der Graf von Schauenburg freuete sich der Abreise des Ritters, weil er an dem nähmlichen Tage die Ankunft seines Sohnes vermuthete, der sich eine Zeit lang an dem Hofe des Herzogs Bernhard aufgehalten hatte. Nicht ohne Grund befürchtete der Graf, daß dieser vielleicht mehr als er geneigt gewesen seyn möchte, der Aufforderung des Ritters Gehör zu geben; und

Unglück hatte den Grafen von Schauenburg so muthlos gemacht, daß kein Strahl der Hoffnung in sein verfinstertes Herz fiel. — Unzufriedenheit über die Bedrückungen der Dänen bevölkerte indessen die Wilstermarsch immer mehr, und sie hätte so groß seyn müssen, als halb Hollstein, wenn sie alle Bewohner dieses bedrängten Landes hätte fassen sollen. Am mehresten wurde diese Unzufriedenheit dadurch aufgeregt, daß die Dänen, welche König Waldemar in Hollstein zu Befehlshabern bestellt hatte, keine Rücksicht auf die Gesetze dieses Landes nahmen, sondern nach dänischen richteten; denn es verwundete die seufzenden Hollsteiner tief, daß sie Gesetzen gemäß handeln sollten, die ihnen unbekannt waren. — Dem Grafen von Schauenburg blieb dieß nicht verborgen, und ein anderer als er würde vielleicht nicht gesäumt haben, diese ihm günstige Stimmung der Hollsteiner, die mit jedem Tage sich weiter verbreitete, zu seinem Vortheile zu benutzen; aber in ihm brachte sie nicht einen einzigen Wunsch hervor: den Aufenthalt zu Schauenburg mit dem zu Plön verwechseln zu können. Furcht: den Dänen und den ihnen ergebenen Hollsteinern zu erliegen, und Gewissenhaftigkeit, den Schwur nicht brechen zu wollen, den er dem Könige Waldemar leistete, und welchem treu zu bleiben ihm heilige Pflicht schien, ob-

gleich Eggo von Sture Zweifel an der Verbindlichkeit desselben in ihm zu erzeigen gestrebt hatte, verhinderten das Entstehen eines solchen Wunsches. Doch beyde allein würden dieß vielleicht nicht fähig gewesen seyn, wenn es dem Grafen und seiner Gattinn nicht wirklich gelungen wäre, die glückliche Zufriedenheit zu erlangen, nach welcher sie sich gesehnt hatten. — Weniger, als ihnen dieß gelungen war, gelang ihnen ihre Absicht, in ihrem Sohne eine solche Stimmung hervor zu bringen, als die war, welche sie glücklich machte. Kummer verfinsterte Adolfs Gesicht, und Mißmuth furchte seine Stirn. Verbarg er auch beyde bisweilen, wenn seine Ältern ihn beobachteten; so verließen sie ihn doch nicht, wenn er sich allein befand. — Diese Furien, welche ihn quälten, zu verscheuchen, hatte ihn sein Vater an Herzog Bernhards Hof ziehen lassen. Zerstreuungen, Lustbarkeiten und Beschäftigung mit neuen, folglich auch reitzenden Gegenständen, hoffte er, würden seinem Sohne vielleicht jenen frohen Sinn geben, der Jünglingen seines Alters eigen ist. Er täuschte sich in seiner Hoffnung; denn mißmuthiger, als je, kehrte Adolf zurück. Das Große und Glänzende an Herzog Bernhards Hofe hatte die Erinnerung in ihm aufgeweckt, daß seines Vaters Hof, als er, ein mächtiger Fürst, noch auf dem Schlosse zu Plön hauste,

nicht weniger groß und glänzend gewesen war. Diese für den nach Hoheit strebenden Jüngling schmerzvolle Erinnerung mußte nothwendig Empfindungen in ihm rege machen, die denen ganz entgegen gesetzt waren, welche sein Vater durch den Aufenthalt an Bernhards Hofe zu beleben gehofft hatte.

Er wurde dem schmerzlichsten Kummer zur Beute, den er zwar, obgleich mit großer Mühe, vor seinen Ältern verhehlte, um ihre Ruhe und Zufriedenheit nicht zu stören, öfters aber laut dem wiederhallenden Walde klagte. Er durchstrich die Wildnisse, und jammerte, daß er seine Lanze nur wider einen Eber stoßen, sein Schwert und sein Geschoß nicht wider die Feinde seines Vaters wenden konnte. Bey aller Vorsicht blieb es Adolfs Ältern nicht verborgen, was in seinem Innern vorging; und sie bathen ihn öfters, durch nutzlosen Kummer um den Mangel eines Scheinglücks sich nicht des Genusses wahres Glücks unfähig zu machen; doch bewirkten sie hiermit weiter nichts, als daß sich Adolf in ihrer Gegenwart noch größern Zwang anthat.

Der Graf von Schauenburg verbarg daher die Nachrichten, die er bisweilen aus Hollstein erhielt, und welche die immer wachsende Verbitterung der Bewohner desselben gegen die Dänen meldeten, sorgfältig vor sei-

nem Sohne, noch sorgfältiger aber den Besuch, den er in seiner Abwesenheit vom Ritter Eggo von Sture gehabt hatte, weil er nicht zweifelte, daß Adolf, wenn er die Aufforderung dieses Ritters erführe, keinen Augenblick säumen würde, um nach der Wilstermarsch zu gehen, und sich an die Spitze der mißvergnügten Hollsteiner zu stellen. Der Graf konnte dieß auch um so weniger bezweifeln, da Adolf von je her viele Anhänglichkeit gegen den Ritter Eggo geäußert hatte, und jedes Wort, das dieser Mann sprach, tiefen Eindruck auf ihn machte. — Eggo von Sture war Adolfs Lehrer in ritterlichen Übungen gewesen, und der Vater des letztern hatte ihn selbst dazu gewählt, weil Eggo mit der Treue gegen das Hollsteinische Haus den Ruf des tapfersten Ritters im Lande verband.

Um neben der Tapferkeit sich auch andere Rittertugenden zu erwerben, hatte Eggo viele Jahre in England gelebt; wo das Ritterwesen, wie euch, geschichtskundige Leser! nicht unbekannt seyn wird, einen höhern Grad der Vollkommenheit erreicht hatte, als in dem rohern Deutschlande. Die Ritter Deutschlands übertrafen die englischen zwar im Allgemeinen in gewissenhafter Erfüllung ihrer Versprechen, in Festigkeit, Ausdauern in Gefahren und Beschwerden, in Einfalt der Sitten und Offenheit des Charakters; und ka-

men ihnen an Tapferkeit wenigstens gleich; aber an Cultur des Geistes, Gefälligkeit im Umgange, besonders mit dem schönen Geschlechte, und an Patriotismus und Nationaleifer standen sie ihnen nach. Um also auch diese Rittertugenden in vollkommenem Grade zu erlangen, war Eggo nach England gegangen, und bald hatte er seine Lehrer völlig erreicht. — Lobenswerth war es dennoch von dem Grafen Adolf, daß er Eggo von Sture, der des Nahmens eines Ritters sonder Tadel so würdig war, als Bayard, zum Lehrer seines Sohnes erwählte. Ritter Eggo gab sich dagegen auch alle Mühe, den jungen Adolf ganz nach dem Ideale zu bilden, das er sich von einem vollkommenen Ritter geschaffen hatte; denn sich selbst für einen solchen zu halten, war Eggo zu bescheiden. Die Empfänglichkeit seines Schülers für alle seine Lehren war ihm süße Belohnung für diese Mühe.

So zufrieden der Ritter Eggo mit seinem Schüler war, so vollkommen war es auch Graf Adolf mit dem Ritter; nur mißfiel es ihm, daß er seines Sohnes Stolz zu sehr nährte, und den Grundsatz in ihm hervor brachte, irdische Größe sey das höchste Glück. Der Graf und seine Gattinn bemühten sich zwar, dieser Lehre des Ritters entgegen zu arbeiten; allein ihre Mühe war vergebens, da sie in Adolfs Herz schon zu fest gewurzelt war. Ei=

ne Folge derselben war die jetzige Unzufriedenheit Adolfs mit seinem Zustande, und so sehr seine Ältern sich sonst ihrer auf den Ritter Eggo gefallenen Wahl gefreuet hatten, so sehnlich wünschten sie nun, ihn nicht zu Adolfs Lehrer gemacht zu haben, da sie ihn als den einzigen Räuber der Ruhe ihres Sohnes ansahen.

Eggo's Besuch in Schauenburg war dem jungen Adolf durch die Vorsicht seines Vaters wirklich verborgen geblieben; aber das, was in Hollstein vorging, blieb es ihm nicht lange mehr.

VII.

Ein Blick in eine Silberquelle gibt die erste Veranlassung zu Hollsteins Befreyung vom dänischen Joche.

Frau Ida von Deest, Besitzerinn des Schlosses Kellingdorf und anderer ansehnlichen Güter in Hollstein, hatte zur Unzufriedenheit mit den Dänen noch höhere Ursache, als die mehresten ihrer Landsleute.

Zwanzig Jahre war sie alt, und hatte kaum einige Wochen mit ihrem Gemahle in der glücklichsten Ehe gelebt, als dieser geliebte Gatte bey der Belagerung von Segeberg ihr durch der Dänen Schwert entrissen wurde. Bis jetzt hatte sie nur den Tod ihres Herrmanns betrauert; aber nun stimmte sie auch

in die Klagen, von denen ganz Hollstein wiederhallte. Ihre bedrückten Unterthanen forderten von ihr Hülfe, oder wenigstens Fürsprache bey ihren Unterdrückern; und Vaterlandsliebe verdrängte die Liebe zu ihrem ermordeten Gemahle, die noch immer das Herz der zärtlichen Ida füllte, und erzeugte den festen Vorsatz in ihr, Hollstein von dem dänischen Joche zu befreyen. So bald er fest in ihr geworden war, legte sie männliche Kleider an, beschwerte den schlanken Leib mit einer Rüstung, verbarg ihr liebliches Gesicht unter einen Helm, und eilte nach der Wilstermarsch, um mit den geflüchteten Hollsteinern wegen der Ausführung ihres Vorsatzes Raths zu pflegen. — Ritter Eggo war der Erste, dem sie sich entdeckte. „Wir wollen nach Schauenburg, Herr Ritter!" sprach sie zu ihm; „Graf Adolf wird unser Flehen, Hollsteins Sclavenfesseln zu lösen, nicht unerfüllt lassen." — „Dieser Hoffnung lebte ich auch, edle Frau!" antwortete der Ritter; „aber ich habe mich getäuscht. Sagt dieser Eiche, unter deren Schatten wir hier ruhen, sie soll gen Segeberg ziehen; und ihr könnt sie vielleicht eher dazu bewegen, als den Grafen von Schauenburg."

Der Ritter Eggo erzählte nun der Frau von Deest, daß er unlängst von Schauenburg wieder heim gekehrt wäre, und gab ihr

Nachricht von seinem mißlungenen Versuche, welche unsern Lesern schon bekannt ist.

„O Wehe dann über Hollstein," rief sie muthlos aus; „wenn Graf Adolf sich seiner nicht einmahl mehr annehmen will!"

Frau Ida und Ritter Eggo stimmten ein gemeinschaftliches Klagelied an, indeß sie wieder nach der Wohnung des letzteren zurück wandelten. Der Weg führte sie vor einer silberhellen Quelle vorbey. Frau Ida bath den Ritter, ihr einen Trunk Wasser daraus zu schöpfen; und unterdessen dieser ihre Bitte erfüllte, bespiegelte sie sich in dem von der Natur gewölbten Becken, das der Quelle klares Wasser auffing. Der Ritter reichte jetzt seiner Begleiterinn seinen mit Wasser gefüllten Helm dar. Ida trank, und rief dann freudig aus: „Seyd fröhlich, Herr Ritter! Hollstein soll wieder frey werden!"

„Ihr macht mich staunen, edle Frau!" antwortete der Ritter. „Sagt an, seyd ihr vielleicht am ersten Pfingsttage, wenn Tag und Nacht sich scheiden, geboren?"

„Eine Frage," erwiederte Ida lächelnd, „die meine Amme euch vielleicht beantworten kann; denn ich weiß zwar, daß ich um diese Zeit geboren wurde, wo Pfingsten gewöhnlich einfällt; aber die Stunde meiner Geburt weiß ich nicht. Doch wie kommt ihr jetzt auf diese sonderbare Frage?"

„Ihr sollt wissen, edle Frau," entgegnete Eggo, „daß Menschen, in der von mir genannten Stunde geboren, hellere Augen haben, als andere, mit welchen sie Geister und Elfen so deutlich sehen können, als ich die schöne Ida. Dieser Brunnen, sagt das Gerücht, wird von einem guten Geiste bewohnt, der euch, edle Frau! vermuthlich erschienen seyn muß." — „Ihr reizt mich zum Lachen, Herr Ritter," fing Ida wieder an, „so wenig ich auch dazu geneigt war. Nein, mir ist der Brunnengeist nicht erschienen; aber beynahe muß ich fürchten, daß er euch täuschte; weil ihr so unerklärlich sprecht. Sagt, wie kommt ihr auf diese Vermuthung?"

„Der zuversichtlich hoffnungsvolle Blick," antwortete Eggo; „mit dem ihr mir Hollsteins Entfesselung verkündigtet, brachte mich darauf; denn ich konnte mir ihn durch nichts anders erklären, als daß der wohlthätige Brunnengeist euch vorher derselben versichert hätte." — „Wenn ihr das glaubtet," fuhr sie fort, und lachte, daß sie kaum zu sprechen vermochte, „so muß ich euch sagen, daß ihr euch gröblich irrtet. Aber ob es gleich dem Brunnengeiste nicht gefiel, mir etwas zuzuflüstern; so hoffe ich doch gewiß, Hollstein zu befreyen, wenn nicht mehr, als zwanzig Ritter, mich belogen haben."

„Gott mache eure Hoffnung wahr!"

wünschte Eggo; „aber entdeckt mir, worauf sie sich gründet." — Das kann ich nicht," erwiederte Ida; und ihr Gesicht überflog Purpurröthe. „Haben aber nicht alle jene Ritter gelogen; so seyd versichert, daß in kurzer Zeit entweder Graf Adolf oder sein Sohn sich in der Mitte der hollsteinischen Vaterlandsfreunde befinden soll. Morgen mache ich mich nach Schauenburg auf, und so bald, als möglich, sende ich euch euern ehemahligen Zögling, oder bringe ihn selbst mit mir; denn nach dem, was ihr mir von seinem Vater sagtet, gebe ich beynahe die Hoffnung auf, daß mir mit ihm mein Plan gelingen sollte." — „O mein geliebter Zögling," rief Eggo aus, „würde uns hoffentlich noch nützlicher seyn, als sein Vater; denn in ihm glühet noch alles Feuer der Jugend, da Unglück und Kummer in seines Vaters Busen Feuer und Muth ausgelöscht zu haben scheinten. Graf Adolf lebt zu Schauenburg gleich einem Klausner, und muß wahrscheinlich aus dem Flusse Lethe getrunken haben, der, wie mir einst ein gelehrter Mönch erzählte, in der Hölle fließen, und die Kraft besitzen soll, denen, die daraus trinken, alles Vergangene vergessen zu machen. Hätte Graf Adolf nicht ganz vergessen, was er sonst war; so würde er sich wahrlich nicht mit dem Besitze Schauenburgs begnügen: denn was ist

Schauenburg gegen Hollstein!" — „Mag er sich damit begnügen, wenn er durch den Besitz desselben glücklicher zu seyn wähnt, als durch Hollstein!" sprach Ida. „Wenn wir nur seinen Sohn an unsrer Spitze haben, so bleibt uns nichts zu wünschen übrig; denn von einem Jünglinge, den der tapfere Ritter Eggo bildete, läßt sich alles erwarten. O daß er schon da wäre, unser Fesselnzerbrecher!" — „Das wünschte ich selbst;" setzte Eggo hinzu; „aber ich fürchte, der Klausner Adolf wird seinen Sohn vor euch verbärgen; denn er möchte ihn gern zu eben einem solchen Klausner machen, als er ist." — „Und wenn er ihn noch sorgfältiger verbörge," wendete Ida ein, „so will ich doch nicht eher rasten, als bis ich ihn ausgespäht, und den muthigen Entschluß in ihm entflammt habe, sein bedrängtes Vaterland zu befreyen."

Begleitet von den Segenswünschen des Ritters Eggo eilte Ida schon des andern Tages nach Schauenburg, ohne vorher dem Ritter entdeckt zu haben, worauf ihre Hoffnung, den jüngern Adolf für die hollsteinischen Vaterlandsfreunde zu gewinnen; sich gründete. Oft hatte er sie gebethen, aber: Es ist mir unmöglich," war alles, was Ida ihm erröthend antwortete.

Um unsere Leser nicht in der nähmlichen Unwissenheit zu lassen, in welcher sich der

Ritter Eggo befand, ermangeln wir nicht, ihnen den Aufschluß über Ida's Hoffnung und ihr Erröthen mitzutheilen, so wie wir ihn in den Urkunden gefunden haben, aus welchen wir Adolfs Geschichte schöpften.

Ida war schön, so schön, daß wir es nicht wagen, eine Schilderung von ihr zu machen. Mit den Reitzen ihres Körpers verband sie noch andere, die jene um so mehr erhöhten. Ihr Herz war so vortrefflich, als ihr Verstand scharf und schnell umfassend, und ihrer Überredungskunst, die sie aber nur zum Guten anwendete, vermochte kein Sterblicher zu widerstehen. — Was wir hier den Lesern sagen, hatten viele Ritter der schönen Ida gesagt, und in ihrem Charakter hätte nicht die geringste Mischung von Eitelkeit seyn müssen, wenn sie nicht nach und nach angefangen hätte, diesen unzählig oft wiederhohlten Versicherungen zu glauben. Ein Blick in die Silberquelle geworfen, aus welcher ihr Eggo Wasser schöpfte, zeigte ihr ihr Abbild, und machte die Erinnerung an jene Versicherungen in ihr rege; und blitzschnell durchflog sie der Gedanke, alle Gewalt ihrer Reitze zum Besten ihres Vaterlandes wider den Grafen Adolf oder seinen Sohn zu wenden; und so schnell, als dieser Gedanke entstanden war, verwandelte er sich in festen Vorsatz.

Dieß waren also ihre Gründe, deren Mit-

theilung sie dem Ritter Eggo erröthend verweigerte; und Bescheidenheit verstattete ihr auch freylich nicht, sie ihm zu entdecken. Daß sie uns bekannt geworden sind, haben wir nach dem Berichte des ältern Biographen Adolfs, der in der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts im Marienkloster zu Kiel lebte, einer traulichen Unterredung zu danken, die Ida einige Jahre später, ohne vielleicht in Verlegenheit gerathen zu dürfen, mit ihrer Kammerfrau hielt.

VIII.

Liebe erleichtert der Frau von Deest die Erreichung ihres Zwecks.

Als einst Adolf von einer seiner Streifereyen im Forste seines Vaters zurück kehrte, sah er eine Dame, von einigen Rittern und Knappen begleitet, durch die Thore des Schlosses zu Schauenburg reiten. Es war Ida. Adolf sprengte ihr nach, und erreichte sie im Schloßhofe. Er blickte die Ankommende an, und sein Blick haftete so fest auf ihr, und die reizende Gestalt, die er sah, machte sein Erstaunen in so hohem Grade rege, daß er bewußtlos den Zügel seines Rosses sinken ließ, und auch dann noch seine Augen fest auf den Fleck häftete, wo er Ida zuerst erblickte, als diese schon im Innern der Burg von dem Grafen von Schauenburg bewillkommt wur-

de. Einige Augenblicke blieb Adolf in dieser Bewußtlosigkeit, bis ihn sein sich bäumendes Roß daraus erweckte. Jetzt stieg er ab, und fing an zu zweifeln, ob er recht gesehen, oder eine Erscheinung ihn vielleicht getäuscht hätte. Gern hätte er seine Begleiter gefragt; aber er schämte sich seiner ihm unerklärbaren Verwirrung. Indessen wurde er doch bald überzeugt, daß er wirklich recht gesehen hatte. Er öffnete die Thür zu dem Gemache seines Vaters, und Ida versetzte ihn, da er sie nun zum zweyten Mahle sah, in nicht minder großes Erstaunen, als da er sie zuerst erblickte. — Der schönen Wittwe blieb der Eindruck nicht verborgen, den sie auf den Jüngling machte, und seine Ältern bemerkten sein auffallendes Benehmen eben so wohl: nur hielten sie Ida nicht für die Ursache desselben, weil sie es seit einiger Zeit beynahe schon gewohnt worden waren, ihren Sohn ohne Bewußtseyn handeln zu sehen. Adolf verließ das Zimmer bald wieder, weil ihm die Rolle, die er spielte, selbst mißfiel, und das Gespräch, das seine Ankunft unterbrochen hatte, wurde nun fortgesetzt.

Ida hatte Schauenburg mit dem Vorsatze betreten, ehe sie sich mit ihrem Anbringen an den jüngern Adolf wendete, vorher wenigstens einen Versuch mit seinem Vater zu machen. Gleich bey ihrem Eintritte in das Zimmer des

Grafen entdeckte sie ihm, was sie zu ihm geführt hätte, und berief sich dabey auf den Ritter Eggo. — „Die Unzufriedenheit,“ versicherte sie den Grafen, „hat sich, seit der Ritter bey euch war, unaussprechlich vermehrt, und bey weitem der größte Theil der Hollsteiner seufzt dem Zeitpuncte sehnsuchtsvoll entgegen, wo sie unter eurer Anführung das dänische Joch abzuwerfen hoffen; denn alle treuen Hollsteiner leben noch der festen Zuversicht, daß ihr ihnen eure Beyhülfe nicht versagen werdet, obgleich der Ritter Eggo euch vergebens darum bath.“

Wir wollen das Gespräch der Frau von Deest mit dem Grafen von Schauenburg nicht hierher setzen, da es von dem, das einst der Ritter Eggo mit ihm hatte, wenig verschieden war. Die Frau von Deest bediente sich der nähmlichen Gründe, welche der Ritter gebraucht hatte, um den Grafen zur Erfüllung ihrer Bitte zu bewegen, und dieser verweigerte ihr dieselbe aus eben den Ursachen, die er dem Ritter angegeben hatte. Nur am Ende unterschieden sich diese beyden Gespräche von einander. — „Nichts kann mich bewegen,“ endigte der Graf von Schauenburg das jetzige, „nach Hollstein zurück zu kehren: gefällt es aber euch, edle Frau, so lange bey mir zu verweilen, bis sich die Lage der Dinge daselbst verändert hat; so seyd ver-

sichert, daß ihr mir lieb und werth seyn wer=
det; nur bitte ich euch, vor meinem Sohne zu
verbergen, was mir das Glück, euch bey mir
zu sehen, verschaffte." — „Ich danke euch,
Herr Graf, für euer gastfreundschaftliches Er=
biethen," antwortete Ida, „und nehme es um
so freudiger an, da ich mich längst von dem
jetzt wahrlich traurigen Aufenthalte in mei=
nem Vaterlande hinweg sehnte.

Innig freuete sich die patriotische Ida, daß
Graf Adolf selbst ihr einen längern Aufent=
halt auf seinem Schlosse anboth. Der Ein=
druck, den sie auf Adolfs Herz gemacht zu
haben schien, ließ sie nicht zweifeln, daß ihr
Plan ihr gelingen würde; dennoch beschloß
sie, mit der Ausführung desselben nicht so
sehr zu eilen, als sie Anfangs Willens ge=
wesen war, um eines glücklichen Erfolgs um
so gewisser zu seyn. Sie machte sich daher den
Vorsatz, Hollsteins Befreyung auf Adolfs Lie=
be zu gründen; ein Vorsatz, bey dem viel=
leicht, ohne daß sie es wußte, ihr Herz mit
im Spiele war; denn Adolf war allerdings
ein Jüngling, der bey dem ersten Anblicke in
dem Busen eines Weibes so leicht Liebe ent=
zünden konnte, als Ida in der Brust eines
Mannes. Dieß, verbunden mit dem günsti=
gen Vorurtheile, das Adolf in der schönen
Wittwe, durch das ihr still schweigend gebrach=
te Opfer wahrscheinlich für sich erweckte —

denn die Frau von Deest war so wenig von Eitelkeit frey, als die mehresten ihrer Schwestern — bringt uns auf die Vermuthung, daß noch eine andere Liebe, als für das Vaterland, in dem Busen der schönen Ida glühete.

Adolf wurde von der Begierde, die schöne Unbekannte zu sehen, bald wieder in seines Vaters Zimmer getrieben. Zwar staunte er sie jetzt nicht mehr bewußtlos an; aber es war nur wenig Menschenkenntniß nöthig, in allem, was er that, in jedem Worte und jeder Miene aufflammende Liebe zu lesen. Sein Blick ruhte beynahe unablässig auf der reitzenden Wittwe, und sank dann, wenn der ihrige ihm begegnete, nur auf kurze Zeit auf den Boden, um sich bald wieder zu Ida zu erheben. Adolfs Ältern legten die Geberdensprache desselben ganz richtig aus, und freuten sich der in ihm entzündeten Leidenschaft, weil sie von ihr die Unterdrückung derjenigen hofften, die an ihres Sohnes Herzen bisher genagt hatte. Adelheid und ihr Gatte kannten die Frau von Deest aus dem Rufe, der so ganz zu ihrem Vortheile sprach, und hielten sie daher der Liebe ihres Sohnes vollkommen würdig. Ida fühlte bald das Nähmliche für Adolf, was er für sie empfand, und ihre Empfindungen wurden, so wohl als die seinigen, erhöhet. Sie konnte so wenig verbergen, was in ihrem Busen vorging, als Adolf, der aber dennoch

nicht bemerkte, daß Ida schon zu seinem Vortheile entschieden hatte, obgleich seine Ältern dieß sahen, und sich darüber freueten.

Dieß ist alles, was unsere Urkunden von dem Entstehen und Wachsthume dieser gegenseitigen Liebe melden, und diejenigen unserer Leser, denen es vielleicht scheinen möchte, als ob wir zu geschwinde darüber hinweg schlüpften, bitten wir, dieß nicht uns, sondern dem Franciscaner im Marienkloster zu Kiel, der uns vorarbeitete, zur Schuld anzurechnen. Wir ergreifen die Feder, mit dem festen Vorsatze, der Urschrift getreu zu bleiben, und so wenig etwas hinzu als davon zu thun; und diesem Vorsatze gemäß konnten wir von Adolfs und Ida's Liebe nur das Wenige sagen, was ihr, theure Leser! bisher davon gelesen habt, oder noch lesen werdet. Die Hoffnung, daß ihr nicht viel dabey verlieren werdet, tröstet uns, so wie der Gedanke, daß diejenigen unter euch, welche es für einen Verlust halten möchten, diesen sonder Mühe ersetzen können. Liebe bleibt zu allen Zeiten, so wie unter allen Völkern, sich gleich, und es gibt ja der Bücher genug, aus welchen bedürftigen Falls das Wachsthum der Liebe, von ihrer Entstehung als Embrio an, bis zu ihrer völligen Ausbildung zur Riesengröße des Breitern zu ersehen ist.

Vier Wochen war Ida in Schauenburg

gewesen; da preßte sich endlich das Geständniß der Liebe zu ihr aus Adolfs Herzen heraus: doch hat es dem Bruder Franciscaner nicht gefallen, uns die Worte aufzubehalten, mit welchen er sich seines Geheimnisses entledigte. Er verschwieg es vermuthlich, weil seine Abtödtung an allen erotischen Dingen Mißfallen fand; denn daß sie ihm unbekannt gewesen seyn sollten, glauben wir mit so mehrerem Rechte bezweifeln zu können, da er Ida's Antwort in Extensu berichtet.

„Frau Ida erröthete gar sittiglich," lauten unseres Vorgängers eigene Worte, „und antwortete dem jungen Grafen: So ihr um meine Hand werben wollet, müßt ihr erst beweisen, daß ihr ein tapferer Mann seyd. Hört an, was für Beweise ich von euch begehre. Zieht gen Hollstein, und befreyet meine Landsleute von der Dienstbarkeit der Dänen. Vermögt ihr das, so mögt ihr kühnlich um meine Hand werben, und sie soll euch nicht entstehen." So sprach die keusche Frau, die nur aus Vaterlandsliebe sich weltlicher Liebe ergab.

So weit der Bruder Franciscaner, der sich zu widersprechen scheint, da aus dem, was er vor- und nachher sagt, deutlich hervor geht, daß Ida Adolfen nicht bloß aus Vaterlandsliebe liebte.

„Könnt ihr meines Vaters Einwilligung mir verschaffen," antwortete Adolf, „so ziehe

ich heute noch nach Hollstein, und siege oder sterbe." — „Die hoffe ich zu erlangen," erwiederte Ida; „auch ist die Probe, die ich eurer Tapferkeit auflege, nicht so schwer, als ihr vielleicht beym ersten Anblicke glaubt."— „Sie sey so schwer, als sie wolle," rief Adolf feurig aus, „so ist sie leicht, da Ida's Liebe der Preis dafür ist. Der Gedanke an diesen wird mich stärken, und mir Riesenkraft verleihen. Jetzt, theure, geliebte Ida, o wie freudig hebt sich mein Herz empor, daß ich euch so nennen darf! jetzt laßt uns zu meinem Vater eilen!" „Ihr geht zuerst," erwiederte Ida, „und ich folge euch bald." — Adolf flog zu seinem Vater, und bath, ihm zu erlauben, daß er sich an die Spitze der seiner wartenden Hollsteiner stellen dürfte. Die Stirn des Grafen von Schauenburg legte sich in Falten des Unmuths, so bald Adolf geendet hatte; ehe er aber seinem Sohne noch antworten konnte, trat Ida in das Zimmer. —

„Ihr habt mir einen schlimmen Streich gespielt, Frau von Deest!" rief ihr der Graf von Schauenburg unwillig entgegen.

Ida. Verzeiht, Herr Graf! ich arbeitete zu Hollsteins, und wahrscheinlich auch zu eures Sohnes Glücke.

Der Graf von Schauenburg. Daß ihr das glaubtet, bezweifle ich nicht; aber wahrlich, edle Frau, ihr irrt! Was ihr für mei-

nes Sohnes Glück haltet, wird sein Unglück seyn. Ich hätte es nicht geglaubt, daß ihr meinen Adolf, die Freude meines Lebens, mir rauben würdet.

Adolf. O nein, Vater! bald werde ich nun des Nahmens eures Sohnes noch würdiger werden. Nicht Sucht nach Größe, der ihr so oft mich beschuldigtet, treibt mich nach Hollstein; sondern Vaterlandsliebe und der Wunsch, die Fesseln zu zerbrechen, unter deren Last ein edles Volk seufzt. Ich schwöre es euch, Vater, daß bloß dieser Wunsch, nicht der, über Hollstein zu herrschen, mich zu einer Bitte aufforderte, deren Erfüllung ihr mir gewiß nicht verweigern werdet.

D. Gr. v. Schauenb. Ich müßte dein Unglück wollen, wenn ich sie dir nicht verweigerte.

Ida. Ich bitte euch, Herr Graf, denkt mit kühler Überlegung über eures Sohnes Bitte nach. Ich bezweifle nicht, daß ihr ohne den Besitz Hollsteins glücklicher seyd, als mit demselben; aber euer Sohn wird nie glücklich werden, wenn er nicht Besitzer oder Erbe von Hollstein ist. Nicht nach euren Grundsätzen und Meinungen, sondern nach den seinigen müßt ihr ihn beurtheilen, und ihr werdet mir beypflichten. Alle eure Bemühungen, ihm die Grundsätze einzuflößen, die euch glücklich machen, waren ein ganzes Jahr lang ver-

gebens. Bleibt euch die geringste Hoffnung übrig, euch für die Zukunft eines glücklichern Erfolgs zu schmeicheln?

D. Gr. v. Sch. Das Herz meines Sohnes berechtigt mich allerdings zu dieser Hoffnung. Daß bisher kein glücklicherer Erfolg meine Mühe belohnte, war bloß eine Folge der falschen Grundsätze, die Adolfs im steten Umgange mit dem Ritter Eggo eingesogen hatte.

Ida. Fern sey es von mir, untersuchen zu wollen, ob diese Grundsätze falsch, oder echt sind; aber wenigstens sind sie nicht so tadelnswürdig, als sie euch scheinen. Die Natur legte in den Busen eines jeden Menschen Streben nach Größe. Würde diese weise Bildnerinn dieß wohl gethan haben, wenn dieses Streben strafbar wäre? Freylich wird es dieß, wenn es in Unmäßigkeit ausartet; aber das ist nicht der Fall bey eurem Sohne. Euch, Herr Graf, — erlaubt mir ganz aufrichtig zu sprechen — stumpfte Unglück ab, so wie die Zurückerinnerung des unruhvollen Lebens, das euer Loos war, so lange ihr Hollstein beherrschtet, jeden Gedanken an die Wiedereroberung dieses Landes fern von euch scheucht; aber laßt euch den Fehlschluß, daß, weil eure Regierung in Hollstein nicht glücklich, sondern unruhvoll war, euren Sohn ein gleiches Loos treffen müsse, nicht zu Ungerech-

tigkeiten verleiten. Wahrlich, Herr Graf, ihr seyd nicht weit entfernt, euch welcher schuldig zu machen.

D. Gr. v. Sch. Ihr sprecht hart mit mir, edle Frau! doch wer vermag über euch zu zürnen? Fahret fort, damit ich höre, welcher Ungerechtigkeit ihr mich zeihet.

Ida. Einer zweyfachen. Ihr seyd nicht allein gegen euren Sohn, sondern auch gegen die Hollsteiner ungerecht. Doch ehe ich weiter rede, versprecht mir vorher, daß ihr mich ganz aushören wollet; denn ich fürchte, daß euch dieß schwer werden wird, weil ihr mich jetzt schon beschuldigtet, ich spräche hart mit euch.

D. Gr. v. Sch. Sprecht ohne Scheu. Eure milde Stimme benimmt den Worten wenigstens etwas von ihrer Härte.

Ida. Hollstein war nicht euer Eigenthum, sondern von kaiserlicher Majestät euch anvertraut, um es dem deutschen Reiche und eurem Hause zu erhalten. Euer Sohn ist demnach befugt, es von euch zu fordern; und doch thut er es nicht. Er verlangt nur Erlaubniß von euch, es mit seinem eigenen Schwerte erobern zu dürfen; und könnt ihr ihm diese verweigern, ohne in hohem Grade ungerecht zu werden? Dieß ist eine der Ungerechtigkeiten, deren ihr euch schuldig zu machen nahe seyd. Jetzt die zweyte. Als Heinrich der Löwe

euer Land an sich gerissen hatte, waren es eure Getreuen, die es euch wieder eroberten; und hiedurch erwarben sie sich wenigstens gleiche Rechte an euch, als ihr an ihnen habt. Wenn ihr den Besitz Hollsteins wünschtet, so wäret ihr berechtigt, die Hülfe aller Patrioten dieses Landes zur Wiedererlangung desselben aufzufordern: sollten sie daher nicht gleiche Rechte an euch haben? Der edle Graf Adolf glaubte gewiß nicht, daß Tausende nur für Einen geschaffen sind; und dieß müßte er glauben, wenn er fortfahren wollte, die Erfüllung der Bitte, die Ritter Eggo im Nahmen aller treuen Hollsteiner an ihn that, und die ich jetzt, ebenfalls im Nahmen aller, wiederhohle, die Bitte, sich oder seinen Sohn an ihre Spitze zu stellen, so hartnäckig zu verweigern, als er bisher that.

D. Gr. v. Sch. Ihr macht mich nachdenkend, edle Frau! Erlaubt mir, eure Reden in der Einsamkeit reiflicher zu überlegen.

Der Graf ging, und Ida und Adolf freueten sich ihres gelungenen Plans.

Adolf sprang von seinem Sitze auf, und schloß seine Geliebte in die Arme. „O liebe Zauberinn," rief er aus, „laß diese heiße Umarmung dir sagen, wie groß mein Glück ist, das beynahe den höchsten Gipfel erreicht hat; denn der Gedanke, daß nun, wenn meine Hoffnungen mich nicht täuschen, auch mein

geliebtes Vaterland bald glücklich werden wird, erhöhet es noch, wenn das Glück, von Ida geliebt zu seyn, einer Erhöhung fähig ist." — „Ich bin nicht so eitel, erwiederte Ida, „daß ich meine Liebe für das höchste Glück eines Mannes halten sollte; eben so wenig aber kann ich dir verbergen, daß meine Liebe zu dir, guter, wackerer Jüngling, nur dann erst die Glückseligkeit meines Lebens vollkommen machen wird, wenn ich in dir den Befreyer Hollsteins liebe." — „Ja, reitzende Ida," entgegnete Adolf, „den sollst du in mir lieben, oder dem Andenken deines Adolfs, wenn sein Vaterlandseifer der Übermacht des Unterdrückers erliegt, eine Thräne weihen." — Der Graf Schauenburg kam bald wieder zurück. — Nun Herr Graf!" fragte ihn Ida sogleich bey seinem Eintritte; „soll euer Sohn mit eurer Bewilligung Hollsteins Befreyer werden?"

D. Gr. v. Sch. Er soll es werden, wenn ihr die Zweifel heben könnet, die mich quälen.

Adolf. O theuerster Vater, nehmt meinen feurigsten Dank!

Ida. Und auch den meinigen, und ganz Hollsteins Dank! Eilt, Herr Graf, mir eure Zweifel mitzutheilen. Ich hoffe, sie euch benehmen zu können.

D. Gr. v. Sch. Läßt sich bey der Ta-

pferkeit des Königs der Dänen, bey der Stärke seines Reichs und seiner Heere ein glücklicher Erfolg erwarten?

Ida. Mit Recht. Der tapfern Hollsteiner sind ebenfalls keine kleine Zahl; und habt ihr je gehört, Herr Graf, daß ein Volk besiegt wurde, wenn es um seine Freyheit rang? Vergebens würde Waldemar sein Reich entvölkern, wenn er die Heere, die der Hollsteiner Tapferkeit aufrieb, durch neue ersetzen wollte; denn ein Mann, der für seine Rechte, für seine Freyheit kämpft, siegt über zehn Miethlinge, von einem eroberungssüchtigen Unterdrücker gedungen.

Adolf. Habt ihr vergessen, mein Vater, daß vier hundert tapfere Hollsteiner einst das ganze dänische Heer schlugen? Zwar führte sie mein Großvater an, und mir kommt der stolze Gedanke, diesem Helden mich an die Seite stellen zu wollen, nicht in den Sinn; allein ich werde auch nur der Ausführer der Anschläge seyn, die der kriegskundige und tapfere Ritter Eggo von Sture, nach weiser und sorgfältiger Prüfung, angibt. Ihn zur Seite fürchte ich, an der Spitze der Hollsteiner, den König Waldemar mit seinen Dänen nicht.

D. Gr. v. Sch. Deine Hoffnungen fliegen hoch, lieber Sohn!

Ida. Sie sind aber doch wenigstens nicht

unwahrscheinlich. Sollte Muthlosigkeit euch, Herr Graf, dessen Muth sonst eisern war, so ganz niedergedrückt haben, daß ihr nicht vermögend wäret, euch zu einer so gerechten Hoffnung zu erheben?

D. Gr. v. Sch. Nein, edle Frau, so verfinstert ist mein Herz noch nicht; im Gegentheil machte die Erinnerung an meines Vaters Sieg auch in mir die Hoffnung rege, daß die Hollsteiner vielleicht noch einen zweyten so glorreichen Sieg erfechten könnten; und diese Hoffnung wird durch den Gedanken an die Tapferkeit ihres Anführers, des Ritters Eggo, noch gestärkt; aber —

Ida. — Ihn lächelnd unterbrechend — Aber doch habt ihr noch Zweifel?

D. Gr. v. Sch. Mehr als einen. Kann ich, ohne mein Gewissen zu verletzen, den Eid brechen, den ich dem Könige Waldemar leistete?

Ida. Ihr werdet euer Gewissen nicht beschweren, da ihr euren Eid nicht brecht. Ihr gelobtet zwar dem Könige Waldemar, nichts wider ihn zu unternehmen; daß aber euer Sohn auch nichts wider ihn unternehmen sollte, gelobtet ihr ihm nicht. Gesteht es nur, Herr Graf, daß eure Zweifel nichtig sind; denn es fällt mir nicht schwer, sie euch zu benehmen.

D. Gr. v. Sch. Wenn auch meine bis-

herigen Zweifel euch leicht scheinen sollten; so werdet ihr mir doch gestehen müssen, daß der, welcher mir noch übrig bleibt, nichts weniger als leicht ist. So bald Waldemar erfährt, daß mein Sohn Hollstein ihm wieder abzunehmen strebt, wird er sich an den Geißeln rächen, die ich ihm zur Versicherung des ungestörten Besitzes dieses Landes geben mußte; und dann würden zwey geliebte Söhne von mir, und zehn Söhne meiner getreuesten Lehnsleute die Opfer seiner Rache werden. Diese gerechte Furcht, edle Frau, ist jetzt noch die einzige Ursache, durch welche ich abgehalten werde, euch und meinem Sohne zu willfahren.

Ida. Wohl uns und Hollstein, wenn euch weiter nichts abhält! Eure Furcht ist unnöthig, Herr Graf! denn ehe wir etwas unternehmen, sollen die Geißeln in Sicherheit gebracht werden. Ich habe einige Freunde in Dänemark, durch welche ich dieß zu bewerkstelligen hoffe.

D. Gr. v. Sch. Eure Hoffnung wird euch täuschen, und Waldemar sich durch nichts zur Auslieferung der Geißeln bereden lassen.

Ida. Ich bitte euch, Herr Graf! verfinstert die schönen Aussichten in die Zukunft nicht durch eure schwarzen Ahndungen.

D. Gr. v. Sch. Und ich bitte euch dagegen, laßt euch durch eure zu großen Hoff-

nungen nicht verleiten, mir alle meine Söhne vielleicht mit einem Mahle zu rauben. Bedenkt, mit wie vielem Grunde zu befürchten ist, daß, indeß der jüngste unter ihnen sein Leben im offenem Felde verliert, die älteren auf dem Blutgerüste eines schimpflichen Todes sterben.

Ida. O Graf, wohin führt euch eure Unglück ahndende Einbildungskraft! Nein, euer jüngster Sohn wird sich im Felde Ruhm und Lorbern erkämpfen, und eure ältern sich bald der Zurückkunft aus Dänemark und der Wiedervereinigung mit euch freuen. Noch ein Mahl versichere ich euch, daß Adolf nicht eher thätlich handeln soll, bis seine Brüder bey euch in Sicherheit sind.

D. Gr. v. Sch. So eilt, edle Frau, meinen Bruno und meinen Conrad frey zu machen; und dann nehmt meinen Adolf zu eurem und Hollsteins Eigenthume. Zieht mit ihm nach Hollstein; meine guten Wünsche sollen euch folgen, und mein brünstiges Gebeth Segen zu eurem Vorhaben erflehen.

Ida. Nein, Herr Graf! ihr müßt ihn uns jetzt schon geben, damit durch seine Gegenwart der Muth der treuen Hollsteiner gestärkt, und noch mehr entflammt wird. Doch soll er euch schwören, im Lande Wilstern so lange im Verborgenen zu leben, bis die Befreyung seiner Brüder ihm erlaubt, mit Heereskraft seine Rechte auf Hollstein geltend zu machen.

Lange bathen Adolf und Ida vergebens, bis ihre Bitten endlich, unterstützt von Adelheid und dem Grafen von Dassel, über die Hartnäckigkeit des Grafen von Schauenburg siegten. Adolf umarmte seine Lieben, und eilte dann an Ida's Seite nach der Wilstermarsch.

IX.

Freuden des Wiedersehens, und frohe Blicke in die Zukunft.

Um nicht entdeckt zu werden, zog Ida bey nächtlicher Weile mit ihrem Geliebten in dem Schlosse Kellingdorf ein. Sie rasteten daselbst, setzten dann ebenfalls, bey der Nacht, ihren Weg nach der Wilstermarsch fort, und waren kaum in dem Hause angekommen, welches Ida bewohnte, als sich der Ritter Eggo von Sture anmelden ließ.

„Verzeiht, edle Frau," entschuldigte er sich, da er in ihr Zimmer trat, „daß ich so unmittelbar nach eurer Rückkehr zu euch komme; aber Ungeduld erlaubte mir nicht, länger zu weilen, um bald zu erfahren, ob eure Hoffnung in Wirklichkeit verwandelt oder getäuscht wurde. O wollte Gott das Erstere!" — „Ihr könnt dieß nicht sehnlicher wünschen, als ich," antwortete Ida. — „Und ihr wünscht es noch," fragte Eggo, „und meine Furcht war also nicht vergebens? Grausamer Adolf, kannst du Tausende umsonst flehen hören?"—

„Er kann es," erwiederte Ida; „umsonst waren alle meine Bitten. Daß ich sie so dringend machte, als nur möglich war, werdet ihr meiner Liebe für mein Vaterland zutrauen, so wie ihr aus der Länge meines Aufenthalts in Schauenburg schließen könnt, daß ich sie oft wiederhohlte." — Der Ritter Eggo fiel wieder in den Klageton, in den er vor Ida's Abreise nach Schauenburg mit ihr gemeinschaftlich gestimmt hatte. Seine Klagen waren mit Vorwürfen verbunden, die er dem Grafen von Schauenburg machte, und Ida, die jetzt ihr Spielwerk mit ihm trieb, um bald seine Freude noch mehr zu erhöhen, stimmte ihm in Klagen und in seinen Vorwürfen bey. Eine Stunde lang beynahe machte sie dem Ritter unnöthigen Schmerz: dann sprach sie zu ihm; Laßt uns nicht mehr an beyde muthlose Adolfe denken, und nicht länger klagen, da uns neue Hoffnungen glänzen.

„Verzeiht mir, edle Frau," antwortete Eggo, „daß ich euern Hoffnungen nicht mehr traue, da die erstere, deren Erfüllung ihr so zuversichtlich glaubtet, euch täuschte."

„Täuschte mich auch jene, so werden mich doch die jetzigen nicht täuschen," rechtfertigte sich Ida. „Hört mich an, und urtheilt dann selbst. Auf meiner Zurückreise von Schauenburg begegnete mir einer der edel-

sten unter den Jünglingen, die Graf Adolf dem Könige von Dänemark als Geißeln gab. Es war der junge Graf von Dannenberg, dem es glückte, von Waldemars Hofe zu entfliehen, und der jetzt nach Wilstern wollte, um den treuen Hollsteinern von der Begierde Nachricht zu bringen, mit welcher der junge Graf Bruno wünscht, ihnen ihre Unabhängigkeit von Dänemark wieder zu verschaffen. Da wir eines Weges zogen, bath ich den Grafen von Dannenberg, mir Gesellschaft zu leisten, und jetzt eile ich, euch, Herr Ritter, mit ihm bekannt zu machen. Die Wärme, mit welcher er von Bruno's gutem Vorsatze spricht, wird sogleich den Wunsch in euch entflammen, den heldenmüthigen Bruno an der Spitze der hollsteinischen Patrioten zu sehen. Dieser tapfere Jüngling mag unser Anführer werden, da sein Vater und sein jüngerer Bruder zu feige dazu sind." — „Der junge Adolf wäre feige," fragte Eggo verwundert? — „Feig und muthlos," erwiederte Ida; „durch seinen Vater dazu gemacht, so viele Mühe sich auch der wackere Ritter Eggo gegeben hatte, in dem Busen des Jünglings Heldenmuth zu entzünden." — „Und meine Mühe war nicht vergebens gewesen," entgegnete Eggo; „wahrlich Graf Adolf hat schwere Verantwortung auf sich, wenn er diesen edlen Jüngling ver-

derbt hat! — Ida hatte unterdessen einem ihrer Knappen etwas ins Ohr gesagt, welcher nun eilends das Zimmer verließ, aber nach wenigen Augenblicken zurück kehrte, und von Adolf begleitet wurde.

„Sehet hier, Herr Ritter, den Befreyer Hollsteins!" sprach Ida zu dem erstaunten Eggo, der seinen Zögling sogleich erkannte. — Adolf stürzte sich in die Arme des Ritters, indem er ausrief: — „Ja durch den Rath meines mir so theuern Lehrers hoffe ich es zu werden, und unter der Anführung dieses kriegserfahrnen Helden über die große Macht der Dänen zu siegen."

„O willkommen, willkommen Herr Graf!" — jauchzte der Ritter laut auf, und drückte den Jüngling feurig an seine Brust „einst mein geliebter Zögling, jetzt mein verehrter Herr! Willkommen, Retter des Vaterlandes!"

„Ich bitte euch, Herr Ritter, gebt mir keinen so hoch klingenden Titel," antwortete Adolf: „nennt mich wie zuvor euern Zögling; denn ich will es noch seyn und mich zugleich bestreben, mich des Nahmens, euers Freundes würdig zu machen. Vollendet euer Werk, Herr Ritter, und lehrt mich nun die Ausführung alles des Guten, dessen Grundsätze ihr mir vorher beybrachtet."

„O ihr werdet keinen Lehrer mehr bedürfen, Herr Graf!" wendete Eggo ein; „aber

nie wird euer Diener ermangeln, euch einen Rath aus treuem Herzen mitzutheilen, so gut er es vermag. Jetzt, gnädiger Herr, erlaubt mir, eure Ankunft meinem Freunde Wergot und allen euch ergebenen Hollsteinern bekannt zu machen, damit diese wackern Männer, die Freude so lange floh, sich mit mir freuen. Sie werden eilen, euch Treue und Beystand zu schwören, so lange noch ein Tropfen Bluts in ihnen rinnt; und dann, Herr Graf, stellt euch ohne Säumen an ihre Spitze, und zerbrecht die Fesseln, in welche der Dänen Übermacht und einiger treulosen Männer Herrschsucht die Hollsteiner schlugen.„

„Gemach, Herr Ritter!" mischte sich Ida in das Gespräch; „so schnell geht dieß alles nicht, denn die Befürchtungen des Grafen von Schauenburg schränken uns ein. Zwar könnt ihr euerm Freunde und einigen der Treuesten eurer Gefährten des Grafen Adolfs Ankunft melden; aber allgemein darf sie noch nicht bekannt werden, weil der Herr Graf seinem Vater geloben mußte, bevor seine Brüder der Gewalt des Königs Waldemar nicht entrissen sind, nicht öffentlich aufzutreten. Das Erste, was wir thun, sey also, darauf zu denken, wie wir dieß bewerkstelligen wollen. Bis dahin lebt der Herr Graf unter dem Nahmen eines Ritters von Weißensee unter uns."

„Edle Frau, ihr schlagt meine Hoffnung

wieder gewaltig darnieder," klagte der Ritter Eggo; „es sieht um unsere Freyheit mißlich aus, wenn wir nicht eher darum kämpfen dürfen, als bis die Geißeln in Sicherheit sind; denn Waldemar wird sich ihrer gewiß nicht so leicht berauben lassen."

„Laßt mich sorgen, Herr Ritter!" tröstete ihn Ida; „ich hoffe sie in kurzer Zeit in Freyheit setzen zu können. Nun, Herr Ritter, laßt den tapfern Wergot an unserer Freude Theil nehmen. Er, der Hollsteins Befreyung so sehnlich wünschte, wird sie auch nachdrücklich befördern. Ihr kennt die geflüchteten Edlen besser, als ich, daher ich euch die Wahl überlasse, welchen unter ihnen wir uns, außer dem Ritter von Sibransdorf, noch sicher und ohne Furcht anvertrauen können. Alle diese Edlen führt zu uns, damit wir mit ihnen gemeinschaftlich Raths pflegen können."

Von den Beschlüssen dieser Versammlung melden unsere Urkunden nichts weiter, als daß alle Versammelten der Frau von Deest anlagen, ihr Versprechen, Adolfs Brüder und die übrigen hollsteinischen Geißeln in Freyheit zu setzen, so bald als möglich zu erfüllen. — Adolfs Gegenwart im Lande Wilstern wurde bald einem großen Theile der dahin Geflüchteten bekannt; denn ein Freund verkündigte dem andern die fröhliche Mähre. Der junge Graf erschien zwar selten in gro=

ßen Versammlungen, und hatte noch über dieß die Vorsicht gebraucht, sich unkenntlich zu machen; aber doch vermutheten auch die, welchen man ihn nur als Ritter von Weißensee genannt hatte, daß er Graf Adolf wäre, weil ihre Gefährten, die mit ihm genaueren Umgang hatten, ihm mit mehrerer Auszeichnung begegneten, als einem bloßen Ritter, dessen Abkunft noch über dieß keinem unter denen, welche nicht Mitwissende des Geheimnisses waren, bekannt war. Auch schien der frohe Muth der Ritter Eggo und Wergot und ihrer vertrauten Freunde, so wie die Zuversicht, mit welcher sie den Übrigen Hollsteins nahe Befreyung versicherten, zu beweisen, daß der junge Ritter, der jetzt in der Mitte der geflüchteten Vaterlandsfreunde lebte, kein anderer, als der junge Graf Adolf, seyn könnte.

Das Bewußtseyn und zum Theile auch nur die bloße Vermuthung der Gegenwart eines Anführers vom Stamme ihrer alten Beherrscher befeuerte den Muth aller Bewohner der Wilstermarsch. Sie murreten jetzt laut, da sie vorher nur heimlich geklagt hatten, und legten besonders gegen den dänischen Amtmann in Segeberg einen Beweis ab, daß sie müde wären, die Sclavenfesseln länger geduldig zu tragen. — Die Bewohner dieser Festung und der umliegenden Gegend hatten sich, schon vor Adolfs Ankunft, bey dem

königlichen Amtmanne beschwert, daß sie nicht nach sächsischen, sondern nach dänischen Rechten gerichtet würden.

„Nie würden wir unsere Festung übergeben haben, und hätten wir uns unter dem Schutte ihrer Mauern sollen begraben lassen, wenn nicht der König, euer gnädigster Herr, uns versichert hätte, daß wir in unsern Rechten und Freyheiten nicht gekränkt werden sollen;" sprach einer der Vornehmsten unter diesen Unzufriedenen. „Wir zweifeln nicht, daß der durchlauchtigste König Waldemar sein königliches Wort nicht zurück nehmen, sondern als König von Dänemark erfüllen wird, was er uns als Herzog von Schleswig versprach. Es sey euch, ehrenfester Herr, demnach kund gemacht, daß wir fortan den dänischen Gesetzen nicht mehr gehorchen wollen, sondern die Wiederherstellung unserer Freyheiten verlangen, und Rechtssprüche nach den Verordnungen und Gewohnheiten unserer Väter." — „Unter euch, ihr Herren!" antwortete der Amtmann; „könnt ihr Recht sprechen, wie es euch gefällt, ich aber werde nie nach andern Gesetzen, als denen meines Landes richten, und meines gnädigsten Herrn und Königs tapfere Krieger werden euch schon Gehorsam lehren, wenn ihr mir ihn verweigert."

Aufgebracht durch diese Drohung wieder-

hohlten die Hollsteiner ihre Forderung mit größerem Ungestüme; aber der Amtmann spottete darüber, und fragte sie höhnisch: Wo habt ihr eure gepriesenen Rechte? Wohlan, geht und hohlt sie, daß ich aus ihnen Weisheit lerne! — Dieser Aufforderung konnten die Hollsteiner freylich nicht gemäß handeln, denn Ecke von Repko hatte damahls zwar schon angefangen, die sächsischen Rechte zu sammeln, war aber damit noch nicht so weit gediehen, um der Welt seinen Sachsenspiegel zu männlicher Beschauung vorlegen zu können. Die verhöhnten Hollsteiner mußten daher verstummen, und der Amtmann fuhr fort: „Ich will meinen Hund herhohlen, der eure Rechte euch vorbellen soll. Jetzt geht heim, und wenn ihr eure mir unbekannten Rechte findet, so bringt sie mir. Nach dänischen Gesetzen wird Recht und Gerechtigkeit euch nie entstehen; auch sollt ihr die Billigkeit des Amtmanns zu Segeberg rühmen, und gleich jetzt will ich euch einen Beweis derselben geben, indem ich euch nicht als Empörer strafe, wie ich wohl könnte, sondern euch erlaube, ein anderes Mahl wieder zu mir zu kommen, und mir eure Rechte, wenn ihr welche habt, zu zeigen."

Der Hollsteiner Grimm entbrannte ob den schmachvollen Reden des Amtmanns. Unmacht hinderte sie zwar, ihn sogleich da=

für zu bestrafen; aber in allem wurde der Entschluß fest, sich wegen dieser Beleidigung zu rächen. Sie eilten nach der Wilstermarsch, um Eggo und Wergot zu klagen, welchen Hohn sie hatten erdulden müssen.

„Rathet uns, edle Ritter!" sprachen sie zu ihnen, „was wir dem Amtmanne sagen sollen, wenn wir nach seinem Bescheiden nach ein und zwanzig Tagen wieder zu ihm gehen."

„Das laßt uns bis dahin überlegen, damit wir uns nicht übereilen," gaben die Gefragten zur Antwort. „Aber wahrlich des Amtmanns Hohn soll ihm nicht ungestraft hingehen! Nein, erfahren soll er, daß freye edle Männer nicht als Kinder mit sich spielen, oder als Sclaven sich behandeln lassen."

Kurz nach Adolfs Ankunft in Wilstern brach der Tag heran, wo die Gehöhnten wieder nach Segeberg gehen, und ihre Schmach rächen wollten. Ritter Eggo begab sich zu ihnen, und bath sie, ihm die Rache zu überlassen. „Ich gehe mit euch, tapfere Brüder und Waffengenossen," ermunterte er ihren Muth; „begleitet von einer Schar echter Vaterlandsfreunde, und will dem stolzen Amtmanne zeigen, welches unsere Rechte sind; und wehe ihm! wenn er uns nicht so begegnet, wie wir edle Männer es verlangen."

Sie zogen gen Segeberg, und ihre Menge, und daß sie bewaffnet erschienen, mach-

te zwar den Amtmann ein wenig bescheidener, aber doch nicht nachgiebiger, als das erste Mahl. — „So lange ihr mir das Buch nicht zeigen könnt," sprach er zu ihnen, „das eure Rechte enthält, werde ich fortfahren, euch nach dänischen Gesetzen zu richten; denn ihr könntet gar wunderliche Dinge verlangen, wenn ich euch verspräche, die Gewohnheiten eurer Väter gelten zu lassen. Da ich diese nicht kenne, würdet ihr nicht ermangeln, alles, was euch gefiele, unter dem Vorwande, daß es Rechtens und bräuchlichen Herkommens sey, von mir zu begehren. Noch ein Mahl, habt ihr ein Recht, so zeigt es auf; habt ihr aber keines, so vergeudet die Zeit nicht mit unnützem Geschwätze!"

„Siehe hier unser Recht!" „rief jetzt der Ritter Eggo von Sture mit fürchterlicher Stimme, indem er sein Schwert zog, und es so kraftvoll schwang, daß sein Sausen in der Luft dem Amtmanne Furcht erregte. „Dieß Recht galt, und wird gelten, so lange nicht der Hollsteiner Muth erstirbt oder ihr Arm erschlafft; und jener wird leben, dieser stark seyn, so lange ihr Athem nicht ausgeht."

„Greift den Empörer," schrie der zitternde Amtmann, „daß er seinen Frevel mit dem Leben büße!" — Kaum hatte er dieß gesagt, als Furcht ihn antrieb, zu fliehen. Die Hollsteiner eilten ihm nach, und der Ritter

Eggo erreichte ihn bald. „So treffe dich denn die Strafe, die du selbst den Frevlern bestimtest!" fuhr Eggo fort, und stieß ihm sein Schwert in die Brust. „Stirb! denn ich kenne keinen größern Frevel, als freye und edle Männer zu Leibeigenen herabwürdigen zu wollen. Indeß der Amtmann röchelnd seine Seele aushauchte, flohen alle Dänen, um den Ausbrüchen der entflammten Wuth der Hollsteiner zu entrinnen, die nun auch nach ihrem Zufluchtsorte zurück eilten, weil sie befürchteten, daß das Gerücht ihrer That mehrere Dänen herbey rufen möchte.

X.

Auch die heilige Jungfrau nimmt sich der Hollsteiner an.

Ida machte dem Ritter Eggo Vorwürfe wegen seiner raschen Handlung. „Eure Hitze," sprach sie zu ihm; „hat euch zu früh zu dem Anfange der Feindseligkeiten verleitet. Die Geißeln befinden sich noch in Waldemars Gewalt, und wirklich sind auch die Hollsteiner noch nicht genug gerüstet, um der ganzen Macht der Dänen widerstehen zu können." — „O, seyd außer Sorgen, edle Vaterlandsfreundinn!" antwortete der Ritter Eggo. „Sie mag nun anrücken, diese zahlreiche Macht, um zu erfahren, daß wenige, wenn Vaterlandsliebe und Liebe zur Freyheit sie

beseelt, über eine Menge Unterdrücker siegen können. Die wenigen Dänen, die sich in unserm Lande befinden, können nichts wider uns unternehmen; und ehe Waldemar mit einem Heere herbey kommt, kann ganz Hollstein unter den Waffen seyn. Jetzt, tapfere Brüder!" wendete er sich gegen Wergot und die übrigen versammelten Edlen, „laßt uns nicht zaudern, durch Vorsicht uns auf alle Fälle gefaßt zu machen. „Und was ist es, das Vorsicht euch zu gebiethen scheint?" fragte Wergot. „Wir wollen die Feste Itzehoe zu unserm sichern Aufenthalte wählen," erwiederte Eggo; „durch uns noch mehr befestigt, werden wir in diesem Zufluchtsorte nichts zu fürchten haben." Nicht alle Anwesenden waren mit dem Ritter Eggo gleicher Meinung; im Gegentheile glaubten viele, durch die Moräste im Lande Wilstern mehr geschützt zu seyn, als durch Itzehoe's Mauern. Sie beschlossen demnach, diesen sichern Aufenthalt nicht zu verlassen, indeß die andern mit dem jungen Grafen und seiner Geliebten, auf Anrathen der Ritter Eggo und Wergot, nach Itzehoe gingen. Sie verstärkten die Festungswerke, und schützten sich noch durch einen rings um die Stadt gezogenen Graben. Kaum hatten sie diese Arbeit beendigt, als der Graf Albert von Orlemünde, an der Spitze aller in Hollstein sich aufhaltenden Dänen und der dem Könige ergebenen Hollstei-

ner, vor Itzehoe erschien. Mit der größten Emsigkeit ließ Albert einen Wall aufführen, und über den von den Hollsteinern gemachten Graben eine Brücke schlagen. Schon sank den Hollsteinern bey dem Anblicke der überlegenen Dänen der Muth, und diese freueten sich dagegen, die in der Festung versammelten Empörer bald in ihre Gewalt zu bekommen, als eine unvermuthete Begebenheit den Muth der Erstern wieder erhob, und die Freude der Letztern in Traurigkeit verwandelte. Es war am Tage nach dem Feste der Geburt der heiligen Jungfrau, als die Dänen über die Brücke zu gehen, und die Stadt zu bestürmen gedachten. Sie bereiteten sich zum Aufbruche, wurden aber bald in ihr Lager zurück geschreckt. Die Störe, aus welcher der um die Stadt gezogene Graben das Wasser erhielt, schwoll plötzlich so hoch, und strömte mit solcher Gewalt nach dem Graben zu, daß das Wasser einen Theil der Brücke mit hinweg riß. Die Dänen eilten, den angerichteten Schaden sogleich wieder auszubessern. Eben waren sie fertig, da kam ein zweyter Strom, und zerstörte nicht nur die ganze Brücke, sondern das Wasser trat auch aus, und drang in das nahe Lager der Dänen, wo es großen Schaden anrichtete. Indeß die Hollsteiner über das Zurückweichen der Dänen laut

jauchzten, kam ein Mönch herbey gesprungen, und schrie laut: „Dankt Gott und der heiligen Jungfrau, ihr edlen Männer Hollsteins! Wisset, daß es die heilige Mutter Gottes war, die uns von den Dänen befreyete. Ich und alle meine Brüder haben sie in einem blauen mit Sternen besetzten Gewande über unserer Stadt schweben gesehen. Drey Mahl segnete sie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes unsere bedrängte Stadt; dann schwang sie sich wieder empor, und eine Wolke entzog sie unsern Blicken. Noch machte Erstaunen über dieß Wunder uns alle starr; da drang das Gerücht, das Wasser der beunruhigten Störe hätte die Brücke der Dänen hinweg gerissen, zu unsern Ohren. Wir knieten nieder, um der Himmelsköniginn lauten Dank zu stammeln, und fordern euch jetzt auf, eure Lob- und Danklieder mit den unsrigen zu vereinigen." Dank und Jubelgeschrey erfüllte nun die Luft, und alles Volk eilte, ihrer Befreyerinn Andacht und reiche Spenden zu opfern. Auch das Andenken des Tages, an welchem sich das glückliche Ereigniß ergab, wollten die Hollsteiner verewigen. Sie nannten ihn den Bürgertag, und er behielt diesen Nahmen einige Jahrhunderte lang. Dieser glückliche Vorgang vermehrte den Muth der Hollsteiner nicht wenig. Die Mönche und Leichtgläubigen unter

ihnen zweifelten nicht, daß sie auch fernerhin in ihren Unternehmungen glücklich seyn würden, da die Heiligen, und auf ihren Befehl die Elemente sich für sie erklärten. Ritter Eggo, der bey aller seiner Tapferkeit äußerst leichtgläubig war, forderte seine Gefährten auf, einen Ausfall zu thun, und den erschrockenen Dänen nachzusetzen. „Furcht und Schrecken, die sie eingenommen haben, werden uns den Sieg erleichtern,“ setzte er hinzu. Allen Andern aber schien dieß zu viel gewagt, da das Heer des Grafen von Orlemünde wenigstens sechs Mahl so stark war, als ihr kleines Häuflein. „Laßt uns vorher,“ sprachen sie zu dem Ritter, „unsern Unglücksgefährten in der Wilstermarsch von dem Vorgegangenen Nachricht geben, und sie auffordern, sich mit uns zu vereinigen. Dann, Herr Ritter, obgleich unserer immer noch weniger seyn werden, als unserer Feinde, wollen wir das Schwert für unsere Freyheit ziehen, und es nicht eher wieder in die Scheide stecken, bis wir sie errungen haben.“

Adolf und Ida freueten sich, daß Eggo durch die Widersprüche seiner Waffengenossen von der Ausführung seines Vorsatzes abgehalten wurde, weil beyden ihr dem Grafen von Schauenburg gegebenes Versprechen heilig, und ihre Furcht für die noch immer nicht befreyeten Geißeln groß war. Um thä-

tiger an der Befreyung derselben arbeiten zu können, beschloß Ida selbst nach Dänemark zu gehen, so oft und dringend sie auch Adolf bath, sich nicht von ihm zu trennen. Als dieser endlich sah, daß er nicht vermögend wäre, ihren Vorsatz zu ändern, begleitete er sie nebst dem Ritter Eggo nach Kellingdorf, wo sie die zu ihrer Reise nöthigen Anstalten treffen wollte. Adolf war entschlossen, seine Geliebte zu begleiten, und wendete die erste Zeit, wo er sich mit ihr allein befand, dazu an, ihr diesen Entschluß bekannt zu machen; aber Ida bewies jetzt, daß ihre Vaterlandsliebe wenigstens eben so stark war, als die Liebe zu Adolfen. „Glaubt mir, Herr Graf!" versicherte sie ihm, „daß mir die Trennung von euch schwer fällt; aber das Beste unsers Vaterlandes erheischt sie, und ich verdiente nicht, die Geliebte seines Retters zu seyn, wenn ich dem allgemeinen Besten dieses Opfer nicht brächte."

„Ihr seyd stärker als ich," antwortete Adolf. „Nein, ich kann mich nicht von meiner Ida trennen. Ich begleite dich, Geliebte! denn unmöglich kann ich dich den Beschwerden einer weiten Reise und den Gefahren Preis geben, die an Waldemars Hofe dir drohen könnten. Meine Liebe, theureste Ida, müßte weniger feurig seyn, als sie ist, wenn ich dich ohne Schutz sollte abreisen lassen." — „Ihr

irrt," erwiederte Ida, „wenn ihr mich ohne Schutz glaubt. Die Treue meiner Begleiter und eigene Vorsicht werden mich schützen. Obgleich meines Adolfs Schutz mir theurer seyn würde; so gebeut mir doch Pflicht, jetzt willig darauf Verzicht zu thun, da das Vaterland seiner noch mehr bedürftig ist. Mir drohen nicht wie diesem Gefahren, welche von ihm zu wenden eure Gegenwart so nöthig ist. Der Dänen Unternehmen wider Itzehoe wird wahrscheinlich nicht ihr einziges bleiben, und der Muth der Hollsteiner würde um vieles vermindert werden, wenn ihr sie verließet. — „O nein, er würde nicht sinken," entgegnete Adolf, „da er sich so lange erhielt: und gesetzt, er verminderte sich auch ein wenig; so würde es uns doch nicht schwer werden, ihn nach unserer Rückkunft wieder zu entflammen. Besser daher, die Hollsteiner verlieren auf eine kurze Zeit einen Theil ihres Muthes, als daß ich vielleicht auf ewig meine Ida verliere." — „Schämt euch, Herr Graf!" antwortete Ida lächelnd, „einer solchen weibischen Furcht, die keinem Manne ziemt, und am wenigsten euch, den der Vorsatz durchglühet, den Ruhm seltner Tapferkeit sich zu erkämpfen. Ich wage nichts, wenn ich nach Dänemark gehe; ihr aber wagtet alles. Man würde euch entdecken, vielleicht den Zweck eurer Gegenwart ahnden, so wie jetzt schon einige den Dänen er-

gebene Hollsteiner euch in der Wilstermarsch vermuthen; und dann wäre, wenn auch nicht eure eigene Freyheit, doch die Freyheit Hollsteins und eurer Brüder, wenigstens auf lange Zeit, bloß ein frommer Wunsch." — Viele Mühe mußte noch Ida anwenden, Adolfs ganze Vaterlandsliebe auffordern, und, da auch dieß fruchtlos war, das als einen Beweis seiner Liebe zu ihr verlangen, was er seinem Vaterlande schuldig war, ehe sie ihrem Geliebten den Vorsatz, sie zu begleiten ausreden konnte. — Ida säumte nun nicht länger, nach Dänemark aufzubrechen. Schon des andern Tages trat sie ihre Reise an, und unsern Adolf, so sehr er auch wirklich Held war, nahm der Schmerz so ganz ein, daß er sich nur mit Mühe der Thränen erwehren konnte. Nach einigen Wochen erhielt er einen Bothen von seiner Geliebten mit der freudigen Nachricht, daß sie den Endzweck ihrer Reise nach Dänemark nächstens zu erreichen, und nach wenig Tagen in seine Arme zurück zu kehren hoffe. Ungeduldig zählte Adolf nun jede Stunde, und jede derselben verwandelte sich für ihn in eine Ewigkeit, als er nach vier Wochen Ida's Zurückkunft noch immer vergebens entgegen sah.

Wie groß mußte demnach seine Freude seyn, da er nach Verlauf dieser Zeit einen Eilbothen, den er an seiner Feldbinde sogleich

für einen von Ida's Leuten erkannte, auf Itzehoe zusprengen sah. Er eilte ihm entgegen, voll der süßen Hoffnung, daß Ida selbst ihrem Abgeschickten bald nachfolgen werde. — „Eile," rief er dem Kommenden zu, „dich deines Auftrags schleunigst zu entledigen." — Der Bothe, welcher Befehl hatte, den Grafen ohne Zeugen, oder wenigstens nur in des Ritters Eggo Gesellschaft, zu sprechen, und nicht weit von sich mehrere Hollsteiner sah, antwortete dem Grafen: Verzeiht, Herr Ritter, daß ich eurem Verlangen nicht so schnell gemäß handeln kann; aber so bald ich euch in eure Wohnung gefolgt bin, werde ich nicht säumen, eure Neugierde zu befriedigen. — Adolf war zwar unwillig, daß er seine Ungeduld noch eine Zeit lang bezähmen mußte, bestürmte aber doch den Bothen nicht länger, ob er gleich mit ihm in seine Wohnung mehr flog, als ging. — Kaum hatten sie sie erreicht, als der Bothe zu erzählen begann. Wir wollen ihm nicht zuhören, sondern unsere Leser nach Dänemark führen, und Ida selbst handeln sehen.

XI.

Hoffnungen schwinden, und neue sprießen hervor.

Zwey Tage nach Ida's Ankunft zu Kopenhagen wurde der Bischof Waldemar von Schleswig seiner Haft zu Söeburg entlassen.

Dieser unruhige Mann, mit welchem wir unsere Leser etwas genauer bekannt machen müssen, hatte sich schon zu Königs Knuts Zeiten einfallen lassen, nach dem dänischen Throne zu streben. Mit den Waffen in der Hand gedachte er seinen Plan auszuführen, aber er mißlang; denn König Knut bekam ihn durch List in seine Gewalt, und bestrafte den herrschsüchtigen Prälaten durch harte Gefangenschaft. Vergebens hatte sich bisher der Papst für seinen bedrängten Sohn verwendet, vergebens die ganze dänische Geistlichkeit um Freylassung eines ihrer vornehmsten Brüder geflehet. König Knut erfüllte ihre Bitten nicht, und sein Nachfolger Waldemar, der überhaupt der Geistlichkeit nicht hold war, schien dazu noch weniger geneigt. — Was der heilige Vater zu Rom und alle seine geistlichen Söhne in Dänemark nicht vermocht hatten, das bewirkte zuletzt in einem zärtlichen Ehestündchen des Königs Gemahlinn, die Königinn Margaretha, die sich durch ihre Frömmigkeit und Milde den Nahmen Dagmar erworben hatte. König Waldemar, über den schöne Damen überhaupt viel Gewalt hatten, konnte den Bitten seiner frommen Gemahlinn nicht widerstehen. Er bewilligte dem Bischof seine Freyheit, deren Verlust er vierzehn Jahre beseufzt hatte, doch erst nach der heiligen Versicherung desselben, bey Stra-

fe des Kirchenbannes sich in keinem Lande be-
treten zu lassen, das Waldemars Zepter ge-
horcht. — Bischof Waldemar leistete dieß Ver-
sprechen, weil er auf keine andere Art seiner
Haft ledig werden konnte; allein indem er
es leistete, machte er sich gleich den festen
Vorsatz, es nicht zu erfüllen. Kraft tragenden
Amts hatte er schon manchen ehrlichen Mann
der Verbindlichkeit, die er sich durch ein einst ge-
gebenes Versprechen, das ihn nachher gereue-
te, entbunden; jetzt glaubte er den Löseschlüssel
zu seinem eigenen Vortheile gebrauchen zu
dürfen. Sonder Beschwerung seines Gewis-
sens verkleidete er sich daher kurz nach seiner
Befreyung, und kam, mit Rache erfülltem
Herzen, unerkannt und glücklich bey einem
seiner ergebensten Freunde, dem Abte eines
Klosters zu Kopenhagen an. — Unsere Ur-
kunden melden den Nahmen dieses Abtes nicht,
und der Zahn der Zeit hat unglücklicher Weise
auch so gewaltig an dem Nahmen des Klosters
genagt, daß davon nur die letzten fünf Buch-
staben stehen geblieben sind. Nun lassen sich
zwar zu öfter leicht K und l suppliren, aber
die voran stehenden Buchstaben getrauten wir
uns nicht zu ersetzen, da wir fürchteten, fal-
sche zu wählen. Noch weniger erlaubt uns
unsere Gewissenhaftigkeit, dem Abte einen
Nahmen zu geben, damit seine Schuld kei-
nen Unschuldigen treffen möge. — Abt Ano-

nymus war wider den König Waldemar nicht viel weniger ergrimmt, als weiland der Prophet Elisa, da er auf die ihn höhnenden Knaben Bären hetzte. Er hatte nicht nur den hartherzigen König mehr als ein Mahl vergebens um eine milde Spende für sein Kloster gebethen, sondern ihm sogar aus dem Schatze desselben einen Beytrag zu Bestreitung der Kosten seines letzten Feldzugs in Hollstein geben müssen. Nachdrücklich hatte sich zwar der fromme Abt diesem kirchenräuberischen Begehren des Königs widersetzt, aber nach der Drohung, daß er sich selbst nehmen würde, hielt er für weislich, nachzugeben, weil er hoffte, den König mit einer geringeren Summe zu befriedigen, als die er wahrscheinlich dem Klosterschatze rauben würde, wenn er seine Hände selbst darnach ausstreckte. — Vorher schon wider den König aufgebracht, weil er alle Bitten um Bischof Waldemars Freylassung unerfüllt ließ, wurde der Abt nun noch mehr erbittert, da es ihm unmöglich war, den Griff des Königs in den Seckel des Klosters für etwas anders, als Kirchenraub, zu halten, ob Waldemar ihn gleich zum Besten des Landes gethan hatte, und sein Eifer verleitete ihn zu dem Vorsatze, den König zu strafen. — Dem Bischof Waldemar war dieser Vorsatz seines Freundes nicht unbekannt geblieben. Er beschloß, die Stimmung dessel-

ben zu benutzen, und gemeinschaftlich mit ihm auf Mittel zu denken, wie der für sein Kloster sorgsame Abt den räuberischen König strafen, und er selbst sich für die erduldete Schmach an ihm rächen könnte. Er machte sich daher nach Kopenhagen auf, und fand den Abt sogleich willig, zu der Erreichung seines Endzwecks thätig mitzuwirken; nur waren sie beyde verlegen, auf welche Art dieß geschehen könnte. Die Frau Deest war es, welche ihnen endlich die Mittel dazu an die Hand gab. — Als Ida sich noch in Hollstein befand, gründeten sich alle ihre Hoffnungen, die Befreyung der hollsteinischen Geißeln betreffend, auf das freundschaftliche Verhältniß, in welchem sie mit dem Aufseher derselben stand. Ritter Hugo von Asseberg — so hieß dieser Mann — hatte einst um die Hand der schönen Ida geworben, und würde sie erhalten haben, wenn sie allein schön, und nicht auch reich gewesen wäre, oder Hugo mit seinen Rittertugenden auch Reichthum verbunden gehabt hätte. So aber, da sein ganzer Reichthum in einigen goldenen Ketten bestand, womit die vorzüglichsten Proben seiner Tapferkeit belohnt worden waren, erlangte er zwar, was Ida selbst vergeben konnte: ihre Liebe; aber ihre Hand, worüber ein harter und geitziger Vater geboth, konnte er nicht erhalten. — Ida hatte damahls kaum das jungfräuliche Alter er=

reicht, und die der Jugend eigene Leichtigkeit hatte sie den Ritter, so zärtlich sie ihn auch einst liebte, vergessen lassen, als Herr von Deest um ihre Hand warb, die ihm auch Ida's Vater nicht verweigerte, weil Herrmann von Deest ein reicher Bannerherr war. So viel von Ida's Bekanntschaft mit dem Aufseher über die hollsteinischen Geißeln. — Ritter Hugo war nachher nach Schleswig gegangen, wo er in des Herzogs Waldemars Dienste trat, und seine Tapferkeit und Treue erwarb ihm bald des Herzogs Gunst. Die letztere, welche dieser nach mehreren Prüfungen bewährt erfunden hatte, war die Ursache, daß Ritter Hugo später hin der Aufseher über die hollsteinischen Geißeln wurde; und der Gedanke an die Ergebenheit, die er der schönen Ida sonst so oft auf ewig zugeschworen hatte, belebte jetzt in dieser die Hoffnung, daß sie noch nicht erstorben seyn würde, zumahl da sie von vielen Bekannten Hugo's gehört hatte, mit welcher Wärme er noch immer von ihr spräche. — Auf dieser Hoffnung also ruhte die Befreyung der hollsteinischen Geißeln; doch wurde sie bisweilen erschüttert, wenn Ida an die Treue dachte, mit welcher Hugo seinem Herrn zugethan war. — Ein Mann, der nichts zu verlieren hatte, wählte der Ritter sich selbst zum Herrn, welchen er wollte, und Verdienste leiteten seine Wahl. Bisweilen

hatte er sich durch Schein täuschen lassen, und daher einige, deren Panieren er sonst folgte, wieder verlassen; aber keiner derselben konnte ihn einer Untreue zeihen, er müßte ihm denn das zur Untreue angerechnet haben, daß er zuweilen in die Dienste eines Großen überging, der der Feind dessen war, welchen Hugo vorher verlassen hatte. Aber ungerecht wäre diese Beschuldigung gewesen; denn Hugo war ein freyer Mann, der bisher noch keinem Treue geschworen, und diesen Schwur nur dem zu leisten sich vorgenommen hatte, den er seiner Achtung vollkommen würdig finden würde. — Ida wußte, daß er diesen Fürsten jetzt an Waldemar gefunden zu haben glaubte, so wie es ihr nicht unbekannt war, daß seine Treue gegen diesen noch weniger zu erschüttern wäre, als gegen alle, für die er vorher gefochten hatte. Dieß schien ihren Erwartungen nichts weniger als zuträglich zu seyn; aber aus sehnlichen Wünschen keimen Hoffnungen, und Hoffnung ist gleich einem Senfkorne, aus dem beynahe sichtbar ein hoher Baum empor wächst. — Ida bestätigte diese schon so oft gemachte Erfahrung. Sie wünschte, daß Hugo sich von ihr überzeugen lassen möchte, daß Waldemar seiner Achtung nicht würdig wäre, weil er gegen die Hollsteiner ungerecht und tyrannisch handelte; wünschte ferner, daß er sich zum Besten dieser Be=

drängten, wenn gleich auf Kosten Waldemars, verwenden möchte; und beyde Wünsche bildeten sich bald zu Hoffnungen um.

Diese Hoffnungen glüheten schon damahls in ihr, als sie dem Grafen von Schauenburg die Befreyung seiner Söhne so zuversichtlich zusicherte, und unmittelbar nach ihrer Ankunft zu Kellingdorf hatte sie den Burgvogt daselbst, einen alten treuen Diener, zu ihrem Vertrauten gemacht, und ihn gen Koppenhagen gesandt, um zu erforschen, ob von dem Ritter Hugo wohl das zu erlangen wäre, was sie von ihm begehrte. Der Burgvogt kehrte zurück, mit der von dem Ritter erhaltenen Versicherung, daß er seiner edlen Frau nichts verweigern würde, wenn es nicht den Pflichten, die er Gott und seinem Könige schuldig wäre, entgegen stände.

„Nun, edle Gebietheriun!" setzte der Vogt hinzu; „stehet zwar euer Begehren an den Ritter Hugo allerdings den Pflichten entgegen, die er seinem Könige schuldig ist; aber doch zweifle ich nicht, daß ihr keine Fehlbitte thun werdet, wenn ihr euch selbst zu ihm begebt; denn es scheint mir, als wenn der edle Ritter euch noch ergebener wäre, als seinem Könige." — Diese treuherzige Versicherung des Alten gab Ida's Hoffnung eine mächtige Stütze, und sie wurde zur Zuversicht erhöhet, als Ida selbst bey dem Rit-

ter Hugo anlangte. Sie hatte ihren Zug nach Kopenhagen so wie den frühern nach Schauenburg, in männlicher Kleidung angetreten. Eine Zofe, ebenfalls verkleidet, und vier treue verschlagene Knappen begleiteten sie. Willens, so lange sie sich in Kopenhagen befände, ihre verbergende Kleidung zu verwechseln, freuete sie sich schon des Erstaunens, das den Ritter Hugo einnehmen würde, wenn er einen Unbekannten endlich als Ida erkannte.

So bald sie das Zimmer des Ritters betreten hatte, sprach sie zu ihm: „Verzeiht, Herr Ritter, daß ein Bekannter unter erborgtem Nahmen euch heimsucht."

„Ein Bekannter?" fragte Hugo staunend, und schien aus seinem Gedächtnisse aller Bilder deren, die er einst gekannt hatte, hervor zu rufen, um zu sehen, ob sich unter ihnen eins fände, das ein Conterfät des Fremdlings zu seyn schiene, der sich ihm jetzt als ein Bekannter ankündigte. Ida bemerkte diese Musterung, die der Ritter vornahm, so wie es ihr nicht verborgen blieb, daß er vergebens suchte. Sie beschloß daher, seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen.

„Sollte sich der Ritter Hugo wirklich nicht entsinnen können," führte sie ihren Entschluß aus, „einst eine Gestalt gesehen zu haben, die mir gliche?" — „O ja, ich entsinne mich ohne lange Mühe," antwortete Hugo; „denn

diese Gestalt ist mir so theuer, daß sie mir noch immer, wachend und im Traume, vorschwebt. Habt ihr eine Schwester, Herr Ritter?" setzte Hugo hinzu, und ein tief geholter Seufzer wand sich aus seiner Brust hervor. — „Nein," erwiederte Ida; „nie hatte ich eine." — Der Ritter schwieg einige Augenblicke, und häftete seine starren Blicke unverwandt auf den Fremdling; dann fing er wieder an: — „Wäre es möglich! Doch nein, es ist Täuschung; aber eine Täuschung, die nicht größer seyn kann! Und doch, dieser Blick, diese Miene, alles gleicht dem Bilde ganz, das mit unverlöschlichen Zügen in mein Herz gegraben ist, daß ich beynahe nicht zweifeln kann, sein Urbild jetzt vor mir zu sehen. Aber nein, es kann nicht Ida seyn."

„Und doch ist es Ida, Herr Ritter!" endigte die schöne Wittwe jetzt Hugo's Zweifel. „In einem Geschäfte, daß sie keinem andern vertrauen wollte, kommt sie selbst zu euch."

Hugo. O ich segne dieß Geschäft, da es mir das Glück verschafft, die Frau von Deest zu sehen; denn nie hätte ich geglaubt, daß mir dieß je wieder werden würde.

Ida. Und ich werde euch segnen, Herr Ritter, wenn durch euch mein Geschäft ein glücklicher Erfolg bekrönt.

Hugo. Steht dieser bey mir, so seyd dessen im voraus versichert. Eilt, euer Be-

gehren an mich; mir zu nennen denn es muß wichtig seyn, da ihr euch deßhalb den Gefahren einer weiten Reise aussetztet.

Ida. Allerdings ist es wichtig! Doch ehe ich weiter rede, schwört mir vorher Verschwiegenheit mit dem heiligsten Schwure.

Hugo. Ich schwäre sie euch, auf mein Schwert. Nun, edle Frau, säumet nicht, zu sprechen.

Ida. Eine Bitte, durch deren Erfüllung ihr, edler Ritter, mich und viele Tausende glücklich machen könntet, hat mich zu euch geführt. Werdet ihr nun sie gewähren?

Hugo. Ohne Säumen, wenn ihre Gewährung in meinen Kräften steht. Denn, daß die edle Frau von Oerst etwas von mir begehren sollte, das meinen Pflichten widerspräche, dieser Gedanke ist fern von mir.

Ida. Erlaubt mir, Herr Ritter! ehe ich fortfahre, vorher die Frage: welche Pflichten ihr für die heiligsten haltet?

Hugo. Gott zu fürchten und Gutes zu thun, so viel an mir ist.

Ida. Und dieß Gute ohne Ansehen der Person zu befördern, und auch dann es zu üben, wenn es mit dem Nachtheile eines Mannes verbunden ist, der, ob er euch gleich eurer Achtung vollkommen würdig scheint, dennoch eines strafbaren Verbrechens sich schuldig machte; nicht wahr Herr Ritter?

Hugo. Auch dann. Ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf Verhältnisse.

Ida. Und wahrscheinlich würde euch dann die Ausübung des Guten noch angenehmer seyn, wenn ihr zugleich dadurch das Böse, das ein Anderer that, wieder gut machen könntet.

Hugo. Allerdings. Aber, edle Frau, ich bitte euch, quält mich nicht länger durch unbefriedigte Neugier. Sagt an, was ihr befehlt; denn ich brenne vor Verlangen, euer Begehren zu hören, das gewiß wichtig seyn muß, weil ihr ihm eine so lange Einleitung und, gewisser Maßen, eine Ablegung meines Glaubensbekenntnisses voran gehen ließet.

Ida. Ja, Herr Ritter, es ist wichtig; denn von ihm hangt, wie ich schon vorhin sagte, nicht mein Glück allein, sondern das Glück eines ganzen Volkes ab. Bey euch steht es, dieß zu befördern oder zu vernichten. Aber, Herr Ritter, zürnet nicht, daß ich mit meinen Fragen noch nicht zu Ende bin. Noch einige muß ich euch vorlegen.

Hugo. Und ich werde sie alle beantworten, wie Pflicht und Gewissen mir gebiethen.

Ida. Glaubt ihr, daß Gerechtigkeit und Erfüllung seiner Versprechen die ersten Pflichten eines Königs sind?

Hugo. Kann ich das bezweifeln?

Ida. Glaubt ihr ferner, daß Wortbrü-

chigkeit auf einer Seite die Verbindlichkeit der Verträge auch auf der andern aufhebt?

Hugo. Ihr legt mir sonderbare Fragen vor, edle Frau, die aber alle leicht zu beantworten sind.

Ida. O daß euch die, welche ihr jetzt eben hören werdet, nicht weniger leicht scheinen möchte! Darf in solchen Fällen, wenn Einer einem Andern sein Wort nicht hält, und dieser Andere nun auch dem einst gegebenen Versprechen zuwider handelt, ein Dritter sich für den letzteren erklären?

Hugo. Ohne Scheu. Ihr irrt, edle Frau, wenn ihr die Beantwortung dieser Frage für schwieriger haltet, als die Beantwortung der erstern.

Ida. Wenn aber dieser Mann mit dem, welcher sein Wort zuerst brach, in einer Verbindung steht, die ihm befiehlt, auf seinen Vortheil zu sehen, darf er dann auch sich für die, denen nicht Wort gehalten wurde, erklären, wenn hieraus für jenen wesentlicher Nachtheil erwächst?

Hugo. Die Beantwortung dieser Frage ist wenigstens so lange schwer, bis ihr euch ganz deutlich erklärt habt; denn in einigen Fällen möchte sie mit Ja, in andern mit Nein zu beantworten seyn. Wahrscheinlich bin ich der Dritte, von dem ihr sprecht; damit ich also durch eine voreilige Antwort mein Ge-

wissen nicht beschwere, erlaubt mir zu schweigen, bis ich weiß, was ihr von mir verlangt.

Ida. Aber, Herr Ritter, wo bliebe in den Fällen, in welchen meine Frage mit Nein zu beantworten wäre, die Beförderung des Guten ohne Ansehen der Person und sonder Rücksicht auf Verhältnisse?

Hugo. So bald diese ein Ja verlangt, kann freylich nicht Nein die Antwort seyn. Doch ich bitte euch, laßt uns nicht länger mit Streitfragen quälen, sondern entdeckt mir lieber, was euer Begehren von mir ist.

Ida. Ich eile zum Zwecke, und schmeichle mir, daß Ritter Hugo von Asseberg, ob er gleich in den Diensten des Königs Waldemar steht, dennoch ein unparteyischer Beurtheiler desselben seyn wird. Ohne Rücksicht darauf, ob Waldemar befugt war oder nicht, den wackern Grafen Adolf von Land und Leuten zu verjagen, wollen wir jetzt nur auf sein späteres Betragen gegen die Hollsteiner blicken. Er versprach ihnen ihre Rechte und Freyheiten nicht zu kränken, und kränkt sie doch jetzt täglich durch seine Befehlshaber und Amtleute. Die hollsteinischen Rechte und Freyheiten sind dahin, und Gewalt geht vor Recht. Ihr selbst, edler Ritter, habt schon ein Urtheil gefällt, nach welchem die Hollsteiner nicht länger verbunden sind, ihr dem Könige

von Dänemark gegebenes Versprechen zu erfüllen; denn gewiß wird es euch nicht in den Sinn kommen, jetzt ein anderes Urtheil zu sprechen, da euer Herr und König der wortbrüchige Theil ist.

Hugo. Nein, edle Frau! ohne Scheu sage ich euch, daß es ungerecht von meinem gnädigsten Gebiether wäre, wenn er sein königliches Wort unerfüllt ließe. aber ohne Zweifel ist ihm verborgen, was seine Leute in Hollstein thun.

Ida. Nichts weniger, Herr Ritter! Der bedrängten Hollsteiner Klagen drangen schon oft zu Waldemars Throne, und ob er gleich den Klagenden milder begegnete, so ließ er ihnen doch eben nicht mehr Gerechtigkeit widerfahren, als der Amtmann zu Segeberg. Oft, Herr Ritter, habt ihr mir gesagt, daß ihr nur Fürsten dientet, die ihr eurer Achtung für würdig hieltet; sprecht jetzt aufrichtig, ob Waldemar, nach dem, was er gegen Hollstein that, der Achtung eines Mannes, wie ihr, noch würdig seyn kann?

Hugo. Nein, wenn es wirklich so ist, wie ihr sagt. Ehe wir weiter sprechen, erlaubt mir dieß zu erforschen; und hat man euch nicht falsch berichtet, so verlasse ich ungesäumt Waldemars Dienste, und eile nach Schauenburg, um dem Paniere des Grafen Adolfs zu folgen. Verzeiht daher, daß ich

euch sogleich verlasse. Gefällt es euch, so bleibt in meiner Wohnung, wo ihr, bey meiner ritterlichen Ehre versichere ich es euch, so sicher als verborgen leben könnet.

Der Ritter ging, und Ida hatte nun keinen Zweifel mehr, daß sie ihre Absicht vollkommen erreichen würde. Die Freude, welche sie hierüber empfand, machte ihr die zwey Stunden, welche sie auf den Ritter warten mußte, weniger lang. Jetzt kehrte Hugo zurück, und auf seinem Gesichte mahlte sich Unwille.

„Ja, man hat euch die Wahrheit berichtet, und ich habe mich in Waldemar getäuscht,“ rief er bey seinem Eintritte der Frau von Deest zu. „Mein Entschluß ist genommen: ich ziehe mit euch gen Hollstein, und begebe mich in die Dienste des Grafen Adolfs.“

Ida. Die Hollsteiner werden sich freuen, Herr Ritter, einen tapfern Mann mehr unter sich zu haben. Habt ihr dem Könige schon bekannt gemacht, daß ihr ihn verlassen wollt?

Hugo. Nein, aber bald wird es geschehen.

Ida. Ich bitte euch, zaudert noch ein wenig damit, und laßt euch gegen den König von eurem Entschlusse so wenig, als von meinem Hierseyn, etwas merken, damit ihr vorher der guten und gerechten Sache der Hollsteiner Vortheil schaffen könnet.

Hugo. Kann ich das, ohne die Treue gegen den König von Dänemark zu verletzen, so werde ich nicht anstehen, alles, was in meinem Vermögen steht, zum Besten der Hollsteiner zu thun; aber treubrüchig zu werden, dazu würde selbst eine Ida mich nicht bereden können. Doch dieß wird auch ihre Absicht nicht seyn; denn wie kann ein Engel Böses wollen?

Ida. Es gibt Fälle, Herr Ritter, wo etwas, das in anderen Fällen bös und tadelnswürdig wäre, gut und löblich werden kann; und sollte es in solchen Fällen nicht Pflicht seyn, etwas Böses zu thun, um dadurch viel Gutes zu bewirken? Ihr befindet euch in einem solchen Falle. Treubrüchig zu werden ist sträflich; aber für euch kann es jetzt verdienstlich werden.

Hugo. Ich bitte euch, edle Frau, sprecht nicht weiter, damit sich die Achtung nicht vermindert, die ich bisher für euch hatte.

Ida. Das soll hoffentlich nicht geschehen, wenn ihr mich frey von allen Vorurtheilen anhört. Ihr habt vielleicht dem Könige von Dänemark Verbindlichkeiten, da euch im Gegentheile bloß die Ritterpflicht, Bedrängten beyzustehen, zu den Hollsteinern hinzieht, dennoch aber bin ich von euch versichert, daß diese heilige Pflicht mehr Verbindlichkeit für euch hat, als das Verhältniß, in welchem

ihr mit Waldemar steht. Ihr seyd es, der Hollsteins Glück gründen kann, und ich hoffe, daß ihr es thun werdet, obgleich das Mittel dazu eure Strenge wenigstens Anfangs für eine Verletzung der Treue gegen Waldemar halten möchte."

Hugo. O so beschwöre ich euch, edle Frau, nennt mir dieß Mittel nicht; denn mein Herz empört sich wider alles, was selbst in der weitesten Entfernung Untreue heißt.

Ida. Wenigstens, Herr Ritter, bitte ich euch, mich zu hören, und kühlen Überlegungen Raum zu geben; und dann, erst nach langer, reiflicher Prüfung, sagt mir euer Urtheil und euren Entschluß." — Sie erzählte ihm nur alles, was bisher in Schauenburg und Hollstein vorgegangen war, und setzte dann hinzu: „Würde es strafbar seyn, die hollsteinischen Geißeln mit List in Freyheit zu setzen?"

Hugo. Für euch wäre es nicht strafbar, aber für mich; und fast beginne ich zu fürchten, daß ihr Willens seyd, euch meiner hierbey zu bedienen, und daß dieß die Absicht eurer Reise nach Kopenhagen war.

Ida. Sie war es; und sollte sie vereitelt werden? Ohne eure Mitwirkung, Herr Ritter, ist es mir unmöglich, meinen Zweck zu erreichen; und ohne desselben Erreichung bleibt Hollsteins Freyheit und sein und mein

Glück ein frommer Wunsch; denn weder Graf Adolf noch die Hollsteiner wollen das Verderben zwölf edler, schuldloser Jünglinge zur Grundlage desselben machen.

Hugo. So laßt sie harren, bis nach acht Jahren die Geißeln frey gegeben werden.

Ida. Aber sollte die Verhüthung des Elendes, unter dessen Last die Hollsteiner bis dahin seufzen müßten, nicht die Sünde abbüßen, die ihr durch eure Untreue gegen Waldemar beginget, wenn nähmlich Untreue in solchen Fällen Sünde seyn kann?

Hugo. Wenn auch Böses in gewissen Verhältnissen Veranlassung zu allgemeinem Guten werden kann, so ist doch gewiß der, welcher es beging, nicht minder strafbar.

Ida. In Wahrheit, Herr Ritter, eure Grundsätze sind allzu strenge. Ihr habt, so lange ihr lebt, schon viel Gutes gethan; aber fürwahr alles dieß Gute wäre ein Schatten gegen das, was ihr bewirken würdet, wenn ihr mit den Geißeln, die sich unter eurer Aufsicht befinden, nach Hollstein oder Schauenburg flüchtetet.

Hugo. Vaterlandsliebe führt euch irre. Thäte ich, wozu ihr mich auffordert, so machte ich mich eines Verbrechens schuldig, dessen tausendster Theil nicht einmahl durch das

wenige Gute, das ich vielleicht bisher that, aufgewogen würde. Ich flehe euch, sucht mich nicht zur Sünde zu verleiten; wisset aber auch, daß es vergebens seyn würde, wenn ihr es wirklich wolltet. Noch nie konnte meine Treue gegen den, welchem ich sie gelobte, erschüttert werden; auch jetzt soll sie nicht wanken, und wenn ihr mir einen Thron, noch mehr, wenn ihr eure Hand, mir wahrlich werther als ein Thron, zum Lohne meiner Untreue böthet!

Oft wiederhohlte Ida ihre Bitte, suchte das, was Hugo als eine Untreue ansah, von einer so schönen Seite darzustellen, daß Tausende an seiner Stelle nicht gezaudert haben würden, im Glauben: eine der edelsten Handlungen zu begehen, dieser Untreue sich schuldig machen, zumahl wenn die Verführerinn eine Ida gewesen wäre, die alle ihre Reitze aufboth, um ihre Überredungsart noch wirksamer zu machen. Aber Hugo stand fest wie ein Fels, und Ida sah sich endlich genöthigt, auf andere Mittel zur Erreichung ihres Endzwecks zu denken, da ihre auf Hugo's Vermittelung gegründete Hoffnung nach einigen Tagen ganz vereitelt wurde. — Sie sann, und konnte nichts ersinnen — als eines Tages Walther, ihr Leibknappe und zugleich der

vornehmste unter ihren Vertrauten, in ihr Zimmer trat. — „Freuet euch, edle Frau!“ rief er mit Ausdruck gleicher Empfindung aus; „ich habe eine Entdeckung gemacht, die uns sehr ersprießlich seyn kann, und euch eine neue gute Aussicht zu Erlangung eurer Absicht gewährt, da Ritter Hugo die Erfüllung eurer Bitten so hartnäckig verweigert. — „Sprich ohne Zaudern“; forderte Ida den Angekommenen auf; „eben war mein Mißmuth über meine gescheiterte Hoffnung aufs höchste gestiegen.“ — „Meine Andacht zu verrichten,“ fuhr der Knappe Walther fort, „ging ich in das *** Kloster, wo ich im Chore unter den Mönchen einen Mann erblickte, der niemand anders, als mein ehemahliger Herr, der Herr Bischof von Schleswig seyn kann. Sein Gesicht kam mir gleich beym ersten Anblicke bekannt vor; aber lange dauerte es, ehe ich mich überreden konnte, den hochwürdigen Bischof Waldemar in der Kutte eines gemeinen Mönchs zu vermuthen. Ich verwendete kein Auge von der mir bekannt scheinenden Gestalt; endlich fiel es mir mit einem Mahle auf, daß sie dem Bischof Waldemar gliche wie ein Ey dem andern, und nun ging mir plötzlich ein Licht auf. Schon zu meiner Zeit war der Abt ein sehr vertrauter Freund des Bischofs, und jetzt

wird die Übereinstimmung ihrer Gesinnungen wahrscheinlich noch größer seyn, da sie auch in Absicht des Hasses gegen den König Waldemar überein stimmen. Der Abt ist ein so geschworner Feind desselben, als der Bischof; und ihr, edle Frau, werdet euren Zweck gewiß nicht verfehlen, wenn ihr euch diesen beyden geistlichen Herren entdeckt, und sie zu Mitarbeitern macht. Es sind beyde gar unternehmende Herren, die mit Freuden das Mittel annehmen werden, das ihr ihnen anbiethet, um sich an dem Könige zu rächen." — „Du schwärmst, ehrlicher Walther!" gab Ida ihrem Diener zur Antwort; „wie sollte Bischof Waldemar in dieß Kloster gekommen seyn?" „Das kann freylich nur er allein euch beantworten;" erwiederte Walther; „aber was er darin macht, das kann ich mir leicht enträthseln. Er wird mit dem Abte gemeinschaftlich auf Rache sinnen, und daher nicht wenig Vergnügen haben, wenn ihr ihnen die Mühe, länger zu sinnen, erspart. Ich kenne den Herrn Bischof so genau, als vielleicht keiner ihn kennt, und dachte gleich, daß er es dem Könige von Dänemark so wenig ungerochen würde hingehen lassen, daß er ihn vierzehn ganzer Jahre im Kerker schmachten ließ, als daß er sein Versprechen, des Königs Lande zu meiden, er-

füllen würde. Doch hört mich weiter! Als ich aus dem Kloster zurück nach meiner Heimath kehrte, fragte ich den Bruder Pförtner: Wie heißt der ehrwürdige Vater, der im Chore gleich neben dem Herrn Abte stand? Es war ein dicker freundlicher Herr, mit einer etwas langen Nase." „Suno," antwortete der Pförtner, und setzte hinzu: „er ist erst seit vier Tagen in unserm Kloster, und ein alter Freund von unserm hochwürdigen Vater." Ich wußte nun, was ich wissen wollte, und lebe und sterbe darauf, daß der ehrwürdige Vater Suno und der hochwürdige Bischof Waldemar eine Person sind, und ihr, edle Frau, werdet dieß eben so wenig bezweifeln, wenn ihr alle Umstände so genau erwägt, als ich. Seit acht Tagen ist der Bischof seiner Haft entlassen. Da er ganz in geheim reisen mußte, kann er leicht zu der Reise von Söeburg nach Kopenhagen vier Tage gebraucht haben. Nun bedenkt ein Mahl, edle Frau, ob es wahrscheinlich ist, daß an eben dem Tage ein Mann in das Kloster gekommen seyn sollte, der genau so aussieht, wie Bischof Waldemar, und wie er ein alter Freund des Abtes ist, wenn dieser Mann nicht der Bischof Waldemar selbst gewesen wäre?" — „Du weißt deine Vermuthung wenigstens sehr wahrscheinlich zu ma-

chen, lieber Walther!" erwiederte Ida; „aber was nützte es uns, wenn Suno wirklich Waldemar wäre? — „Weiter nichts edle Frau;" fuhr Walther fort, „als daß in kurzer Zeit die hollsteininischen Geißeln so frey seyn würden, als ihr und euer ergebener Knecht; denn Bischof Waldemar, sollt ihr wissen, ist ein Mann, der selbst beynahe unmöglich scheinende Dinge möglich machen kann, und dem es daher nicht schwer werden wird, dem Könige Waldemar und dem Ritter Hugo dazu die hollsteinischen Geißeln listiger Weise zu rauben. Erlaubt mir nun, euch sonder Zurückhaltung zu sagen, was ich eurem und dem hollsteinische Besten für diensam erachte."— „Sag an, guter Walther," entgegnete Ida; „und bist du von deinem Plane nicht vielleicht allzu sehr eingenommen, daß er nur dir allein diensam und ausführbar scheint, so werde ich keinen Augenblick säumen, ihm gemäß zu handeln." — „Ihr begebt euch," ließ Walther seinen Rath hören, „in's Kloster, begehrt mit dem Vater Suno, oder auch mit dem Abte zu sprechen, kündigt euch ihnen als einen von den Dänen verjagten hollsteinischen Ritter an, und werdet von ihnen freundlich empfangen. Seyd ihr erst mit ihm allein, dann sagt ihr dem Vater

Suno, daß ihr wüßtet, wer er wäre, und entdeckt ihm euch nun auch selbst. Das Übrige werdet ihr nun schon selbst besser einzurichten wissen, als ich euch zu rathen im Stande bin." — „Schade nur," wendete Ida ein, „daß wir, ehe es zu dieser nähern Erklärung kommt, schon Gefahren zu befürchten haben. Du weißt es, Walther, daß ich nicht furchtsam bin; aber mich öffentlich für einen von den Dänen verjagten Hollsteiner auszugeben, das scheint mir doch zu viel gewagt, weil dieß leicht zur Folge haben könnte, daß man auf mich, als einen, der aus Rache mit schädlichen Anschlägen schwanger ginge, genau Acht gäbe; und dieß könnte mich wenigstens Verdrießlichkeiten aussetzen, wenn es auch nicht, wie leicht zu befürchten wäre, meinen ganzen Plan vereitelte." — „Eure Furcht ist unnöthig, edle Frau!" nahm Walther das Wort wieder. „Öffentlich als ein hollsteinischer Verbannter aufzutreten, wollte ich euch selbst nicht rathen; aber bey dem Bischofe Waldemar und bey seinem Freunde, dem Abte, könnt ihr euch ohne Scheu so nennen; denn sie werden euch nicht verrathen, und euch, wie ich schon gesagt habe, gleich Anfangs freundlicher aufnehmen, als ohne dieß geschehen würde. Allein damit ihr ganz unbesorgt seyn

könnt, will ich, wenn ihr befehlt, vorher in das Kloster gehen, und euch von dem Bischofe Waldemar ein Schreiben bringen, worin er euch zu einem Besuche einladen, und euch zugleich Verschwiegenheit geloben soll. Ich habe sonst immer gedacht, es würde euch zu nichts nützen, daß ihr so gelehrt seyd; aber jetzt ist es doch wirklich gut, daß ihr lesen könnt. Morgen, edle Frau, gehe ich in das Kloster."

XII.

Ritter Hugo hält Ablaßbriefe für kraftlose Beruhigungsmittel nagender Gewissen.

Gleich nach seiner Ankunft im Kloster bekam Walther den Abt zu sprechen, der ihn auch, ohne zu säumen, zum Bruder Suno führte. So bald sie in des Abts Zelle getreten waren, fragte Walther diesen, ob sie ganz unbelauscht sprechen könnten; und als er Ja zur Antwort erhielt, redete er den verkleideten Bischof auch sogleich als Bischof an. Waldemar ließ ihn zwar Anfangs hart an, weil er glaubte, daß Walther sich vielleicht in den Diensten eines seiner Feinde befinden könnte; aber die wiederhohlten Versicherungen desselben, daß seine Gebietherinn die Frau von Deest sey, die so hohe Ursache hätte, als der Bischof, mit dem Könige Waldemar unzufrieden zu seyn, und

die Erinnerung an Walthers Ehrlichkeit und Treue, wovon er in Waldemars Diensten zahllose Proben abgelegt hatte, bewogen diesen endlich, sich nicht länger vor ihm zu verbergen. — Der Knappe ging nun weiter, als seine Gebietherinn ihm den Auftrag gegeben hatte, und versicherte den Bischof, daß sie ihm Gelegenheit geben wollte, den König Waldemar für die ihm zugefügten Beleidigungen zu bestrafen; doch ohne ihm zu entdecken, worin diese Gelegenheit eigentlich bestände. Der Bischof fing nach und nach an, mit seinem ehemahligen Diener sehr vertraut zu sprechen, und erfüllte seine Bitte, ihm ein Schreiben an die Frau von Deest mitzugeben, sogleich, wenn schon der Abt ihn ermahnte, vorsichtiger zu handeln, und einem Manne nicht allzu viel zu trauen, der, ob er ihn gleich vor vierzehn Jahren treu und ehrlich befunden hätte, doch seit der Zeit leicht der größte Schelm geworden seyn könnte. Waldemar that sogar noch mehr, als Walther von ihm verlangte, indem er der Frau von Deest in seinem Einladungsschreiben nicht nur Verschwiegenheit, sondern auch Mitarbeitung an ihrem Plane versprach. — Frohlockend überbrachte Walther sein Schreiben der Frau von Deest, und forderte sie auf, ihm sogleich nach dem Kloster zu folgen. Sie säumte auch um so weniger,

dieß zu thun, da Ritter Hugo, bey dem sie sich noch immer aufhielt, und ihm ein angenehmer Gast war, ob sie gleich nicht von der Befreyung der hollsteinischen Geißeln mit ihm sprechen durfte, sich nicht zu Hause befand. — Freudig machte Ida sich auf den Weg, und eben so freudig empfing sie der Bischof und der Abt, theils weil sie nun hofften, ihre Rache bald befriedigen zu können, theils auch weil die Furcht des letztern, daß alles, was Walther gesagt hatte, vielleicht bloß leeres Vorgeben gewesen seyn könnte, um den Bischof in eine Falle zu locken, nach und nach auch den erstern einnahm. So bald sie des Abts Zelle erreicht hatten, riefen beyde der Frau von Deest ein lautes, frohes Willkommen zu. Der Bischof fragte sie sogleich, was ihr Begehren wäre, und Ida, die aus dem bisherigen Betragen desselben bereits gesehen hatte, daß es keiner Zurückhaltung gegen ihn bedürfe, schritt ohne lange Einleitung eilends zu ihrem Zwecke. — „Ich komme, hochwürdiger Herr," sprach sie, „euch um Beyhülfe zur Ausführung eines patriotischen Plans anzuflehen. Graf Adolf von Hollstein war ja sonst euer Freund, und ich hoffe, daß das Unglück, das euch beyde betroffen hat, eure freundschaftlichen Empfindungen gegen ihn nicht vermindert haben wird.

Bischof Waldemar. Wäre der wackere Adolf nie mein Freund gewesen, so hätte er doch jetzt gerechte Ansprüche auf meine Freundschaft: denn ich verweigere sie keinem Unglücklichen. Kann ich daher etwas thun, das ihm frommet, so seyd versichert, edle Frau, daß es unverweilt und mit wahrem Vergnügen geschehen wird.

Der Abt. Auch von mir nehmt gleiche Versicherung. Zwar kenne ich den Herrn Grafen nicht persönlich; aber von je her war es mir Seelenwollust, Bedrängten nach meinen besten Kräften beyzustehen.

Der Bischof. Mir war dieß ebenfalls immer heilige Pflicht; und gegen den Grafen von Hollstein wird ihre Erfüllung mir um so süßer seyn, da er nicht nur mein Freund, sondern auch mein Unglücksgefährte ist, und über dieß die Freundschaft, die er mir einst bewies, der erste Grund zu seinem Unglücke war.

Ida. O wie segne ich den Gedanken, zu euch, hochwürdige Herren, zu gehen, da nun durch eure menschenfreundliche Vermittelung Hollsteins Glück aus seinen Trümmern wieder neu hervor steigen wird!

Der Bischof. Und wie innig würde es mich freuen, wenn ich zum Glücke dieses mir so theuren Landes etwas beytragen könnte! Glaubt es mir, liebe, fromme Toch-

ter, daß ich in meinem Kerker heiße Thränen geweint habe, als ich erfuhr, daß König Waldemar sein schweres Joch den Nacken der edlen Hollsteiner aufgeladen hätte.

Ida. Ihr würdet Blut geweint haben, wenn euch die Schmach bekannt geworden wäre, die die Edelsten unter ihnen von harten unedlen Männern, welche Waldemar zu ihren Peinigern gesetzt hatte, erdulden mußten; und wenn ihr gewußt hättet, daß alle seine Versprechungen, die Hollsteiner im Besitze ihrer Freyheiten und Rechte nicht zu kränken, leere Worte waren, deren Waldemar nicht eins erfüllete. — Sie erzählte ihnen nun den Vorfall mit dem Amtmanne zu Segeberg, und noch einige andere Beyspiele der dänischen Bedrückungen, und endigte mit dem Vorsatze, den sie sich genommen hätte, ihr seufzendes Vaterland seiner Fesseln zu entledigen.

Der Bischof. Dafür wird euch Gott segnen, edle Frau, und euch einst im Himmelreiche einen Platz unter Abrahams Schooßkindern geben.

Ida. Gefiele es ihm nur auch, sein Gedeihen zur Ausführung meines Vorsatzes zu geben! denn ich bin ein schwaches Weib, das für sich selbst nichts vermag, und bisher waren alle meine Bemühungen, von Männern Unterstützung zu erhalten, wenigstens

größtenTheils vergebens. Zwar gelang es mir, in dem edlen Sohne des Grafen Adolfs den Entschluß zu entzünden, sein Vaterland und väterliches Erbe den Dänen wieder zu entreißen; allein er vermag beynahe so wenig, als ich, da sein allzu sorgsamer Vater seinem Unternehmungsgeiste Fesseln angelegt hat. — Sie erzählte nun die Geschichte ihres Aufenthalts in Schauenburg, die wir nicht zu wiederhohlen brauchen, und endigte mit den Hoffnungen, die sie auf die Mitwirkung des Ritters Hugo gegründet hatte. — „Auch gelang es mir ferner," endigte sie ihre lange Rede, in welcher sie der Bischof und sein Freund öfters unterbrachen, „den Ritter Hugo für die gerechte Sache der Hollsteiner einzunehmen; aber zu dem Entschlusse, durch die Flucht mit den Geißeln nach Hollstein den Grund zur Freyheit dieses Landes zu legen, konnt' ich ihn nicht vermögen. Er gestand mir, daß er den König hinfort seiner Achtung nicht mehr für würdig hielte, glaubte aber, der strafbarsten Treulosigkeit sich schuldig zu machen, wenn er meine Bitten erfüllete, und alle meine Worte, durch welche ich ihm zu beweisen suchte, daß das unmöglich bös seyn könnte, wodurch so viel Gutes gegründet würde, wenn es auch in andern Verhältnissen unrecht wäre, waren in den Wind geredet."

Der Abt. Was meint ihr, edle Frau, wenn ich ein Mahl zu dem Ritter ginge, ihm das Übertriebene seiner Gewissenhaftigkeit zeigte, und sein vorlautes Gewissen zu beruhigen suchte.

Ida. Ich erkenne euer freundschaftliches Erbiethen mit Dank; aber die Annahme desselben würde zu weiter nichts nützen, als euch einen vergebenen Weg zu machen. Zwar will ich versuchen, ob es einen Eindruck auf den Ritter machen würde, wenn ihr ihm, kraft eures Amtes, wegen einer That, die er für Sünde hält, ob sie gleich edel wäre, Ablaß verspráchet; allein ich fürchte, mein Versuch wird gewiß mißlingen.

Der Bischof. Nun, edle Frau, säumt nicht länger mir zu entdecken, wodurch ich das Glück der Hollsteiner befördern könnte. Bey allem Streben darnach kann man so wenig Gutes thun, daß man hastig jede Gelegenheit erhascht, die sich dazu darbiethet.

Ida. Ihr habt viele Freunde in Kopenhagen, hochwürdiger Herr! wäre es nicht möglich, durch einen oder einige derselben die Befreyung der hollsteinischen Geißeln auf irgend eine Art zu bewirken?

Der Bischof. Ja, ich habe hier viele Freunde; aber der Herr Abt ist der einzige, der mein Hierseyn weiß; denn in den jetzigen verderbten Zeiten darf man sich selbst

nicht allen vertrauten Freunden anvertrauen; um nicht Gefahr zu laufen, daß man von ihnen verrathen wird. Es wird mir daher schwer werden, eurem Begehren gemäß zu handeln; doch laßt uns deßhalb noch nicht verzagen. Es gefalle euch, vorher noch zu versuchen, ob es nicht vielleicht euch oder dem Herrn Abte gelingen sollte, des Ritters Hugo allzuzartes Gewissen zu besänftigen. Mißlingt er, so kommt wieder zu uns. Ich will die Zeit bis dahin anwenden, in Verbindung mit dem Herrn Abte darüber nachzudenken, ob es nicht möglich wäre, euer patriotisches Verlangen zu erfüllen.

Ida ging, und Ritter Hugo, welcher unruhig geworden war, als er sie nach seiner Zurückkunft nicht in seiner Wohnung gefunden hatte, freuete sich, da sie jetzt in sein Gemach trat. — „Gut, daß ihr wieder kommt! rief er ihr entgegen; „euer langes Ausbleiben hatte mir beynahe Sorgen gemacht, weil keiner eurer Diener mir zu sagen wußte, wohin ihr gegangen wäret." — Ich war ausgegangen," antwortete Ida, „um zu hören, ob das, was ihr für Sünde haltet, wirklich Sünde sey oder nicht. Zwey der vornehmsten und frömmsten Geistlichen im Königreiche, waren's, denen ich mein Bedenken sagte; zwar versteckt, aber doch so deutlich, daß sie völlig so entscheiden konnten, als wenn ich ihnen alles

erzählt hätte, was ich seit einigen Tagen mit euch gesprochen habe.

Hugo. Nun, und was sagten diese frommen Männer?

Ida. Was ich nach meiner wenigen Einsicht schon längst gesagt habe. Einer von ihnen erboth sich sogleich, mir einen Ablaßbrief für euch mitzugeben, versicherte aber auch, daß ihr desselben nicht bedürftet, weil das, was falscher Wahn euch als Unrecht vorstellt, eine der edelsten Handlungen wäre. Reuigen Sündern, setzte er hinzu, ertheile ich Ablaß, aber edlen Männern meinen apostolischen Segen zu ihrem Unternehmen. Diesem edlen Manne, von dem ihr mir sagt, gebe ich meinen besten Segen; und der, von dem mir die Macht zu segnen wurde, wird ihn wahr machen.

Hugo. Ich zweifle nicht, daß der Mann so sagte; denn es gibt der Geistlichen genug, denen Segen und Ablaß für klingende Münze feil ist. Einer von diesen Unwürdigen war sonder Zweifel auch dieser fromme Vater, der mich zum treulosesten Verräther machen wollte. Wisset aber, edle Frau, daß, so verehrungswürdig mir auch Religion und ihre Diener sind, ich dennoch alle Theile derselben, woraus man Handelsartikel macht, so wenig schätzen kann, als diejenigen, welche diesen Handel treiben. So lange ich hier auf

dieser Erde wandle, ist mein Gewissen mein Richter; einst wird es Gott werden. Außer diesen beyden Richtern erkenne ich in geistlichen Dingen keinen; und Handlungen, von denen mein Gewissen mir sagt, daß sie strafwürdig wären, kann kein Ablaßbrief, kein Segen eines Geistlichen, und wäre es der heilige Vater zu Rom selbst, unsträflich machen.

Weil Ida sah, daß die strengen Grundsätze des Ritters sich durch nichts mildern ließen, eilte sie des andern Tages zur Zeit, da der Ritter bey dem Könige war, wieder zu ihren geistlichen Helfern. Sie benachrichtigte sie von ihrem mißlungenen Versuche, und fragte dann, ob sie so glücklich gewesen wären, etwas zur Erreichung ihrer Absicht zu erdenken.

Der Abt. Ja, edle Frau, es ist mir gelungen; doch kann ich nichts unternehmen, wenn es euch nicht möglich ist, die jungen Grafen und ihre Unglücksgenossen in mein Kloster zu bringen.

Ida. Ich zweifle, ob ich dieß vermögend seyn werde, da der Ritter Hugo seine Treue so weit treibt, daß er mir nicht einmahl erlaubt, die jungen Grafen zu sprechen.

Der Bischof. Eurem Walther wird es nicht schwer werden, er müßte denn neben dem treuen und ehrlichen Diener nicht mehr der verschlagene Mann seyn, der er sonst war

Ida. Ich danke euch, hochwürdiger Herr, für diesen guten Rath. Ja, der listige Walther wird vielleicht können, was ich nicht vermögend bin.

Der Bischof. Hoffentlich um so eher, da er von uns erfahren soll, auf welche Art es zu bewerkstelligen wäre. Der Herr Abt wird meiner geistlichen Tochter sagen, welchen glücklichen Einfall er zu Hollsteins Besten gehabt hat.

Der Abt. Kuldmann, der wahrscheinlich auch euch bekannte Wahrsager aus Schonen, hält sich seit einigen Tagen in meinem Kloster auf, und wird auch wohl noch einige hier verweilen. Sagt demnach eurem Walther, daß er die jungen Grafen bereden soll, mit ihren Gefährten in mein Kloster zu kommen, um von Kuldmann sich weissagen zu lassen, ob sie bald in ihr Vaterland zurück kehren, und einer der ersten Beherrscher desselben werden würde. Kommen sie, so sind sie in wenig Augenblicken frey. Unser Kloster liegt, wie ihr wißt, nicht weit vom Hafen, zu dem wir unbemerkt durch eine Hinterthür gelangen können; und eure und Hollsteins Wünsche, so wie die meinigen und die des Herrn Bischofs, sind erfüllt, wenn die hollsteinischen Geißeln zur Zeit des Abends, wenn Finsterniß ihre Flucht erleichtert, in unser Kloster kommen.

Der Bischof. Überlaßt es übrigens Walthern, ob er den jungen Grafen von dem, was wir mit ihnen vorhaben, etwas zu sagen für gut befindet, oder nicht. Daß sie aber in jedem Falle verbergen müssen, worüber sie von dem Seher Auskunft verlangen, und daß ihr uns wenigstens einen Tag vorher die Zeit bestimmen laßt, um welche wir sie erwarten können, damit schon, wenn sie kommen, ein schnell segelndes Boot im Hafen bereit liege, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Innig dankte Ida den geistlichen Herren, und eilte nun in ihre Wohnung zurück, um ihren Walther in seiner Rolle zu unterrichten. Der ehrliche Diener freuete sich im höchsten Grade, daß er bey der Befreyung Hollsteins eine so wichtige Person werden sollte. Schon des andern Tages gelang es seiner List, im Verborgenen mit den jungen Grafen zu sprechen. Auf welche Art ihm aber dieß glückte, und wo er mit ihnen sprach, davon können wir aus Mangel sicherer Nachrichten nichts melden. Er suchte dadurch ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, daß er, nachdem er sie lange Zeit mit starren Blicken betrachtet hatte, dem ältern zurief: „Wohl mir! nun will ich freudig sterben; denn ich habe den künftigen Beherrscher Hollsteins gesehen!" — — „Bist du ein Seher, ehrlicher Alter," wendete sich Bruno zu ihm,

„oder ein wahnsinniger?"— „Gott sey Dank, keines von beyden," antwortete Walther; „aber ein Seher von großem Rufe war es, der euch mir nach einem Blicke in die Zukunft als Hollsteins künftigen Regenten nannte." — „Bis jetzt hat es den Anschein noch nicht, als ob seine Weissagung eintreffen würde," erwiederte Bruno mit einer Gleichgültigkeit, worüber Walther erstaunte. Er glaubte, frohes Entzücken würde sich augenblicklich auf seinem Gesichte mahlen; aber kein Zug desselben veränderte sich. Walthers fröhliche Mähre machte so wenig Eindruck auf ihn, daß er, ohne sich weiter um den Verkündiger derselben zu bekümmern, weiter gegangen seyn würde, wenn sein Bruder Conrad ihn nicht zurück gehalten hätte. — — „Darfst du entdecken," wendete sich dieser zu Walthern, „wer der Seher war, der meinem Bruder diese frohe Aussicht in die Zukunft eröffnete?"— „Es war der berühmte Prophet Kuldmann," antwortete Walther; „und wenn es euch, edle Grafen und Herren, gefällt, könnt ihr aus seinem eigenen Munde hören, was ich euch sagte. Bescheidet mich daher an einen Ort, wo ich euch, ohne Furcht belauscht zu werden, sprechen kann." — „Komm, Bruder," fing Bruno unwillig an, „und laß dich nicht von einem Manne bethören, der mir, ungeachtet seiner Versiche=

rung des Gegentheils, wirklich wahnsinnig scheint." — „Wollte nur Gott, daß ihr so wenig muthlos wäret, als ich wahnsinnig!" sprach Walther, den die Gleichgültigkeit des jungen Grafen noch mehr verdroß, als der in Absicht seiner geäußerte Verdacht.

Conrad kehrte sich nicht an die Ermahnung seines Bruders, sondern sprach zu Walthern: „Komm morgen zur Zeit, wenn die erste Messe gelesen wird, in den Dom, wo du mich finden wirst." — Walther schied von ihm, und verkündigte seiner Gebietherinn mit Frohlocken, wie glücklich er gewesen wäre. Um die bestimmte Zeit machte er sich nach dem Dome auf, wo Conrad schon seiner wartete. Dieser erwarb sich durch wenig Worte Walthers Zutrauen so vollkommen, daß er ihm den ganzen Plan entdeckte, den man mit ihm vorhatte. — — „Ihr, gnädiger Herr," schloß Walther seine Rede, „verzeihet einem alten Manne seine Freymüthigkeit — scheint mir ein verständiger und weiser junger Herr, dem man ein Geheimniß so sicher anvertrauen kann, als einem Manne von reifern Jahren; eurem Herrn Bruder aber theilt es nicht mit, wenn der Rath eines eurem Hause ergebenen Mannes etwas bey euch gilt. Laßt ihn bey dem Glauben, daß Kuldmann ihm weissagen soll, wenn eure Freyheit euch lieb ist" — „Ich danke dir für den Beweis deiner Ergeben-

heit, guter Alter!" erwiederte Conrad; — „doch ich hätte auch ohne deinen Rath dein mir mitgetheiltes Geheimniß meinem Bruder nicht entdeckt; denn mein Bruder sehnt sich nach dem Besitze Hollsteins so wenig, als nach seiner Freyheit, da sich alle die Wünsche auf die Tonsur, und, so Gott und der heilige Vater in Rom will, dereinst ein Mahl auf einen Bischofsstab beschränken." — „So sucht ihn nur wenigstens zu bereden," bath Walther, „daß er euch nach dem Kloster begleite, und befehlt mir, wenn ich wieder hierher kommen soll, um von euch den Tag zu vernehmen, wenn ihr dahin zu gehen gedenkt." — „Genau kann ich dir diesen nicht bestimmen," entgegnete Conrad, „da ich nicht weiß, wie lange Zeit nöthig seyn wird, ehe mein Bruder sich entschließt. Am besten, du kommst alle Morgen hierher, bis du mich triffst, und ich hoffe, du wirst nicht böse werden, wenn du auch etliche Mahl vergebens gehen solltest." — „Nein gewiß nicht, gnädiger Herr," schloß Walther, indem er sich auf dem Heimwege wieder von dem Grafen trennte; „glaubt mir daß ich für eure und Hollsteins Freyheit mit Freuden ins Feuer ginge." — — Zwey Tage ging Wahlther vergebens; am dritten fand er den Grafen Conrad. Weil aber einer von Waldemars Leibknappen ihn begleitete, konnte er Walthern weiter nichts sagen, als:

morgen. — — Walther eilte nun sogleich nach Hause, und von da nach dem Kloster, damit die Väter desselben die nöthigen Anstalten treffen könnten, und am Abende des andern Tages machte sich Ida mit ihren Dienern nach dem Kloster auf; und kaum waren sie daselbst angekommen, als auch die hollsteinischen Geißeln anlangten. — Ida kündigte ihnen ihre Freyheit an. Alle Jünglinge jauchzten laut; nur Bruno blieb gleichgültig. Ohne Säumen wurden sie nun durch die verborgene Thür, die nach dem Hafen führte, gebracht; aber wie sehr erschraken sie, als sie, nachdem sie kaum einige Schritte gegangen waren, eine Menge Gewapneter erblickten, die sie sogleich umringten. Walther und seine Begleiter zogen ihre Schwerter; aber die Menge der Gegner war zu groß, um etwas wider sie ausrichten zu können. Der ehrliche Walther wurde getödtet, zwey seiner Begleiter verwundet, und alle Übrigen nach der Stadt geführt, wo Bischof Waldemar, der Abt und Ida mit ihren Begleitern sogleich in ein Gefängniß gebracht wurden. Bruno's Schwatzhaftigkeit war Schuld an diesem Unglücke. Kaum hatte ihn Conrad beredet, nach dem Kloster zu gehen, als er diesen Entschluß seinem Schooßfreunde, einem von Waldemars Leibknappen, bekannt machte. — „Ich," setzte er hinzu, „würde nicht

hingehen, aber mein Bruder ließ mir nicht eher Ruhe, bis ich es ihm versprach. Er hat den Mann, der mir Kuldmanns Weissagung zuerst kund machte, nachher verschiedene Mahl im Dom gesprochen, und ist von der schönen Hoffnung, die mir der Wahrsager gemacht hat, so eingenommen, daß er Tag und Nacht davon spricht. — Bruno endigte zwar damit, daß er seinen Freund bath, von dem, was er ihm gesagt hatte, keinem Menschen etwas zu entdecken, und dieser versprach ihm dieß auch heilig, eilte aber von ihm weg sogleich zu dem Könige, um durch Mittheilung des ihm entdeckten Geheimnisses sich Vergrößerung der Gnade desselben zu erwerben. Waldemar lobte ihn wegen seiner Treue, und befahl ihm, wo möglich, zu erfahren zu suchen, wer der Mann wäre, der dem jungen Grafen Koldmanns Weissagung bekannt gemacht hätte. Der Edelknappe begleitete deßhalb den Grafen Conrad nach dem Dome, wo er Walthern sah, und ihm auf seinem Heimwege nachschlich, um seine Wohnung zu erfahren. —

Waldemar hatte indessen den Seher zu sich entbiethen lassen, welchen er bey seiner Ankunft fragte: „ Habt ihr, heiliger Mann, dem ältern Sohne des Grafen von Schauenburg geweissagt, daß er einst über Hollstein herrschen würde? " — „ Nichts weniger,

durchlauchtigster König und Herr!" antwortete Kuldmann; ich, der sich wenig um Welthändel und um das, was an Höfen vorgeht, bekümmert, höre jetzt das erste Wort von dem Grafen von Schauenburg und seinem Sohne." — — „Habt ihr es gesagt," fuhr Waldemar fort, so läugnet nicht aus Furcht vor meinem Zorne; denn nur dann wird er euch treffen, wenn ihr läugnet, und ich erfahre nachher, daß ihr die Wahrheit verhehltet. Glaubt nicht, daß ich deßwegen nachsichtiger gegen euch seyn würde, als gegen jeden andern, weil das Volk euch als einen Propheten ehrt." — — „Verhehle ich die Wahrheit, gnädigster Herr," erwiederte Kuldmann, „so weiche die Gabe der Weissagung von mir, die mir durch Gottes Gnade geworden ist." — Der König von Dänemark, welcher schon vorher geglaubt hatte, daß man einen Anschlag auf die hollsteinischen Geißeln gemacht hatte, weil es ihm verdächtig schien, daß ein Unbekannter dem Grafen Bruno Kuldmanns Weissagung verkündigte, zweifelte nun nicht länger hieran, zumahl da ihm des Abts feindselige Gesinnungen gegen ihn bekannt waren. Er entließ den Seher, nachdem er ihn bey seinem Leben Verschwiegenheit gebothen hatte. — Kuldmann versprach sie ihm, und handelte auch seinem Versprechen gemäß; denn als Bischof Waldemar

und der Abt, welchem sein Ruf zum Könige Unruhe gemacht hatte, ihn fragten, was dieser von ihm begehrt hätte, versicherte er sie, daß er ihm hätte verkündigen müssen, wie lange er noch leben, und wie es einst nach seinem Tode im Reiche aussehen würde. — Kurz nach Kuldmanns Entlassung berichtete Bruno's Schooßfreund dem Könige, daß der Mann, welcher dem jungen Grafen von Kuldmanns Weissagung Nachricht gegeben hätte, sich in des Ritters Hugo Wohnung aufhielte. — Waldemar gab Befehl, daß funfzig Gewapnete sich bereit halten sollten, um das Kloster zu umringen, so bald sie dazu befehligt würden; und dieß geschah, als der Edelknappe die Nachricht brachte, daß die hollsteinischen Geißeln den Weg dahin angetreten hätten.

Nach der Erzählung dessen, was Ida's Plan vereitelte, kehren wir wieder zu dieser zurück. —

Mit Verzweiflung ringend hatte sie die Nacht verklagt; jetzt brach der Tag heran, und kurz nach dessen Anbruche traten einige Richter in Ida's Gefängniß. Ida konnte nicht läugnen, daß sie die hollsteinischen Geißeln hatte entführen wollen, suchte aber doch durch die Versicherung, daß ihre Absicht gewesen wäre, einen der unter ihnen befindlichen jungen Grafen zu bereden, daß er sich zum Haup=

te der mißvergnügten Hollsteiner aufwerfen möchte, die Richter von weiterer Nachforschung abzuhalten, um zu verhüthen, daß ihr eigenes Unglück nicht auch ihren geliebten Adolf träfe.

Das Schrecken des Ritters Hugo, als er die ganze Nacht vergebens auf die Zurückkunft seiner Freundinn wartete, war unbeschreiblich, und konnte nur von dem übertroffen werden, das ihn einnahm, da er mit anbrechendem Morgen die fürchterliche Neuigkeit hörte, man hätte sich vergangene Nacht sechs aufrührischer Hollsteiner bemächtigt, welche die Geißeln hätten entführen wollen. So bald er sich ein wenig von seinem Schrecken erhohlt hatte, eilte er zum Könige, um für Ida und ihre Gefährten Gnade zu erflehen; denn daß diese die sechs gefangenen Hollsteiner wären, schien ihm unbezweifelt gewiß. — —

So viel er auch sonst über den König vermochte, so wenig erreichte er dieß Mahl seinen Zweck. Waldemar war so zornig, als Hugo ihn noch nie gesehen hatte, und es bedurfte vieler Mühe, ehe der Ritter sich von dem Verdachte des Mitwissens, welchen der König gegen ihn äußerte, rechtfertigen konnte. Von seinen Bitten für Ida und ihre Gefährten wollte Waldemar Anfangs gar nichts hören. — „Schmählicher Tod,“ rief er

mit Ausdruck des größten Zorns, „sey die gerechte Strafe aller dieser Landesverräther!“ Nach und nach gelang es dem Ritter doch, die Wuth des Königs ein wenig zu besänftigen; nur war es ihm unmöglich, das zu erhalten, was er wünschte. — Milderung der Strafe war alles, wozu er den König bewegen konnte. Ida sollte nicht sterben, ihren Frevel aber mit ewiger Gefangenschaft büßen, und ihre Gefährten frey seyn. Dieß Urtheil, das alle Bitten des Ritters nicht mildern konnten, wurde der jammernden Ida angekündigt, und sie noch an dem nähmlichen Tage nach Söeburg abgeführt. Ihren Bedienten wurde die Freyheit angekündigt; keiner aber wollte Gebrauch davon machen, sondern alle mit ihrer verehrten Gebietherinn leben und sterben. Auf ihr dringendes Verlangen änderten zwar die drey Knappen, welche Walthern überlebt hatten, ihren Entschluß; aber unerschüttert blieb Ida's Kammerfrau bey demselbem. Einer der Knappen eilte nach Hollstein; die andern blieben bey dem Ritter Hugo, weil dieser ihnen Hoffnung machte, Idas Freyheit vielleicht doch noch von dem Könige zu erflehen.

XIII.

Auch zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts bewies der liebe Mond sich schon als ein Freund der Liebenden.

Wir wagen es nicht, den Eindruck zu beschreiben, den die Nachricht von dem Unglücke seiner geliebten Ida auf Adolf machte. Der peinigendste Schmerz raubte ihm Muth, Bewußtseyn und Entschlossenheit auf einige Zeit; so bald sie aber wiederkehrten, wurde der Entschluß fest in ihm, nach Dänemark zu gehen, um seine Ida zu befreyen. — Er machte ihn sogleich dem Ritter Eggo kund, dessen Beyfall er aber nicht erhielt. — „Wozu dieß nutzlose und gefahrvolle Unternehmen, gnädiger Herr?" — antwortete ihm Eggo. „Kann irgend jemand die Freyheit der edlen Frau von Oeest bewirken, so ist es der Ritter Hugo von Asseberg; und daß dieser es thun wird, wenn es ihm möglich ist, das hat er durch das, was er bisher für sie that, bewiesen. Ich bitte euch, gebt euch nicht den größten Gefahren Preis, da ihr, wenn ihr ihnen auch entkämet, nicht den geringsten Nutzen von eurer Reise nach Dänemark haben könnt." — — „Keinen," erwiederte Adolf bitter, „als daß ich die Frau von Oeest befreyen würde." — „Hätte diese Hoffnung die geringste Wahrscheinlichkeit," wendete

Eggo ein, „so würde es mir nicht in den Sinn kommen, euch, Herr Graf, von eurem Vorsatze abzuhalten. Ihr selbst werdet mir dieß zugeben müssen, daß eure Gegenwart in Dänemark nutzlos, in Hollstein hingegen nöthig ist, wenn ihr kalt und ohne Leidenschaft darüber nachdenkt. Was dem Ritter Hugo unmöglich ist, könnt ihr noch weniger möglich machen; und den Hollsteinern würde der Muth wieder entsinken, wenn sie sich ihres geliebten Anführers beraubt sähen. Ihr wißt, daß sie zu euch aufsehen, als zu ihrem Retter. O ich bitte euch, entzieht ihnen diesen trostreichen Aufblick nicht! Täuscht sie nicht in ihren Hoffnungen, und — verzeiht meiner Kühnheit — bedenkt, daß ihr eurem Vaterlande noch mehr schuldig seyd, als der Frau von Deest. Ihm müßt ihr euch erhalten; und die Sorge für eure Erhaltung verbiethet euch, nach Dänemark zu reisen."

„Glaubt mir, Herr Ritter," sprach Adolf mit Feuer, „daß ich von dem, was ich meinem Vaterlande schuldig bin, mich lebhaft durchdrungen fühle; aber wahrlich, der Frau von Deest bin ich noch mehr schuldig, und meine Pflicht gebiethet, die Retterinn Hollsteins zuerst, dann Hollstein selbst zu retten." — — „Könntet ihr das erste," erwiederte Eggo, „so würde ich euch selbst auffordern, nach Dänemark zu gehen; al=

lein, noch ein Mahl muß ich es euch wieder-
hohlen, gelingt es dem edlen Ritter Hugo
nicht, die Frau von Deest zu befreyen, wie
könnte es euch gelingen? Seyd versichert,
gnädiger Herr, daß ich für diese edle Frau,
welcher Hollstein so viel schuldig ist — denn
danken wir euch nicht ihr? — mich willig
in den schrecklichsten Kerker der Festung Söe-
burg bringen ließe; wisset aber auch, daß
meine Pflicht mir gebiethet, euch nach allen
meinen Kräften von der Ausführung eures
Vorsatzes zurück zu halten, da mir beynahe
keine Hoffnung übrig bliebe, euch jemahls
wieder zu sehen, wenn ihr nach Dänemark
ginget; denn man würde euch bald ausspä-
hen; und das größte Glück, das euch dann
widerfahren könnte, wäre die Erlaubniß,
in einem gemeinschaftlichen Gefängnisse mit
der Frau von Deest eure Freyheit und eures
Vaterlandes Unglück zu beseufzen." — —
„Ich zweifle nicht," nahm Adolf das Wort
wieder, „daß der Ritter von Asseberg für
die Freyheit der Befreyerinn unsres Vater-
landes alles thun wird, was er vermag; aber
gesteht selbst, Herr Ritter, wie wenig läßt
sich von diesem Manne erwarten, da seine
Treue gegen den König Waldemar ihm sonst
nichts, als Bitten, erlauben wird! und dür-
fen wir uns die Erfüllung derselben nur mit
einem Scheine der Wahrscheinlichkeit ver-

sprechen? Mir hingegen steht es frey, alle möglichen Mittel anzuwenden, um die Frau von Deest auf irgend eine Art zu befreyen, es sey nun durch List, Gewalt, Bestechung ihrer Wächter, oder durch was es sonst immer wolle."

Unmöglich war es dem Ritter Eggo, diese Gründe, welche Adolfs Vorsatz befestigt hatten, zu widerlegen, und eben so unmöglich, ihn durch Bitten von der Ausführung desselben zurück zu halten. Er vereinigte sich mit Wergot und einigen andern Edeln, welche ihre Bitten mit den seinigen verbanden, und endlich, was sie durch diese nicht bewirken konnten, durch die Vorstellung zu erreichen hofften, daß vielleicht in Adolfs Abwesenheit die Hollsteiner einen andern zu ihrem Anführer erwählen, und so ihr Land zwar den Dänen, aber auch zugleich dem Grafen Adolf entreißen könnten. —

Auch hierdurch wurde Adolf zu keiner Änderung seines Entschlusses vermocht. Seine Liebe war zu feurig, um einer andern Leidenschaft neben sich Raum zu lassen. Er dachte jetzt nicht an Hollsteins Besitz; denn sein einziger Gedanke war Ida. Zur Zeit der Mitternacht stieg er mit dem treuesten seiner Knappen zu Pferde, und flog gen Dänemark. — So bald sie Kopenhagen erreicht hatten, sandte er seinen Kurd zum Ritter Hugo von

Asseberg, und ließ sich ihm als Ritter Ethel-
dred ankündigen, der aus England käme,
und an den Ritter von einem seiner alten Be-
kannten und Waffengenossen einen Auftrag
hätte. Kurd kam bald wieder zurück, und Adolf
freuete sich, daß er den Ritter Hugo getrof-
fen hatte, und dieser ihn sogleich zu sich ein-
laden ließ. Er eilte zu ihm; und kaum be-
fand er sich mit ihm allein, als er zu ihm
sprach: „Ihr seyd mir als ein edler Mann
bekannt, Herr Ritter, und im Vertrauen auf
eure Rechtschaffenheit stehe ich nicht an, euch
ein Geheimniß zu entdecken, von dessen Ver-
schweigung meine Sicherheit, vielleicht mein
ganzes Leben abhangt."

Hugo. Ihr ehrt mich mit eurem günsti-
gen Zutrauen, Herr Ritter. Seyd versichert,
daß ich desselben nicht unwürdig bin. Ge-
heimnisse, die mir anvertrauet wurden, sind
mir heilige Schätze, die mir durch nichts ent-
rissen werden können.

Adolf. Wisset demnach, daß ich kein
englischer Ritter, sondern Graf Adolf von
Schauenburg bin, von dem die Frau von
Deest euch vielleicht schon gesagt hat.

Hugo. Nicht die Frau von Deest allein,
sondern das öffentliche Gerücht hat mir so
viel Gutes von euch, Herr Graf, gesagt, daß
ich euch schon längst mit der vollkommensten
Achtung verehrt habe. Wahres Vergnügen

wird es mir machen, wenn ich nun, da ich das Glück habe, eure persönliche Bekanntschaft zu machen, euch thätige Beweise dieser Achtung geben kann.

Adolf. Ich komme, Herr Ritter, euch um Rath und Beyhülfe in einer schweren Unternehmung zu bitten.

Hugo. Beyder könnt ihr in so weit versichert seyn, als die Pflichten, welche mir gegen meinen König und Herrn obliegen, sie nicht verbiethen werden. Da ihr mich dem Rufe nach kennt, Herr Graf, so werden meine Grundsätze euch vielleicht auch nicht unbekannt seyn. Ich bitte euch daher im voraus, verlangt nichts von mir, das ihnen entgegen seyn könnte.

Adolf. Ihr verkennt mich, Herr Ritter, wenn ihr wirklich glaubt, daß ich dieß thun würde. Doch zweifle ich nicht, daß eure Freundschaft für die Frau von Deest euch auffordern wird, euch mit mir zu Erreichung des Endzwecks zu verbinden, welcher mich nach Dänemark führte. Er betrifft die Befreyung dieser edlen Frau. Doch ihr erriethet dieß wahrscheinlich schon, so bald ich meinen Nahmen nannte.

Hugo. Getroffen, Herr Graf! auch kann ich euch nicht verhehlen, daß ich, als ich diesen schätzbaren Nahmen hörte, sogleich ähnliche Stürme auf meine Treue gegen den Kö-

nig Waldemar vermuthete, wie ich schon von der Frau von Deest aushalten mußte. Die Versicherung, welche ihr mir so eben gabt, vermindert diese Furcht, und ihr werdet mir ein um so mehr willkommener Gast seyn, wenn ihr meine Treue nicht antastet.

Adolf. Die Hoffnung, welche ihr einst der Frau von Deest machtet, daß die Hollsteiner ihre tapfersten Anführer durch euch um einen vermehrt sehen würden, wird also wohl unerfüllt bleiben?

Hugo. Nein, gnädiger Herr! jetzt schon verehre ich euch als meinen künftigen Herrn; und so bald es mir gelungen ist, von dem Könige von Dänemark die Freylassung der Frau von Deest zu erflehen, begleite ich diese edle Vaterlandsfreundinn nach Hollstein, um für die Wiedererlangung der Freyheiten und Rechte der wackern Bewohner dieses Landes zu fechten. Es eher zu thun, hält mich bloß Freundschaft und Sorgfalt für die Frau von Deest zurück; denn seit ich erfahren habe, wie König Waldemar gegen die Hollsteiner handelt, bin ich der Achtung, die ich sonst diesem in vieler Rücksicht wirklich großen Fürsten zollte, nicht mehr fähig; und einem Manne zu dienen, den man nicht ehrt, ist eine Last, deren Bürde mir nur Freundschaft für die Frau von Deest erleichtert.

Adolf. Aber Herr Ritter, dürfte ich mich

nicht mehr, als bloßer Bitten für die Befreyung derselben, schmeicheln?

Hugo. Nein, gnädiger Herr, weil ich durch alles andere treulos gegen den König von Dänemark handeln würde; und so lange ich noch nicht aus den Diensten desselben getreten bin, kann nichts mich vermögen, meine ihm schuldige Treue zu verletzen. Mein Grundsatz ist, daß ich zwar als ein frey geborner Mann dienen kann, welchem Fürsten ich will, dennoch aber, selbst zu der Zeit, wo mein Entschluß, die Dienste dessen, bey dem ich mich eben befinde, zu verlassen, schon reif ist, nichts unternehmen darf, das ihm nachtheilig wäre, wenn gleich daraus für den, den ich bereits für meinen Herrn erwählt habe, ein Vortheil erwüchse. Diesem Grundsatze, gnädiger Herr, habe ich von jeher gemäß gehandelt, und dieß werde ich auch jetzt und ewig thun.

Leider lag in diesem Grundsatze wenig Tröstliches für den Grafen Adolf: doch hoffte er, ihn vielleicht noch einiger Maßen mildern zu können, sah sich aber in seiner Hoffnung getäuscht. Der Ritter Hugo wich nicht von seiner Strenge, und bath den Grafen zu schweigen, so bald er anfing, von Mitteln zu sprechen, welcher er sich zu Ida's Befreyung bedienen wollte. — „Ihr seyd nicht zu tadeln, gnädiger Herr, ihr mögt euch zur Erreichung

eures Endzwecks Mittel wählen, welche ihr wollt; aber ich bitte euch, verbergt sie vor mir, damit ihr mich nicht einem peinigenderen Kampfe zwischen Achtung für euch, und Treue gegen den König Waldemar aussetzt. Diese geböthe mir, dem Könige eure Anschläge zu entdecken, oder wenigstens selbst sie zu hintertreiben; jene verbiethet mir das. Thut daher, was ihr wollt, gnädiger Herr! nur macht mich nicht zum Mitwissenden eurer Unternehmungen." — „Daß ihr nicht in die Flucht der hollsteinischen Geißeln willigtet, zu welcher die Frau von Deest euch aufforderte, das, Herr Ritter," antwortete Graf Adolf, „wunderte mich nicht; denn als Mann von fester Treue konntet ihr es nicht: aber verzeiht mir, wenn ich diese Treue für zu weit getrieben halte, da sie euch nicht erlaubt, zum Besten der Frau von Deest etwas mehr zu thun, als Bitten zu wiederhohlen, die der unerbittliche Waldemar nie erhört. Sagt selbst, Herr Ritter, was gewinnt der König von Dänemark durch die Einkerkerung der Frau von Deest, oder was würde er durch ihre Befreyung verlieren?" — „Ich beschwöre euch, gnädiger Herr," entgegnete Hugo, „sprecht von allen diesen Dingen nicht mehr mit mir. Es ist möglich, daß ich zu strenge bin; aber meine Grundsätze gebiethen mir Strenge; und wehe dem Manne, der seinen Grundsätzen

entgegen handelt! Um Ida's willen, mit Scham gestehe ich es euch, habe ich schon öfters gewünscht, daß die meinigen milder seyn möchten." — — Adolf konnte einen gewissen Unwillen gegen den strengen Ritter nicht unterdrücken. Er wurde mißmuthig, und dieser Mißmuth vermehrte sich dadurch, daß er in Dänemark keinen einzigen Freund hatte, dem er sich hätte anvertrauen, und ihn zum Mitarbeiter an seinem Plane machen können. Einst, als dieser Mißmuth ihn mit seiner ganzen Schwere drückte, trat sein Kurd zu ihm, und verkündigte ihm mit großer Freude, daß er einen glücklichen Einfall gehabt hätte, dessen Gemäßhandlung die Befreyung der Frau von Deest vielleicht erleichtern könnte. Adolf forderte seinen Knappen auf, diesen Einfall ihm eilends mitzutheilen. — — „Ich dächte, gnädiger Herr," befolgte Kurd diesen Befehl, „ihr ginget zu dem Abte, der der Frau von Deest so treulich beystand. Um sich an dem Könige zu rächen, ersinnt er vielleicht einen Plan, wie ihr eure Absicht erreichen könnt." — Adolf fand diesen Einfall sehr gut, bedauerte aber nur, daß er nicht auszuführen seyn würde, weil den Abt ohne Zweifel ähnliche Strafe, als die Frau von Deest, getroffen hätte. „Sie sollte ihn treffen," antwortete Kurd; „aber die Bitten der gesammten Geistlichkeit und der frommen Königinn Dagmar befrey-

ten ihn davon. Diese war es auch, die dem Bischofe Waldemar zum zweyten Mahle seine Freyheit verschaffte. Da beyde so lange vergebens bitten mußten, wird die Rachbegierde des Abts sich ohne Zweifel noch mehr vermehrt haben." — — Adolf ging also zu dem Abte, welchem er sich ohne Gefahr entdecken zu können glaubte. Der Abt versprach sogleich, ihm nach allen Kräften beyzustehen, und freute sich, daß es ihm hier nicht schwer werden würde. — „Mein Bruder," sprach er, „ist Prior im Marienkloster zu Söeburg. Ihm könnt ihr euch nicht nur mit voller Sicherheit anvertrauen, sondern auch seiner thätigsten Vermittlung gewärtig seyn. Sendet euren Knappen morgen wieder zu mir, gnädiger Herr! bis dahin will ich ein Schreiben verfassen, und meinen Bruder darin auffordern, alles anzuwenden, um die edle Frau von Deest zu befreyen. Um vor möglicher Entdeckung noch sicherer zu seyn, ziehet als Pilger nach Söeburg, und sprecht gleich im Marienkloster ein. Dieß Kleid wird euch vor allen Nachforschungen sichern."

Der Abt hatte auch die Gefälligkeit, den Grafen und seinen Knappen ein wenig in der Rolle zu unterrichten, die sie als Pilger spielen mußten. Des andern Morgens sagte Adolf dem Ritter Hugo Lebewohl, und eilte in das Kloster, wo er nebst seinem Knappen über

die Rüstung ein Pilgerkleid zog, seinen Helm in der Pilgertasche verbarg, und nun die Wanderschaft nach Söeburg antrat. — Sonder Abenteuer und Gefährde langten sie daselbst an, und freueten sich der freundschaftlichen Aufnahme, welche ihnen widerfuhr. Sueno, der Prior des Marienklosters, machte dem Grafen die schönste Hoffnung zu Erreichung seines Endzwecks.

„Sehet hier diesen Thurm, sprach er zu ihm," nachdem er ihn an ein Fenster geführt hatte; „in seinen Mauern befindet sich vermuthlich die, welche ihr sucht, weil es wahrscheinlich die Dame ist, die mich vor einigen Tagen zu sich rufen ließ. Die Gefangenen, welche sich in diesem Thurme befinden, werden weniger hart gehalten, als dieß gewöhnlich bey andern der Fall ist, und unter den Gütern dieses Lebens sind Freyheit und Trennung von ihren Lieben beynahe die einzigen, deren Verlust sie beklagen müssen." — „Glück für uns!" antwortete Adolf; es wird uns daher um so leichter werden, die Frau von Deest in den Besitz dieser entbehrten Güter zu setzen. Aber wie kam es, ehrwürdiger Herr, daß ihr die Bekanntschaft dieser edlen Frau machtet?" — „Das war ich eben im Begriffe euch zu sagen," fuhr der Prior fort. „Vor einiger Zeit kam eine Jungfrau in unser Kloster, mit der Bitte,

daß einer der Väter desselben in das Gefängniß kommen möchte, um ihre Gebietherinn zu trösten und aufzurichten. Der Eingang dahin ist uns unverwehrt; nur zu dem Bischofe Waldemar durfte keiner unserer Väter kommen, weil der Aufseher über die Gefangenen fürchtete, daß christliche Liebe vielleicht einen verleiten möchte, mit dem Bischofe die Kleider zu verwechseln, diesen entwischen zu lassen, und sich statt seiner dem Zorne des Königs Preis zu geben. Die Väter unsers Klosters, sollet ihr wissen, gnädiger Herr, haben von je her in dem Rufe der Frömmigkeit und Aufopferung für Andere gestanden, und daher jener Argwohn."
— „Und ihr wart so gütig, und ginget selbst hin?" unterbrach Adolf den Prior, weil er fürchtete, er möchte seine Versicherung mit Beweisen belegen, und zum zweyten Mahle von dem abkommen, was er hatte sagen wollen. Überhaupt wünschte er, daß der wortreiche Mann nicht so viele fremde Dinge in seine Rede mischen möchte." — „Nein, Herr Graf!" erwiederte der Prior; „Krankheit hinderte mich hieran. Ich sendete den Bruder Jakob, welchen ihr bey eurer Ankunft in meiner Zelle sahet, zu der edlen Frau. Nachdem er sie eine Zeit lang durch die Tröstungen der Religion aufgerichtet hatte, kamen sie auch auf unser Kloster zu sprechen.

Die edle Frau erkundigte sich nach den Superioren desselben, und erfuhr vom Bruder Jakob, daß ich der Bruder des Abts des *** Klosters zu Kopenhagen wäre. Sie äußerte nun sogleich den Wunsch, mich zu sprechen, um, wie sie sehr gütig hinzu setzte, dem Bruder eines Mannes, dem sie viele Verbindlichkeiten schuldig wäre, ihre Achtung zu beweisen. So bald meine Krankheit mich verlassen hatte, eilte ich hin. Die Dame sagte mir, daß sie eine Hollsteinerinn wäre, und daß sie meinen Bruder in Kopenhagen hätte kennen lernen, und ihm jetzt noch für eine wichtige Gefälligkeit, welche er ihr erwiesen hätte, innig dankte, obgleich durch einen unglücklichen Zufall die gute Absicht, die er zu ihrem Besten gehabt hätte, vereitelt worden wäre. Weiter sagte sie mir dieß Mahl nichts, forerte mich aber auf, bald wieder zu ihr zu kommen, um ihr Herz ganz vor mir ausschütten zu können. Ich versprach es, wurde aber bisher durch mancherley Verrichtungen abgehalten, mein Versprechen zu erfüllen; aber morgen, gnädiger Herr, wird es unausbleiblich geschehen. Ich will erforschen, ob diese edle Dame, wie ich beynahe nicht bezweifle, die Frau von Deest ist; und ist sie es, so laßt uns dann nachdenken, auf welche Art wir ihr die Freyheit wieder verschaffen können."

Adolf bath den Prior, wenn sie es wäre, ihr nichts davon zu entdecken, daß er sich in seinem Kloster befände, und begab sich dann zur Ruhe, nachdem er vorher seinen getreuen Kurd an seiner Freude und an seinen schönen Hoffnungen hatte Theil nehmen lassen. Ohne Schlaf warf er sich auf seinem Lager herum, so gut dieß auch die Sorgfalt der Klosterleute zubereitet hatte; denn er beschäftigte sich zu ganz mit seiner Ida, als daß Schlaf den Gedanken an sie hätte vertreiben können. Sehnsuchtsvoll harrte er dem Anbruche des Morgens entgegen, und als er endlich heran gedämmert war, schuf seine Ungeduld die Zeit, welche noch bis zu der Stunde verfließen mußte, die der Prior, dem freylich keine Ida den Schlaf von dem weichen Lager scheuchte, zu dem Besuche bey der edlen Hollsteinerinn bestimmt hatte, zu einer Ewigkeit um. Endlich verfloß sie; der Prior ging, und erfüllte die Bitte, bald wieder zurück zu kommen, welche Adolf ihm nachrief.

Adolf wartete seiner indessen an der Klosterpforte; und kaum erblickte er den Prior, als er ihm mit den Worten: Nun, ehrwürdiger Herr, welche Nachricht bringt ihr mir? entgegen lief.

„Bezähmt eure Neugierde noch," raunte ihm der Prior in das Ohr, „bis wir mei-

ne Zelle erreicht haben, damit ihr euch nicht verrathet."

Adolf war wegen dieses Aufenthalts unzufrieden; um ihn zu verkürzen, eilte er so schnell, daß er sich schon längst vor des Priors Zelle befand, als dieser wohl genährte Prälat ihm endlich keichend nachfolgte. — „Lauft ihr doch," rief er dem Grafen jetzt zu, indem er mit ihm in seine Zelle trat, „als ob ihr dem Tode entfliehen wolltet."

Adolf. Nein, hochwürdiger Herr, ich eilte, als ob die Pforten des Paradieses vor mir eröffnet wären.

Der fromme Prior schüttelte sein Haupt über dieß sündliche Gleichniß, und seine Augen schossen Bannstrahlen auf den Frevler. Zwar bestrafte er ihn nicht mit Worten; aber daß er noch immer zauderte, seine Ungeduld zu befriedigen, war für den liebenden Adolf die empfindlichste Strafe. Er fuhr daher fort: „O ich bitte euch, quält mich nicht länger durch folternde Neugier! War es Ida, die ihr neulich spracht?"

Der Prior. Wenn die Frau von Deest also heißt, so war sie es.

Adolf. O Bothe des Himmels! fühlt meine Freude und meinen heißen Dank in dieser feurigen Umarmung!

Der Prior. Fürwahr, Herr Graf, die Ausbrüche eurer Freude, sind für die, welche

um euch sind, mit Lebensgefahr verknüpft. Erst ersticktet ihr mich beynahe, weil ich euch über meine Kräfte nacheilen mußte; jetzt droht euer Dank von neuem, mich zu ersticken.

Adolf. Verzeiht; aber heftige Leidenschaften können auch nicht anders, als heftig, sich äußern. Es war also wirklich Ida?

Der Prior. Ja, ja doch. Soll ich es euch mit einem Eide bekräftigen?

Adolf. O nein! aber freudige Bothschaften hört man gern mehr als ein Mahl.

Der Prior. In Wahrheit, Herr Graf, eure Freude ist so unmäßig, daß ich fürchte, sie wird euch tödten, wenn es uns gelingt, die Frau von Deest ihrer Haft zu entledigen.

Adolf. Seyd ohne Sorgen, ehrwürdiger Herr! sie würde mir nur einen Vorgeschmack der Seligkeit gewähren.

Der Prior. Hört auf, Herr Graf, eure weltliche Empfindungen mit heiligen Dingen zu vermischen.

Adolf. O ehrwürdiger Vater, Freude und Liebe vermögen nicht jedes Wort abzuwägen. Doch laßt uns jetzt auf Mittel sinnen, durch welche die Befreyung der Frau von Deest zu bewirken wäre.

Der Prior. Obgleich die Freyheit der Gefangenen in diesem Thurme groß ist, so wird uns doch die Befreyung der Frau von Deest

schwer werden, da sie, so wie alle ihre Unglücksgefährten; sehr genau bewacht wird.

Adolf. Die Menge der Hindernisse wird meine Freude noch vermehren, wenn sie überstiegen sind; und daß ich sie glücklich übersteigen werde, ist meine zuversichtliche Hoffnung. List und Gold, Herr Prior, öffnen den Weg durch verschlossene Thore und durch Wachen. Durch sie kann man alle Hindernisse besiegen.

Der Prior. Der Himmel gebe, daß eure Hoffnungen euch nicht täuschen! Doch hoffentlich wird sein Segen euch nicht entstehen, wenn ihr ihn zu eurem edlen Unternehmen erfleht.

Adolf. Seyd versichert, daß ich dieß schon gethan habe. Jetzt erlaubt mir, meinen Knappen an unsern Überlegungen Theil nehmen zu lassen; denn ich hoffe, daß seine erfinderische Verschlagenheit uns gute Dienste leisten wird.

Der Prior. Um so besser, gnädiger Herr! Drey sind mehr, als zwey.

Kurd wurde gerufen, und ihm von der Entdeckung, die der Prior gemacht hatte, Nachricht gegeben. „Ich habe dich rufen lassen," setzte Adolf hinzu, „um mit uns gemeinschaftlich zu sinnen, was nun weiter zu thun wäre."

Kurd. Ich danke euch, gnädiger Herr, für euer gütiges Zutrauen, und hoffe, euch beweisen zu können, daß ich desselben nicht würdig bin. Ehe sich aber von der Befreyung

der Frau von Deest etwas Bestimmtes sagen läßt, muß mein gnädiger Gebiether sie vorher besuchen. Die Lage ihres Kerkers wird ein Mittel an die Hand geben, wie sie aus demselben gerissen werden könne.

Adolf. Dein Rath ist ganz gut, ehrlicher Kurd, wenn ihm nur nicht die Möglichkeit der Ausführung fehlte.

Kurd. Ihr irret, gnädiger Herr! Mit Hülfe des Herrn Priors wird sie nichts weniger, als schwer, seyn.

Der Prior. Schon oft, Herr Graf, gab ich euch die Versicherung, daß ich zu Erreichung eures Endzwecks alles thun würde, was in meinen Kräften steht und die Heiligkeit meines Standes erlaubt. Ich wiederhohle sie jetzt noch ein Mahl.

Adolf. Und ich danke euch von neuem für diese freundschaftliche Versicherung. Nun, lieber Kurd, tritt mit deinem Anschlage hervor.

Kurd. Ihr könnt die Frau von Deest ohne Gefahr sehen und sprechen, wenn es dem Herrn Prior gefällt, euch in dem Kleide seines Ordens mit sich zu nehmen.

Adolf. Ein glücklicher Einfall! Ihr werdet doch so gütig seyn, Herr Prior, mir die Ausführung desselben zu erlauben?

Der Prior. (Nachdenkend und unentschlossen.) Kaum, Herr Graf, darf ich meine Einwilligung zu dieser Entweihung des hei-

ligen Kleides unsres Ordens geben. Doch es sey, da der Gebrauch, den ihr davon machen wollt, eine lobenswürdige Absicht hat. Weil es aber dennoch gewissermaßen Entweihung dieses heiligen Gewandes ist, so werdet ihr, zur Reinigung von dieser Sünde, dem Bilde der Schutzheiligen meines Klosters ein neues Gewand von goldnem Zeuge machen lassen.

Adolf. Von dem schwersten, den ich erhalten kann. Auch sollen Perlen und Edelsteine das Gewand noch köstlicher machen. Nun, ehrwürdiger Herr, erlaubt mir die Bitte, unsern Plan so bald nur immer möglich auszuführen. Wir gehen doch heute noch zur Frau von Deest?

Prior. Heute nicht, Herr Graf! aber morgen, ehe der Mittag heran kommt. So lange werdet ihr eure Ungeduld schon bezügeln können.

So schwer dieß auch dem Grafen wurde, mußte er sich dennoch dem Willen des Priors fügen; denn alle seine Bitten konnten diesen nicht vermögen, heute dazu noch mit ihm in Ida's Kerker zu gehen. — Von dem Grafen sehnlich herbey gefleht, rückte endlich des andern Tages die Zeit heran, wo er seine Ida wieder sehen sollte. Gern wäre er nun in ihren Kerker geflogen; aber der schwere Körper seines Gefährten nöthigte ihn ganz langsam dahin zu gehen. Als sie dem Thurme nahe wa-

ren, bath ihn der Prior, sich zu mäßigen, und versicherte, man dürfte im Lesen der Geberdenschrift nur wenig geübt seyn, um zu errathen, was ihn in Ida's Kerker führe. Adolf suchte so viel als möglich zu verhindern, daß seine Mienen keine Verräther seiner Empfindungen werden möchten; aber diese Empfindungen waren zu lebhaft, als daß es ihm ganz hätte gelingen sollen. Der Prior war so gefällig, an seiner Statt spähend umher zu blicken, und versicherte ihn, indeß der Kerkermeister Ida's Kerker aufschloß, daß sie bis hierher gekommen wären, ohne Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Kerkermeister ließ die geistlichen Herrn eintreten, fragte, wenn er wieder kommen sollte, und schloß dann die Thür hinter ihnen zu. — Der Prior verbeugte sich gegen Ida, sprach aber nicht eher, bis er die Fußtritte des Kerkermeisters auf der Treppe wiederhallen hörte, weil er fürchtete, es früher nicht ohne Gefahr zu können. — „Willkommen, hochwürdiger Herr!" endigte jetzt Ida die Stille; „nehmt meinen vollkommensten Dank, daß ihr schon wieder kommt, eure leidende Tochter zu trösten." — „Und wäre ich euch nie willkommen gewesen, so würde ich es doch gewiß jetzt seyn," antwortete der Prior lächelnd, „da ich euch einen Tröster mitbringe, der euch besser wird trösten können, als ich und alle Väter meines Klosters."

Adolf warf nun sein Ordenskleid ab, und stand in seiner Rüstung vor Ida. Die Gegenwart des frommen Klostermannes konnte ihn nicht zurück halten, seine Geliebte zu umschließen, und sie feurig an seine Brust zu drücken. **Meine Ida!** war alles, was Adolf, und **mein Adolf!** alles, was Ida zu sagen vermochte.

Habt ihr, theure Leser, jemahls die Wonne gefühlt, welche Liebenden beym Wiedersehen durch jede Nerve bebt, und ihr seyd fähig, sie eurem Gedächtnisse zurück zu rufen; so könnt ihr euch eine lebhafte Vorstellung dessen machen, was Adolf und Ida jetzt empfanden. Wir aber wagen nicht es euch zu schildern, da solche Empfindungen über jede Schilderung erhaben sind.

Der Prior war so menschenfreundlich, für die Sicherheit unserer Liebenden zu wachen. Er lauschte an der Thür, um zu vernehmen, ob vielleicht auch jemand an der äußern Seite derselben lauschte. Endlich dauerten ihm Adolfs und Ida's wiederhohlte Umarmungen, und ihre zärtlichen Versicherungen unverwandelter Liebe zu lange. — „Endet Herr Graf!" sprach er daher zu Adolfen; „ihr scheint vergessen zu haben, daß ihr nicht hierher kamt, der Frau von Oeest Versicherung eurer Liebe zu geben, sondern ihr zu verkündigen, daß ihr nach Söeburg gekommen wäret, um

sie zu befreyen, und daß ihr euch jetzt in diesem Kerker befändet, um zu erforschen, ob seine Lage zu ihrer Befreyung Hoffnung macht. Vor allen Dingen bitte ich euch, das Ordenskleid wieder anzulegen, denn die Frau von Deest weiß nun, wen es verbirgt, und wir könnten doch, bey aller meiner Vorsicht, überrascht werden. Mein zweyter Rath wäre, daß ihr euch leiser sprächt und küßtet, als bisher."

Des Priors erstem Rathe handelte Adolf sogleich gemäß; den zweyten ließen Freude und Liebe ihn bisweilen vergessen, und der Prior fand für rathsam, ihn öfters zu wiederhohlen. — Die Liebenden sprachen nun von Ida's Befreyung und von den Freuden, die dann ihrer warteten; aber an die Mittel, durch welche sie zu bewerkstelligen wäre, dachten sie vor vieler Freude nicht. Der Prior bewies sich auch hier als ihr theilnehmender und sorgfältiger Freund. — „Hier," rief er, nachdem er nach der Reihe um die Fenster des Thurms herum gegangen war, und vor dem, welches nach dem Kloster zu ging, stehen blieb — „hier wäre es hoffentlich nicht schwer, zu entkommen. Um die Zeit der Mitternacht geht hier niemand vorüber, und ihr habt dann nicht weit in mein Kloster, zu welchem euch eine verborgene Thür den Eingang öffnen soll. Bey mir erhohlt ihr euch eine Zeit lang, und verlaßt dann des

andern Tages das euch gewiß schreckliche Södeburg auf immer. Ihr, edle Frau, zieht die Pilgerkleider an, in welchen der Knappe des Herrn Grafen in mein Kloster kam, und Kurd muß sich dann noch so lange darin aufhalten, bis ich ihn euch mit Sicherheit nachschicken kann." — „O der wird wohl entkommen," erwiederte Ida, und stellte sich neben dem Prior an das Fenster; — „aber wie ist es mir möglich, von dieser schwindelnden Höhe hinab zu kommen, wenn auch meine Flucht durch die eisernen Stäbe vor dem Fenster nicht noch mehr erschwert würde?" — „Schwer ist sie allerdings, aber nichts weniger als unmöglich," tröstete der Prior die zagende Ida. „Durch Feilen verschafft ihr euch einen freyen Ausgang durchs Fenster, und auf einer Strickleiter steigt ihr hinab in die Arme eures Geliebten. Mit etlichen Feilen werde ich euch morgen schon versehen. Ihr arbeitet dann in Gesellschaft mit eurer Dienerinn alle Nächte von der Mitternachtsstunde an, bis drey oder vier Stunden nachher, und so bald ihr mit eurer Arbeit so weit gekommen seyd, daß ihr die durchgefeilten Stäbe vollends zerbrechen könnet, will ich euch auch eine Strickleiter bringen. Freylich wird euren zarten Händen diese ungewohnte Arbeit schwer werden; aber die Hoffnung, die Freyheit, dieß edelste unter

den irdischen Gütern bald wieder zu erlangen, wird euch Stärke geben." — „Unablässig werde ich feilen," versicherte Ida, „und wenn auch Blut von meinen Händen tröffe" „Laßt euch nur nicht von eurem Eifer übereilen," — erwiederte der Prior; denn auch bloßer Zufall könnte eure Arbeit verrathen; und dann wäre alle Rettung unmöglich: darum rathe ich euch, ja nie früher zu beginnen, oder später zu enden, als um die Zeit, welche ich euch genannt habe." — „Aber wie, hochwürdiger Vater," sagte Ida, „wie soll ich diese Zeit so genau wissen?" — „Der Mond sey euer Merkmahl!" gab der Prior zur Antwort; „wenn er gerade über der Spitze des Klosterthurms steht, fangt ihr an; und wenn er sich hinter diesen Baum, dem Thurme zur Rechten, verbirgt, hört ihr auf. In vierzehn Tagen — und so lange kann der Mond euch zum Zeichen dienen — werdet ihr vermuthlich mit eurer Arbeit zu Ende seyn." — „O noch eher!" rief Ida; „denn meine treue Maria wird mich gewiß thätig unterstützen." — „Das werde ich, edle Frau!" versicherte Maria.

„Ihr habt zwar jetzt weniger zu befürchten, daß ihr belauscht würdet," fing der Prior wieder an, „als wenn in den Gefängnissen unter dem Eurigen auch Gefangene seufzten; aber doch vergeßt nie alle mögliche Vorsicht

zu gebrauchen. Umwindet deßhalb die eisernen Stäbe mit Tüchern, und feilt ganz langsam, damit das Geräusch nicht gehöret wird; denn es ist besser, ihr erhaltet eure Freyheit etliche Tage später, als daß ihr sie auf ewig verlieret; und dieß Schicksal würde euch unvermeidlich treffen, wenn man euer Vorhaben und eure nächtlichen Arbeiten entdeckte." —

Ida versprach, sich in allem nach den Vorschriften des Priors zu richten, und dieser war nun so gefällig, seinen Posten wieder an der Thür zu nehmen, um das liebende Paar die Freuden des Wiedersehens und den Vorgeschmack ihres künftigen Glücks in Sicherheit genießen zu lassen. Er blieb so lange stehen, bis er glaubte, daß der Kerkermeister bald wieder kommen würde; dann bath er den Grafen, sich bis zu seiner Ankunft mit Marien zu beschäftigen, und er selbst fing mit der Frau von Deest mit lauter Stimme ein Gespräch von geistlichen Dingen an. Bald nachher kam der Kerkermeister. Ida und ihre Kammerfrau dankten den geistlichen Vätern für ihren tröstlichen Zuspruch, und bathen sie, bald wieder zu kommen. — Sie versprachen es, und gingen.

„Das wird euch Gott vergelten, hochwürdiger Herr," sprach der Kerkermeister zu dem Prior, indem er ihm nachfolgte, „daß ihr die edle Frau aufzurichten sucht. Die Beschäf-

tigungen meines Berufs haben mich hart gemacht; aber, ich schwöre es euch, mein Herz thut mir wehe, so oft ich die edle Frau sehe. Sie ist so gut und wacker, und doch so unglücklich." — „Auch ich kann ihr mein Mitleid nicht versagen, ob sie es gleich als Landesverrätherinn nicht verdient," antwortete der Prior. — „Mit Gunst, hochwürdiger Herr!" begann der Kerkermeister eine Rechtfertigung der Frau von Deest; „jeder rechtschaffene Däne muß sie freylich als eine Landesverrätherinn betrachten; aber kein Billigdenkender kann sie tadeln, daß Liebe zu ihrem Vaterlande mächtiger in ihr war, als Treue gegen die Dänen." — „Gut," sprach der Prior zu Adolfen, als der Kerkermeister von ihnen geschieden war; „gut, daß ich diesen Mann ein wenig ausforschte. Er kann uns vielleicht nützlich werden."

Viele Mühe kostete es dem Prior, als er sich des andern Morgens nach dem Gefängnisse aufmachte, um die versprochenen Feilen zu überbringen, ehe er den Grafen bewegen konnte, zurück zu bleiben. „Ihr habt eure Mienen zu wenig in eurer Gewalt," sprach er zu ihm, „als daß sie nicht an euch zu Verräthern werden könnten; und vielleicht haben wir es bloß der Parteylichkeit des Kerkermeisters für die Frau von Deest zu verdanken, daß sie euch nicht gestern schon verriethen. Ver-

geßt nicht, daß aufmerksamere Beobachter und strengere Richter in dem Gefängnisse sind, als dieser Mann, und ihr daher alle Vorsicht anwenden müsset, damit euer Plan nicht endeckt wird. Handelt als ein Mann, und seht die Frau von Deest nicht wieder, bis sie auf der Strickleiter zu euch herab eilt."

Ida küßte vor Freuden die Hand des Priors, als er ihr die Feilen gab. Er empfahl ihr noch ein Mahl alle Regeln der Vorsicht, zu deren Befolgung er sie schon gestern aufgefordert hatte; dann ging er, und Ida flehte sehnsuchtsvoll die Nacht herbey. Sie erschien endlich; aber der Mond verzog noch lange, ehe er seinen Wandel bis über die Spitze des Klosterthurms fortsetzte. Jetzt hatte er dieß Ziel erreicht, und nun begann Ida mit ihrer Maria ihre Arbeit mit rüstigen Händen. Eilf Nächte hatten sie gefeilt, eilf Nächte lang so oft und sehnsuchtsvoll nach dem lieben Monde geblickt, als vielleicht keine ihrer spätern Schwestern, zur Zeit des Siegwartismus, zu diesem heiligen keuschen Freunde der Liebenden auffah; da verkündigte Ida dem Prior, welcher sich alle Tage nach dem Fortgange ihrer Arbeit erkundigte, mit Frohlocken, daß sie künftige Nacht gewiß damit zu Ende kommen würden. „Morgen also, hochwürdiger Herr!" setzte sie hinzu, „morgen kommt ihr, und bringt eine Strickleiter mit euch, um euer Werk zu

vollenden; und wenn dann übermorgen kaum angebrochen ist, danke ich euch in euerm Kloster für meine durch euch erhaltene Freyheit." — Bisher war es dem Prior gelungen, den Grafen von Ida's Kerker zurück zu halten, ob er ihn gleich, so oft er dahin ging, begleiten wollte; durch nichts aber war er zu bewegen, den Vorsatz, die Strickleiter seiner Geliebten selbst zu bringen, zu ändern. — „Erlaubt mir immer, Herr Prior!" bath er, „euch begleiten zu dürfen. Ich habe Ida's Kerker, als ich darin war, zu wenig aufmerksam betrachtet, um mich desselben lebhaft erinnern zu können; und ich möchte gern durch diese Zurückerinnerung das Glück meines künftigen Lebens noch mehr erhöhen." — „Ida wird ihn euch so genau beschreiben können," wendete der Prior ein, „daß ihr nicht nöthig habt, ihn selbst noch ein Mahl zu sehen." — „O ich bitte euch, hochwürdiger Vater!" wiederhohlte Adolf seine Bitte, „vergönnet mir immer, euch zu begleiten. Ich will so ruhig und so sorgfältig auf meiner Huth seyn, daß der größte Herzenskündiger nichts Verdächtiges an mir gewahr werden sollte." —

„Es sey, Herr Graf!" — gab der Prior etwas unwillig zur Antwort; — „euer ist die Schuld, wenn das Ende unsers Unternehmens nicht so glücklich ist, als der Anfang war." —

Adolf folgte demnach dem Prior nach dem Gefängnisse. „Hier, Geliebte!" sprach er zu seiner Ida, und überreichte ihr die Strickleiter, „hier bring' ich dir den Weg zur Freyheit. Laßt uns jetzt sehen, wo du die Strickleiter befestigen kannst." — „Hier an eurem Bette macht sie fest!" ließ der Prior seinen Rath hören; „dann werft ihr sie hinab; ihr könnet euch ihr ohne Furcht anvertrauen." — Ida trat jetzt an das Fenster. Sie sah hinab, und seufzte.

„Nun, edle Frau!" sprach der Prior lächelnd zu ihr; „geht euch vielleicht der Abschied von diesem Aufenthalte nahe?" — „Mir graust vor der Höhe, die ich hinab klimmen muß," erwiederte Ida. — „O Gott, wenn mein Fuß glitte! Ich weiß nicht, hochwürdiger Herr, was es ist, daß sich meiner jetzt mit einem Mahle bange, furchtvolle Gedanken bemächtigen, da ich doch vorher voll Hoffnung und hohen Muthes war. O Gott, wenn dieß eine Vorbedeutung seyn sollte, daß unsere Hoffnung nun, da wir beynahe im Hafen zu seyn glaubten, scheitern würde!" —

„Seyd ohne Sorgen," — tröstete sie der Prior. „Ihr dürft die Furcht, die euch einnimmt, nicht als Vorbedeutung eines unglücklichen Ausgangs ansehen, da sie die unmittelbare Folge des Blickes ist, den ihr in die Tiefe warft. Er war es, der eure Furcht

rege machte." — „Verbanne diese Furcht, theuerste Ida," setzte Adolph hinzu, „und beruhige dich; denn du sollst nicht selbst den gefahrvollen Weg von dieser Höhe hinab betreten. Nein, dein Adolf wird dich ihn leiten! Ich, als ein Rittersmann, den man auf Sturmleitern auf- und abfliegen lehrte, werde auch auf der Strickleiter sicherer fußen können, als du. Wirf daher um Mitternacht die Leiter hinab, damit ich herauf eilen und, dich im Arme, wieder hinunter fliegen kann." — „Ein gefahrvolles, sehr gefahrvolles Unternehmen!" seufzte Ida.— „Nichts weniger, als dieß," versicherte sie Adolf. „Hat meine Ida nicht gesehen, wie schnell geübte Ritter in der schwersten Rüstung, in der Rechten das Schwert, das Schild in der Linken, die Sturmleitern hinauf eilen?" —

„Bittet Gott mit mir, meine Lieben!" fing der fromme Prior wieder an, „daß er eure Füße bewahret." — Noch sprachen sie, als sie die Fußtritte des Kerkermeisters hörten. Alle zitterten, weil ihnen die Zeit im Gespräche, von dem wir freylich nur einen Theil angeführt haben, zu geschwinde verflossen war, und sie daher fürchteten, daß sie entdeckt worden wären. Das Schrecken, welches sich auf ihren Gesichtern mahlte, hätte allerdings des Kerkermeister Verdacht erregen können; aber ihm kam kein Verdacht

wider die frommen Brüder des Marienklo-
sters in den Sinn. Er begleitete sie an die
Pforte des Gefängnisses, und freudig, sich
vergebens geängstigt zu haben, kehrten sie
wieder nach dem Kloster zurück.

Als die Mitternacht nahe war, machten
der Prior, Adolf und sein Knappe sich auf,
zum letzten Mahle die Hand an ihr Werk
zu legen. Der Prior und Kurd harrten an
der verborgenen Thür des Klosters, und
Adolf eilte nach dem Thurme, der den Ge-
genstand seiner Liebe und seiner Wünsche
verbarg. Er schwang ein weißes Tuch, das
er seiner Ida als Zeichen, woran sie ihn er-
kennen sollte, genannt hatte, damit sie nicht
einen andern zufällig Vorüberwandelnden
für ihn ansähe. Ida ließ die Leiter hinab,
und in wenigen Augenblicken befand Adolf
sich in ihren Armen. „Gott sey gelobt!"
rief er aus; „bald wird meine Ida frey
seyn!" — „O Adolf!" erwiederte Ida,
„ich kann die fürchterlichen Ahndungen, die
mich quälen, nicht verbannen. Nicht eher
wird mein Herz ruhig schlagen, bis wir
uns in Hollstein freuen werden, daß wir so
vieles Ungemach glücklich überstanden." —
Adolf vergaß über den Bemühungen, seine
Geliebte zu trösten, daß jedes Zaudern ihm
gefährlich werden könnte, bis endlich Maria
ihn erinnerte, daß schnelle Flucht das beste

Mittel zur Beruhigung ihrer Gebietherinn wäre. Kaum hatte sie geendet, als ein fürchterlicher Lärm zu aller Ohren drang. „Gott, was ist das?" — rief Ida, und sank ihrer Maria in die Arme. Adolf blickte zum Fenster hinaus. „Wir sind verloren!" rief er; „der ganze Platz vor dem Thurme wimmelt von Gewapneten." Indem er noch redete, hörten sie die eiserne Thür des Kerkers klirren, und der Kerkermeister trat mit einigen Knechten herein. Flucht war unmöglich. Vier Knechte mit gezückten Schwertern bewachten die Thür, und zwey andere, welche von den vor dem Thurme Versammelten auf der Strickleiter herauf gestiegen waren, verwehrten dem unglücklichen Adolf durch das Fenster zu entkommen, wenn er es auch hätte wagen wollen, dem Tode, womit ihn die unten stehenden Gewapneten droheten, in die Arme zu laufen. Man bemächtigte sich seiner, und fesselte ihn, und die ohnmächtige Ida traf, nebst ihrer Kammerfrau, das nähmliche Schicksal. — Ida würde vielleicht glücklich entkommen seyn, wenn Adolf mit der Flucht mehr geeilt, und seine Tröstungen verspart hätte, bis er mit seiner Beute in Sicherheit gewesen wäre; aber indeß er sich bemühete, sie zu trösten, zog ein Trupp Reiter vorüber, welche Waldemar aufgebothen hatte, um die Dänen

in Hollstein eilends zu verstärken, und die, um den Ort ihrer Bestimmung geschwinder zu erreichen, einen Theil der Nacht zu Hülfe genommen hatten, und jetzt eben in Södeburg eintrafen. Der Himmel war heiter, und der eben aufgegangene Mond schien hell. „Dort oben," rief einer der Reisigen, „büßt die verrätherische Frau, welche uns Hollstein wieder zu entreißen gedachte, ihren Frevel. Aber sehet doch, was hangt da zum Fenster herab?" —

Er eilte näher hinzu, und fuhr dann fort: „Gut, daß wir nicht einige Augenblicke später kamen, sonst würde das unternehmende Weib sich in Freyheit gesetzt haben! Sehet hier die Strickleiter, auf der sie ihrer Haft zu entrinnen hoffte. Laßt uns ein wenig verweilen, damit wir eine Eroberung machen, ehe wir nach Hollstein kommen; denn wir thun in Wahrheit ein verdienstlicheres Werk, wenn wir die Frau von Deest an der Ausführung ihres Vorhabens hindern, als wenn wir ihren Landsleuten die Feste Itzehoe wieder abnähmen." — Daß dieß geschah, und daß der Erfolg der Erwartung der Reisigen gemäß war, wissen unsere Leser bereits.

XIV.

Liebe stärker als Ehrgeitz.

Entsetzen hatte sich des Priors und Kurds

bemächtigt, als sie die Reisigen bey dem Kloster vorüber ziehen sahen, und es erreichte den höchsten Grad, da sie bemerkten, daß sie vor dem Thurme hielten. Schon vorher war der Prior unzufrieden gewesen, daß Adolf so lange sich im Innern des Thurms aufhielt; jetzt, indeß Kurd Klagelieder über das Unglück seines Herrn anstimmte, rief er zornig aus: „Sein ist die Schuld!" Er ging hierauf in sein Kloster zurück, und Kurd näherte sich den Reisigen, um den Ausgang von dem Schicksale Adolfs zu erfahren. — Bey allem Unglücke war es ein Glück für diesen, daß der Befehlshaber der Feste Söeburg, der zugleich die oberste Aufsicht über den Thurm hatte, in welchen man die Staatsverbrecher kerkerte, menschenfreundlich dachte, und sich strenge nach den Gesetzen des Ritterstandes richtete. Gefesselt wurde Adolf am Morgen zu ihm geführt; so bald aber der Ritter Nielß Eske — so hieß der Befehlshaber zu Söeburg — aus dem mit Hermelin gefütterten Scharlachmantel, welchen Adolf über seiner Rüstung trug, auf den Stand des Gefangenen schloß, befahl er, ihn los zu fesseln.

„Ihr tragt doch diesen Mantel mit Rechte?" fragte der Ritter Niels.

„Mit so vielem Rechte, als irgend ein Mann in der Christenheit," antwortete Adolf.

„So werde ich euch," erwiederte Ritter

Niels, „auch eurem Stande gemäß behandeln, in so fern mir die Strenge, welche gegen einen Staatsverbrecher meine Pflicht ist, dieß erlaubt. Jetzt, Herr Ritter, sagt an, wie euer Nahme, und welches euer Vaterland ist."

Adolf. Ethelred, der erste, England, das zweyte.

Niels. Und der Nahme eurer Burg?

Adolf. Den weiß bis jetzt nur Gott allein. Ich bin der jüngste Sohn meines Hauses, der kein Eigenthum hat, als ein Schwert.

Niels. So sagt mir, aus welchem Hause ihr stammt.

Adolf. Ich glaube, Herr Ritter, daß euch dieß ganz gleichgültig seyn kann; und wäre es euch dieß auch nicht, so werdet ihr mir dennoch verzeihen, wenn ich euch diese Frage nicht beantworte.

Niels. Das steht bey euch, Herr Ritter! Ich werde dann aber auch nach meiner Pflicht handeln, und euch für einen Landstreicher halten, der sich unrechtmäßiger Weise mit dem Ehrenzeichen schmückte, das ihn ziert.

Adolf. (mit stolzer Kälte) Ich bin in eurer Gewalt; ihr könnt mit mir machen, was euch gut dünkt; aber den Nahmen meines Hauses und manches andern, das ihr vielleicht noch von mir zu wissen begehrt, werdet ihr mir durch keine Folter auspressen. Ich

bin kein Verbrecher, Herr Ritter! denn sich wieder in den Besitz seines Eigenthums setzen zu wollen, das ein anderer uns raubte, ist kein Verbrechen.

Niels. Deutlicher, Herr Ritter! ich verstehe euch nicht.

Adolf. Die edle Frau von Deest ist mein Eigenthum; euer König raubte mir sie. Kann ein Gerechter mich tadeln, daß ich dem Könige von Dänemark seinen Raub wieder entreißen wollte?

Niels. Ihr gebt vor, ein englischer Ritter zu seyn, und doch ist eure Dame eine Deutsche?

Adolf. Nimmt euch das Wunder, Herr Ritter? Mit Herzog Heinrich dem Löwen ging ich als Knappe nach Deutschland; Herrmann von Deest wurde mein Freund, und ich folgte seinem Panier. Als er bey der Feste Lauenburg blieb, sprach er zu mir: „Schütze meine Gattinn; ich vermache sie dir zu deinem Eigenthume." Die Wittwe des Herrn von Deest bestätigte nachher die Worte ihres sterbenden Gatten, und der Priester würde unsere Hände schon längst zusammen gegeben haben, wenn nicht dringende Geschäfte mich auf einige Zeit in mein Vaterland gerufen hätten. Vor einigen Wochen traf ich wieder in Kellingdorf ein, wo ich erfuhr, daß Frau von Deest sich in Dänemark befände. Und

nun entscheide eure Gerechtigkeit, ob ich anders handeln konnte, als ich wirklich handelte!

Niels. Ist eure Aussage wahr, so wird eure Schuld wenigstens vermindert.

Um die Wahrheit oder Falschheit von Adolfs Aussage zu erfahren, wurde nun Ida verhört, und ihre Aussage stimmte mit der ihres Geliebten vollkommen überein, da sie vorher mit einander zu Rathe gegangen waren, durch welches Vorgeben sie vielleicht die Strafe, die sie befürchteten, mildern könnten. Zum Glücke hatte Adolf an den Nahmen gedacht, unter welchem er zuerst in Dänemark aufgetreten war, und mit Hülfe Mariens, die unter den Dreyen die Gelassenste, und ihrer Sinne noch am meisten mächtig war, entstand hieraus das Gewebe von Wahrheiten und Unwahrheiten, das Adolf seinem Richter mittheilte.

Adolf wurde wieder vor den Ritter Niels Eske geführt. „Ich bedaure euch, Herr Ritter!" sprach dieser zu ihm, „daß ihr eine Landesverrätherinn zu eurer Geliebten gewählt habt."

Adolf. Und ich bitte euch, Herr Ritter, lästert eine Frau nicht, die der Achtung jedes Unparteyischen würdig ist. Keine Landesverrätherinn, nein, ein Weib, dessen Nahme einst neben dem Nahmen eines Brutus — wenn ihr, Herr Ritter, diesen edlen Römer kennt — in den Geschichtsbüchern glän-

zen wird, ist die Frau von Deest. Eine Ehrensäule verdient sie, da sie Muth genug hatte, Hollsteins Befreyerinn zu einer Zeit, wo beynahe in den Herzen aller Männer der Muth erstorben war, werden zu wollen.

Niels. Bedenkt, Herr Ritter, daß ihr vor einem getreuen Lehnsträger und Diener des Königs von Dänemark steht, der euch nicht länger ohne Ahndung anhören darf. Doch ich will nicht ahnden, was ihr sagtet, und kündige euch sogar eure Freyheit an, wenn ihr gelobt, des Königs, meines gnädigen Herrn, Lande zu meiden.

Adolf. Das soll geschehen, Herr Ritter, wenn die Frau von Deest zugleich ihre Freyheit erhält.

Niels. Nie kann sie diese erhalten. Ewige Gefangenschaft ist für eine Landesverrätherinn wahrlich noch zu gelinde Strafe! Auch euch könnte ich nicht frey lassen, wenn ihr mir jenen Schwur nicht leistetet.

Adolf. Den kann ich euch nicht leisten, so lange die Frau von Deest sich noch in der Haft der Dänen befindet; denn meine ihr geschworne Treue befiehlt mir, für ihre Freyheit mein Leben willig zu wagen.

Niels. Ihr habt die Wahl, Herr Ritter! entweder frey unter jenem Schwure, oder mit der Landesverrätherinn in ein Gefängniß gekerkert zu seyn. Ich behandle euch nicht mit

der Strenge eines Richters, sondern mit der Nachsicht eines Menschenfreundes, der eurer Jugend Handlungen und Reden verzeiht, die er einem Manne von reifern Jahren nicht verzeihen würde, und den die Rücksicht, daß ihr, Trotz eurer Jugend, ein tapferer Mann seyd, wie wenigstens euer Stand und die goldenen Ketten, welche euch zieren, zu beweisen scheinen, wahrlich milder gegen euch macht, als sein Amt ihm gebeut. Um ganz als Freund, nicht als Richter an euch zu handeln, sey es euch vergönnt, eure Geliebte noch ein Mahl zu sehen; denn ich weiß, Herr Ritter, welch Kleinod eine Dame einem wackern Ritter ist. So bald ihr dann wiederkehrt, und mir den Schwur, den ich von euch begehre, auf euer Schwert schwört, seyd ihr frey.

Adolf. Ich erkenne eure Menschenfreundlichkeit, Herr Ritter! aber warum wollt ihr sie nicht vollkommen machen? Warum nicht auch der Frau von Deest die Freyheit gewähren, wenn ich mich für sie verbürge, daß sie, so wenig als ich, die Lande des Königs, eures Herrn, jemahls wieder betreten soll?

Niels. Verlangt keine Unmöglichkeiten! Die Frau von Deest noch ein Mahl zu sehen, ist alles, was ich euch verstatten kann.

Mit dem festen Vorsatze, ihn ohne Ida nicht wieder zu verlassen, ging Adolf in den Kerker zurück. — „Ist man so grausam

auch euch die Freyheit verweigern zu wollen?" fragte ihn Ida. — Adolf erzählte ihr, unter welchen Bedingungen sie ihm angebothen worden wäre, und setzte dann hinzu: „Was ist Freyheit, ohne Ida? Mein Entschluß steht unerschüttert: ich lebe mit dir, Geliebte, im Kerker, da ich in Freyheit ohne dich leben müßte." — Umsonst stellte Ida ihm das Schwärmerische und Tadelnswürdige dieses Entschlusses vor; umsonst erinnerte sie ihn an die Pflichten, die er seinem Vaterlande schuldig wäre. Adolf versicherte sie dagegen, daß ihre Befreyung die erste dieser Pflichten wäre, und daß diese ihm hoffentlich, wenn er auf einige Zeit Theil an ihrem Gefängnisse nähme, leichter gelingen würde, als außer demselben, weil er sich von den frommen Brüdern des Marienklosters, und von dem menschenfreundlichen Kerkermeister Unterstützung und thätige Mitwirkung verspräche. — Adolf ließ sich also wirklich durch Liebe zur Ausführung eines tollen Vorsatzes verleiten. Er, den ein nagender Kummer quälte, daß Hollstein nicht sein war, vergaß jetzt das Land, um sich mit seiner geliebten Ida einzukerkern.

Seine Hoffnungen einer baldigen Befreyung schlugen fehl; denn er bekam die Väter des Marienklosters so wenig zu sehen, als den menschenfreundlichen Kerkermeister. Man

hatte diesen so wohl, als jene, in Verdacht, daß sie der Frau von Deest zu ihrer Flucht behülflich hätten seyn wollen, und verwehrte daher beyden den Eingang in ihren Kerker. Um den Gefangenen das Entkommen ganz unmöglich zu machen, wurde auch Marien nicht mehr erlaubt, auszugehen, welches ihr vorher, obgleich jederzeit von einem Gefangenwärter begleitet, verstattet worden war, so wie nach einiger Zeit sogar einem andern Kerkermeister der Eintritt in Adolfs und Ida's gemeinschaftliches Gefängniß untersagt wurde. — Die Bedürfnisse der Gefangenen wurden ihnen durch eine in die Thür gemachte Öffnung gereicht; und so lebten sie, abgesondert von aller übrigen menschlichen Gesellschaft, beynahe aller Hoffnung zur Flucht beraubt. Zwar bemerkten sie, daß der Prior des Marienklosters bisweilen mitleidsvoll zu ihnen hinauf blickte, so wie sie zuweilen fremde Männer gewahr wurden, deren auf ihren Kerker gerichtete Blicke nicht weniger mitleidsvoll waren; aber dieß war auch aller Trost, der ihnen wurde.

Die Geschichte meldet nicht, ob Adolf späterhin seinen zu raschen Vorsatze bereuete, oder ob Ida's Liebe ihm den Verlust seiner Freyheit und Hollsteins ersetzte; nur so viel berichtet sie, daß ein gemeinschaftlicher Kerker ihn und seine Geliebte sieben Jahre lang

von der übrigen Welt trennte. — Der treue Kurd, so wie der Ritter Eggo von Sture und Wergot von Sibransdorf, beschlossen, sie ihrer Haft zu entledigen, und hielten sich deßhalb lange in Söeburg auf, um zu versuchen, ob dieß nicht durch irgend eine List möglich wäre; aber alle angewendete Mühe war vergebens, und sie liefen sogar einige Mahl Gefahr, auch ihre Freyheit zu verlieren.

Traurig kehrten sie daher nach Hollstein zurück, wo sie aber neue Aufforderungen zur Trauer erhielten. Vielen der im Lande Wilstern versammelten Vaterlandsfreunde entsank der Muth, als sie die Bothschaft von dem Unglücke vernahmen, das ihrem erwählten Anführer begegnet war, und ein großer Theil von ihnen bezog die Schlösser und Burgen wieder, aus denen sie die Bedrückungen der Dänen und der Haß gegen dieselben verjagt hatten. Graf Albert gab sich indessen alle Mühe, die Hollsteiner sich geneigter zu machen. Er geboth den Amtleuten, bey ihren Rechtssprüchen auf die vaterländischen Rechte und Gewohnheiten der Hollsteiner Rücksicht zu nehmen, und bewies sich vorzüglich gegen Hamburg, diese vornehmste Stadt des Landes, sehr gütig, indem er den Bewohnern derselben ihre von den hollsteinischen Grafen aus dem schauenburgischen Hause erhal-

tenen Freyheiten bestätigte, und sich besonders gegen das Erzstift und die übrigen geistlichen Stiftungen mild und freygebig zeigte. Hierdurch gewann er die Herzen der Geistlichen, die aus Dankbarkeit sich bestrebten, ihm auch die Herzen der übrigen Hollsteiner zu gewinnen.

Eggo und Wergot bemüheten sich dagegen, die in der Wilstermarsch Zurückgebliebenen dem Grafen Adolf treu zu erhalten, und versicherten sie, daß es seiner Klugheit, verbunden mit dem Prior Sueno, der aus Rache gegen den König Waldemar ihm völlig ergeben wäre, gewiß gelingen würde, bald zu ihrer Rettung herbey zu eilen. Diese Hoffnung hielt noch mehrere in der Wilstermarsch zurück; als aber schon Jahre verflossen waren, und sie noch immer unerfüllt blieb, da wurden der mit den Dänen unzufriedenen Hollsteiner immer weniger. Zwar glimmte der Funke der Unzufriedenheit noch in den Busen vieler unter ihnen; aber sie verbargen sie wenigstens, um ihre Lage nicht noch mehr zu verschlimmern. — Endlich waren sieben Jahre seit Adolfs Verhaftnehmung verflossen; da rückte Kaiser Otto der Vierte, um sich an dem Könige von Dänemark zu rächen, daß er ihn verlassen, und die Partey seines Gegners, Friedrichs des Zweyten, ergriffen hätte, vor Hamburg, und umschloß diese Stadt mit

starker Heereskraft. Die Hamburger öffneten ihm die Thore nach kurzer Belagerung, weil sie befürchteten, daß der Kaiser seine Drohung, die Stadt mit Feuer und Schwert zu verheeren, erfüllen möchte. Auch waren sie längst der dänischen Herrschaft müde, und die Aufforderungen ihrer geistlichen Väter, dem Könige von Dänemark und seinem Statthalter auch im Herzen treu zu seyn, hatten wenig Eindruck auf sie gemacht, zumahl da viele unter ihnen der Meinung waren, daß Graf Albert die Summen, welche er mit freygebiger Hand den Kirchen und Klöstern spendete, den Bürgern wieder abzupressen suche. Frohes Herzens gelobten alle Hamburger, dem deutschen Reiche, von dem der Waffen Gewalt sie abgerissen hatte, fortan ewig treu zu bleiben. — So bald die Nachricht von Hamburgs Belagerung zu den Ohren der Ritter Eggo und Wergot kam, hofften diese, daß jetzt der Zeitpunct gekommen wäre, wo sie den Grafen Adolf, und dann mit ihm gemeinschaftlich ihr Vaterland befreyen könnten. Beyde hatten von dem Prior Sueno die Versicherung erhalten, daß er ihnen, wenn irgend ein Mahl ein Kriegszug den größten Theil der wehrhaften Männer von Söeburg entfernt hätte, ungesäumt davon Nachricht ertheilen würde; jetzt konnten sie eine solche Entfernung mit Recht vermuthen. Sie eilten

daher zu allen, welche sie als wahre Vaterlandsfreunde kannten, und forderten sie auf, sich einstweilen zu rüsten, und für die Herbeyschaffung des zu einer Seeunternehmung wider Söeburg nöthigen Geldes zu sorgen. Sie fanden viele Unterstützung, und Ritter Eggo ging nun nach Travemünde, das nur von Hollsteinern besetzt war, weil die Dänen wider den Kaiser Otto im Felde standen, um die Bewohner dieser Feste für den Grafen Adolf einzunehmen. Seine Absicht gelang ihm vollkommen, und er erwartete nun nur noch einen Brief vom Prior Sueno, damit er zur Ausführung seines Plans schreiten könnte. — Schon hatten sich alle Hollsteiner, die an der Unternehmung der Ritter Eggo und Wergot Theil nehmen wollten, in Travemünde versammelt; da kam die Nachricht, daß Hamburg vom Könige Waldemar mit einem mächtigen Heere belagert würde; und an dem nähmlichen Tage langte ein Brief vom Prior Sueno an, worin er meldete, beynahe alle wehrhaften Männer hätten Söeburg verlassen, um ihrem Könige vor Hamburg zu folgen. Er eilte, seinen Waffengenossen die frohe Mähre bekannt zu machen, und noch in der nähmlichen Nacht begaben sie sich auf die Schiffe, die zu ihrem Empfange schon bereit lagen. Sie nahmen einige Paniere, die sie nach dem Muster der dänischen hatten ma-

chen lassen, mit sich, versahen sich mit Feldbinden, wie sie die Dänen trugen, und so bald sie das hohe Meer erreicht hatten, legten sie diese an, und steckten dänische Flaggen auf ihre Schiffe. Ein frischer Wind begünstigte ihre Fahrt. Ebenfalls zur Nachtzeit stiegen sie bey Söeburg ans Land, und die Thore der Feste wurden ihnen ungeweigert geöffnet. So bald Wergot und Eggo sich nebst fünf hunderten ihrer Begleiter in der Festung sahen, wendeten sie sich an den Befehlshaber derselben, den Ritter Niels Eske, und sagten ihm, daß sie keine Dänen, sondern englische Ritter und Waffengenossen des Ritters Etheldred wären, die sich aus Freundschaft für ihn gerüstet hätten, um ihn und seine Geliebte zu befreyen. „Ihr, Herr Ritter," setzte Eggo hinzu, „so wenig als irgend einer von den Bewohnern Söeburgs, habt etwas von uns zu befürchten, wenn ihr uns den Ritter Etheldred und die edle Frau von Deest sogleich ausliefert; so ihr uns aber die, welche wir suchen, verweigert, werden unsre Schwerter so lange würgen, bis kein Mensch uns mehr verhindern kann, Etheldreds Kerker zu erbrechen."

Tollkühnheit wäre es von dem Ritter Eske gewesen, wenn er mit den wenigen Kriegsknechten, die bey ihm zurück geblieben waren, sich fünf hundert wohl bewaffneten Kriegern

hätte widersetzen wollen, zumahl da von ihnen zu vermuthen war, daß sie tapfer und muthvoll seyn würden, weil sie sich sonst zu keiner so gefahrvollen Unternehmung, als sie wagten, entschlossen haben könnten. Er bath die Ritter, ihm in das Gefängniß zu folgen, und sie thaten es mit der nöthigen Vorsicht.

Unwissend was in der Stadt vorging, hörten jetzt Adolf und Ida die Thür ihres Kerkers öffnen, und in einem Augenblicke war ihr Kerker mit Gewapneten angefüllt, an ihrer Spitze Eggo und Wergot, welche dem Grafen zuriefen: „Ihr seyd frey, Herr Ritter Etheldred! euren Waffengenossen in England ließ der Gedanke, euch, den Tapfersten unter ihnen, in schmählicher Haft zu wissen, nicht länger rasten."

Bey allem Erstaunen, in welches sie durch diese unerwartete Befreyung gesetzt wurden, hatten doch Adolf und Ida Gegenwart des Geistes genug, um sich nicht zu verrathen. Aus Furcht, daß vielleicht ihre Befreyung durch ein widriges Ungefähr zum zweyten Mahle verhindert werden könnte, eilten sie, ohne sich so viel Zeit zu nehmen, ihren Befreyern zu danken, aus ihrem Kerker hinaus und jetzt erst sanken sie den Rittern Eggo und Wergot in die Arme, und sagten ihnen den heißesten Dank.

„Dankt nicht für etwas, das unsere Pflicht

war," erwiederten die Ritter; „aber laßt uns zu Schiffe eilen, damit uns kein Augenblick ungenützt entflieht." — So bald sie die Schiffe erreicht hatten, verkündigten die Ritter ihren Befreyeten, daß jetzt auch ihrem Vaterlande gerechte Hoffnung zur Befreyung glänze, und Adolfs und Ida's Freude wurde durch diese Nachricht noch erhöhet. — Eben so glücklich und auf die nähmliche Art, wie die Schiffe Travemünde verlassen hatten, langten sie daselbst wieder an. — Eilends verließen nun Adolf und Ida nebst ihren Befreyern Travemünde, um sich mit den in der Wilstermarsch Zurückgebliebenen zu vereinigen, und den Kampf für die Freyheit zu beginnen; aber noch hatten sie diesen Zufluchtsort der Mißvergnügten nicht erreicht, als sie erfuhren, daß Kaiser Otto wieder in sein Land zurück gegangen wäre, und Hamburg Waldemars ganzer Macht nicht lange würde widerstehen können. Ein großer Theil der Hollsteiner fing von neuem an zu zagen, und deren, welche Muth behielten, waren zu wenige, um sich dem mächtigen Waldemar, bey allem Muthe und aller Freyheitsliebe, mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs entgegen stellen zu können. Noch mehreren entsank der Muth, da Hamburg nach einer lange dauernden Belagerung gezwungen wurde, sich zu ergeben, und Adolf, Ida, Eggo,

und Wergot mußten alles anwenden, damit er nicht alle verließ.

Adolf und seine Geliebte hatten jetzt noch größere Ursache, sich verborgen zu halten, als jemahls, da jede Entdeckung, wenigstens die letztere, mit Verlust der Freyheit bedrohete. So sehnlich auch ihr Wunsch war, ihrem Vaterlande zu leben; so wenig war es ihnen möglich, ihn zu erfüllen. Sie mußten nur der Liebe leben. Ida wurde Adolfs Gattinn; aber Kummer, ihre übrigen Wünsche unerfüllt zu sehen, störte beyde im Genusse der Freuden, die zärtliche Liebe ihnen darboth.

Muth und Vaterlandsliebe schien in dem Herzen aller Hollsteiner, nur wenige ausgenommen, ganz erstorben zu seyn; denn sie wagten es selbst damahls nicht, einen Versuch zu machen, um das dänische Joch abzuwerfen, als König Waldemar, aufgemuntert und begleitet von dem Grafen Albert von Orlemünde, nach Liefland schiffte, um die heidnischen Bewohner desselben mit gewaffneter Hand zum Christenthume zu bekehren, und nebenbey sein Land zu vergrößern, obgleich beynahe alle Männer, die Waffen tragen konnten, aus frommem Eifer ihrem Könige folgten. Erst einige Jahre nachher belebte ein Vorfall, den die nächsten Kapitel herbey führen und erzählen werden, den Muth der zagenden Hollsteiner wieder.

XV.

Geschichte des Grafen von Schwerin und seiner Bertha.

Graf Heinrich von Schwerin hatte schon längst das Gelübde gethan, nach Palästina zu wallfahrten, um zur Eroberung des heiligen Landes auch das Seinige beyzutragen. Der Zwist, in welchem er einige Jahre lang mit seinem Lehnsherrn, dem Könige Waldemar von Dänemark, lebte, verhinderte die Erfüllung seines Gelübdes; und als jener Zwist endlich beygelegt, und das freundschaftliche Verhältniß, in welchem der Graf mit dem Könige stand, wieder hergestellt worden war, verhinderten Liebe und Eifersucht, was vorher Furcht, nach seiner Wiederkunft sein Land vielleicht in eines andern Händen zu sehen, verhindert hatte.

Kurz vor der Beylegung seiner Streitigkeiten mit dem Könige von Dänemark hatte Graf Heinrich sich vermählt, und Bertha, so hieß seine junge Gemahlinn, war so reitzend, daß Graf Heinrich an ihrer Seite seines Gelübdes vergaß.

Die Züge ins heilige Land wurden bekanntlich von den Päpsten erdacht, um so wohl die Macht der christlichen Fürsten Europens zu schwächen, als auch auf ihre Kosten das Eigenthum des heiligen Petrus zu

vergrößern. Die Geistlichen jedes Landes richteten sich nach der Handlungsweise der heiligen Väter zu Rom, und fanden, so wie diese, ihren Vortheil dabey. Fromme Fürsten, Grafen und Edle versetzten öfters einen Theil ihrer Besitzungen an Klöster und Stifte, um zu Bestreitung der Unkosten, die mit einem Zuge nach Palästina verknüpft waren, das nöthige Geld zu erhalten, und sahen sich dann öfters außer Stand gesetzt, die Pfänder wieder einzulösen.

Die Kreuzzüge dienten also der Geistlichkeit nicht nur zu der Vergrößerung ihrer geistlichen Gewalt, sondern auch zur Vermehrung ihrer irdischen Größe. Die heiligen und frommen Vätter suchten sie daher immer allgemeiner zu machen, entlockten reuigen Sündern oder Bedrängten das Versprechen, wider die Saracenen zu ziehen, jene, um für ihre Sünden zu büßen, diese, um dafür, daß sie ihren Drangsalen glücklich entronnen waren, Gott durch Fechten zum Besten der heiligen Kirche thätig zu danken, und wachten dann sorgfältig darüber, daß solche Versprechen pünctlich erfüllt wurden. Doch wir kehren von dieser Ausschweifung zurück zu dem Grafen Heinrich.

Als Graf Albert von Orlemünde, auf Befehl des Königs Waldemar, in das Land des Grafen von Schwerin gefallen war, hatte

dieser die ganze Geistlichkeit seines Landes aufgefordert, um vom Himmel Befreyung von seinen Feinden zu erflehen. Die Gebethe der frommen Väter schienen nicht brünstig genug zu seyn; denn Graf Heinrich hatte sich und sein Land schon längst ihrer Fürbitte empfohlen, als Graf Albert das letztere noch immer verwüstete. Heinrich wiederhohlte daher seine Bitten an die Geistlichkeit, und forderte vorzüglich seinen Beichtvater auf, sich für ihn bey den Heiligen zu verwenden. Der Beichtvater versprach dieß, ließ sich aber vorher vom Grafen von Schwerin versprechen, daß er, so bald sein Gebeth die Dänen aus dem Lande gejagt haben würde, gen Jerusalem ziehen wollte. — Bald, nachdem Graf Heinrich dieß Versprechen geleistet, und der Beichtvater sein Gebeth begonnen hatte, verließ der Graf von Orlemünde mit seinen Kriegern die Grafschaft Schwerin, und Heinrichs Beichtvater ermangelte nicht, dieß für sein Werk auszugeben, obgleich alle Bewohner des klagenden Landes sagten, Graf Albert wäre heim gekehrt, weil er nichts mehr zu rauben gefunden hätte. — Öfters ermahnte nun der fromme Beichtiger den Grafen Heinrich, sein Gelübde zu erfüllen; aber der Graf, den vor den Beschwerden grauete, denen er sich auf dem heiligen Zuge aussetzen mußte, suchte dasselbe unter dem Vorwande, daß er aus Furcht vor dem

Könige von Dänemark und vor dem Werkzeuge seiner Rache, dem Grafen von Orlemünde, sein Land nicht verlassen dürfe, immer weiter hinaus zu setzen, versprach aber heilig, so bald er von diesen Feinden nichts mehr zu befürchten haben würde, seinem Gelübde nachzukommen. Der fromme Mann vermochte zwar nicht, diesen Grund zur Abhaltung aus dem Wege zu räumen, wiederhohlte aber dennoch seine Ermahnungen so unablässig, daß dem Grafen Heinrich bange wurde, so bald er ihn nur von weitem sah.

Am Tage, als er seine Bertha heim führte, erfuhr der Graf von Schwerin, daß während seiner Abwesenheit sein Beichtiger das Zeitliche gesegnet hätte, und der Graf empfand über die Nachricht, daß er dieses ungestümen Mahners entledigt worden wäre, so viele Freude, als da er einst erfuhr, der Graf von Orlemünde hätte sein Land wieder verlassen. Er erwählte den Vater Nicolaus an seiner Statt, von welchem er hoffte, daß er weniger strenge seyn würde, weil der Graf ihm versprochen hatte, alles anzuwenden, damit er nach dem Tode seines Abtes der Nachfolger desselben werden möchte. Dieß Versprechen half auf einige Zeit; aber bald trat Vater Nicolaus mit ähnlichen Ermahnungen hervor, als womit sein Vorfahrer den Grafen gequält hatte; denn kaum war der friedliche Vertrag des Gra-

sen mit dem Könige von Dänemark zu Stande gekommen, als Vater Nicolaus den ersten dringend zur Erfüllung seines Gelübdes ermahnte. — Dem Grafen blieben jetzt keine Entschuldigungen mehr übrig; denn daß der strenge Beichtiger Liebe zu seiner Gattinn als eine solche gelten lassen würde, bezweifelte er mit Rechte, und nannte sie daher auch nicht. Er suchte ihn also durch Versprechungen, die er nicht zu halten gedachte, zu beruhigen. Wenn der Frühling anbräche, versprach er seinen Zug anzutreten; aber der Frühling brach an, und Graf Heinrich rüstete sich noch immer nicht zu seinem Zuge. In Summa: es waren schon fünf Jahre seit Graf Heinrichs Vergleiche mit dem Könige von Dänemark vergangen, und sein Gelübde war noch so wenig erfüllt, als vorher. Bald hielt ihn einiges Übelbefinden, ein Vorgeben, das gewöhnlich sein Ansehen Lügen strafte, bald Krankheit seiner Gattinn, bald ihre nahe Niederkunft ab. — Oft schon hatte ihn Vater Nicolaus alles Ernstes gestraft, daß er durch solche nichtige Dinge sich an der Erfüllung einer so heiligen Pflicht hindern ließe, und sich sogar nicht entblödete, Unwahrheiten zu erdenken, um nur einen Vorwand zu haben. Er bath ihn, sein Gewissen hierdurch nicht noch mehr zu beschweren, und sagte ihm ganz unverhohlen die Zweifel, welche er wider seine

vorgegebene Krankheiten hatte. Er drohte, ihn als einen verstockten Sünder von der Gemeinschaft mit der Kirche auszuschließen, und, als auch dieß nicht fruchten wollte, mit einem Bannbriefe, den er von dem Erzbischofe von Cöln auswirken würde. — Diese Drohung hatte vor der Hand weiter keinen Nutzen, als daß Graf Heinrich über seinen Beichtvater ergrimmte; doch als er erfuhr, daß der Bannbrief von Cöln wirklich angekommen wäre, entschloß er sich endlich zu dem längst versprochenen Zuge. Er ließ den Vater Nicolaus zu sich entbiethen, und begann mit ihm folgende Unterredung.

Heinrich. Ich will mein Herz vor euch ausschütten, ehrwürdiger Vater! doch wünschte ich wohl, daß ihr mich mit so vieler Milde anhörtet, als ich sonst von euch gewohnet war.

V. Nicolaus. Daß ich sehr milde gegen euch bin, Herr Graf, könnt ihr schon daraus ermessen, daß ich zu euch komme, ob ihr gleich ein Gebannter seyd; aber verlangt nicht zu viel von mir; denn ihr sollt wissen, daß ich euch gar nicht anhören darf, wenn ihr mir nicht sagt, daß ihr euch zu dem Zuge ins heilige Land zu rüsten beginnt, und ihr ihn in wenig Tagen anzutreten gedenkt. Jetzt habt ihr noch Zeit zu eurem Entschlusse; denn bis jetzt—dankt es meiner Vermittelung, Herr Graf! ist der Bannbrief noch nicht bekannt gemacht.

Heinrich. Daß ich den Zug gewiß antreten werde, versichere ich euch theurer, als ich es je that, und schwöre es euch bey meiner ritterlichen Ehre. Ob aber schon in wenig Tagen, kann ich unmöglich bestimmen. Hört die wahre und erste Ursache, warum ich mich meines Gelübdes bisher nicht entledigte. Zwar drohet der Graf von Orlemünde nicht mehr, mir mein Eigenthum zu rauben; aber ich habe noch andere Räuber zu fürchten.

B. Nicolaus. Unnöthige Furcht! ihr habt ja mit allen euren Nachbarn Frieden.

Heinrich. Auch fürchte ich nicht, daß sie in mein Land fallen; aber die Furcht, daß sie mir in meiner Abwesenheit ein Kleinod, das mir wenigstens eben so theuer ist, als Schwerin, zu rauben trachten werden, kann ich nicht unterdrücken.

B. Nicolaus. So nehmt dieß Kleinod mit euch, wenn es möglich ist.

Heinrich. Das ist nicht möglich, weil es dann Gefahren anderer Art bedrohen würden. Es ist meine Gattinn; und Liebe zu ihr, so wie die Furcht, daß ein Anderer mich ihres Besitzes berauben möchte, waren es, welche mich bisher von dem Antritte meines gelobten Zugs zurück schreckten.

B. Nicolaus. Ihr habt kein gutes Zutrauen zu euren Nachbarn; aber hoffentlich werdet ihr doch nicht alle, die ihr kennt, für

Ehebrecher halten? Wollt ihr demnach eure Frau Gemahlinn nicht mit euch nehmen, welches ihr immer thun könntet, denn die Frau Gräfinn wäre ja nicht die erste Dame, welche sich den Beschwerden eines Kreuzzugs unterwürfe, so übergebt sie der Obhut eines eurer Freunde, dem ihr sie ohne Gefahr anvertrauen könnt.

Heinrich. O wenn ich nur unter meinen Freunden einen solchen wüßte!

V. Nicolaus. Da ihr jetzt mit dem Könige von Dänemark völlig wieder ausgesöhnt seyd, wem könntet ihr euer Land und eure Frau Gemahlinn zu sicherer Huth empfehlen, als diesem gewaltigen und achtungswürdigen Könige? Reist ohne Kümmerniß, Herr Graf! ich selbst will Sorge tragen, daß König Waldemar an seinem Hofe eurer Frau Gemahlinn einen gefahrlosen Aufenthalt gönnt.

Heinrich. Und glaubt ihr, ehrwürdiger Vater, daß meine Bertha an Waldemars Hofe wirklich sicher seyn wird?

V. Nicolaus. Wenigstens vor Gewalt, wovor in unsern verderbten Zeiten jede schöne Dame sich zu fürchten hat. Vor Verführung und Nachstellungen wird der König von Dänemark eure Frau Gemahlinn freylich nicht schützen können; aber wider diese kann sie Tugend schützen: und besitzt ein Weib die-

se nicht, so wird sie ihrem Mann untreu, wenn er sie auch nie von seiner Seite ließe.

Heinrich. Nein, dieser mächtigen Schützerinn bin ich mir von meiner Gattinn bewußt, und sie bedarf nur Schutz wider öffentliche und heimliche Gewalt. Wird sie diesen Schutz bey dem Könige von Dänemark finden?

B. Nicolaus. So gewiß, als ihr, gnädiger Herr, Vergebung eurer Sünden finden werdet, wenn ihr euch endlich zu dem längst gelobten heiligen Zuge entschließt.

Heinrich. Und ihr, ehrwürdiger Vater, wolltet den König Waldemar selbst dazu bewegen, daß er sich meines verlassenen Weibes annähme?

B. Nicolaus. Das will ich, gnädiger Herr, und ich bin überzeugt, daß die Erfüllung meiner Bitte mir nicht entstehen wird.

Heinrich. O so bitte ich euch, macht euch auf, gen Dänemark zu ziehen; und so bald ihr wiederkehrt und mir des Königs Versicherung überbringt, daß er meine Gattinn schützen und schirmen will, werde ich meinen Zug in das heilige Land ungesäumt antreten.

B. Nicolaus. Ihr macht neue Ausflüchte, Herr Graf! aber ich bin müde, mich von euch täuschen zu lassen. Ihr habt die Wahl, und beginnt entweder euren Zug,

oder sehet euch in wenig Tagen von allen den Eurigen verlassen, die euch, den Gebannten, fliehen werden, wie es guten Christen ziemt. So bald ihr abgereist seyd, ist mir dieß das wichtigste, daß ich mich nach Dänemark auf mache, und ihr könnt gewiß versichert seyn, daß König Waldemar der Gemahlinn seines getreuen Lehnmannes seinen Schutz nicht versagen wird.

Heinrich. Ich schmeichle mich desselben; aber warum, ehrwürdiger Vater, wollt ihr mir die Beruhigung nicht geben, mit welcher ich dann mein Land verlassen würde, wenn das, was jetzt bloß Hoffnung ist, Überzeugung seyn würde? Ich beschwöre euch, geht nach Dänemark! In wenig Tagen könnt ihr ja schon zurück kommen, und dann sollt ihr mich, dieß schwöre ich euch auf mein Schwert, zum Aufbruche in völliger Bereitschaft finden.

Der Vater Nicolaus ließ sich endlich bewegen, dem Wunsche des Grafen gemäß zu handeln, und er hatte nicht nöthig, viele Überredungen anzuwenden, um von dem Könige Waldemar, was er verlangte, zu erhalten. Waldemar war schönen Damen hold, und freuete sich, die reitzende Gräfinn Bertha, die das Gerücht ihm als eine der schönsten genannt hatte, an seinem Hofe zu sehen. Mit der freundlichen Versicherung, daß es ihm ein Vergnügen

te, seinem guten und getreuen Lehnsmanne eine Gefälligkeit zu erzeigen, entließ der König den Vater Nicolaus, der mit dieser fröhlichen Mähre nach Schwerin heim kehrte, und den Grafen Heinrich, wirklich wider seine Erwartung, zum Aufbruche gerüstet fand.

Die Furcht vor dem Banne hatte den Grafen Heinrich bewogen, wozu er keine Lust hatte, und wovon seine Gemahlinn mit Thränen ihm abrieth. Sie wußte, daß der Trennungskuß, welchen Weiber von ihren nach Jerusalem ziehenden Männern erhielten, so oft der letzte gewesen war, und fürchtete daher, daß sie vielleicht gleiches Schicksal betreffen würde. Als sich demnach Graf Heinrich am Abende vor dem Trennungstage mit seiner Gattinn, letzte, flossen ihr die Thränen gleich Bächen, aus den blauen Augen, die Rosenwangen herab. Graf Heinrich tröstete sie, so gut er vermochte; da aber Trost ihm schwer wurde, denn auch ihm drohte der Schmerz das Herz zu brechen, hatte er sich den Vater Nicolaus zum Gehülfen hohlen lassen, dessen tröstlicher Zuspruch jedoch wenig Eindruck auf die klagende Bertha machte. — Lange hatten sie schon geweint, geklagt und getröstet, als Graf Heinrich endlich mit einem Troste hervor trat, den er immer noch verborgen hatte, weil er mit dem

Gedanken an den Tod verbunden war, und er diesem qualvollen Gedanken, der seine Gattinn ohnehin schon folterte, nicht gern durch etwas mehrere Stärke geben wollte. Endlich faßte er doch Muth, und begann: „Es gibt böse Menschen, liebe Bertha, die ihr Vergnügen darin finden, Andere zu quälen. Es könnten daher auch einige auf deine Unkosten sich dieses verabscheuungswürdige Vergnügen machen wollen, indem sie dich durch erdichtete Nachricht von meinem Tode peinigendem Schmerze Preis gäben. Wenn also irgend jemand von meinem Hinscheiden dich überreden wollte, so glaube ihm nicht, wenn er dir nicht zum Beweise der Wahrheit meinen Siegelring mitbringt. Zwar kennst du ihn schon, liebes Weib; aber sieh ihn noch ein Mahl ganz genau an, damit du nicht getäuscht werden kannst." — Er zog ihn vom Finger, zeigte ihn seiner Gattinn, und sprach dann zum Vater Nicolaus: „Hier, ehrwürdiger Vater, betrachtet den Zeugen meines Todes auch. Ich hoffe, daß ich sein nicht bedürftig seyn werde; glaube aber doch, mich auf alle Fälle gefaßt machen zu müssen." — „O endet, mein theurer Gemahl! bath Bertha, mit einer Stimme, die durch Schluchzen beynahe unhörbar gemacht wurde; „der bloße Gedanke an euren Tod zerreißt schon mein blutendes Herz."

Schon verkündigte der Hahn den anbrechenden Morgen; da ermahnte der Vater Nicolaus den Grafen und seine Gemahlinn, sich zur Ruhe zu begeben, um sich zur Reise zu stärken; aber keins von ihnen folgte seinem Ermahnen. — „Was soll ich auf dem Lager," sprach Bertha, „da Ruhe mich flieht?" und ihr Gemahl setzte hinzu: Nein, kein Augenblick soll mir unbenutzt dahin schwinden, so lange ich noch an meiner Bertha Seite leben kann." — — So letzten sie sich, bis der helle Tag anbrach; da erinnerten den Grafen Heinrich die wiehernden Rosse im Burghofe, daß es Zeit zum Aufbruche wäre, und ein Knappe trat herein, und verkündigte, die Ritterslente und Reisigen, welche den Grafen begleiten wollten, harreten seiner; auch stehe die Sänfte schon bereit, welche die Gräfinn nach Dänemark bringen sollte. — — „Wir kommen gleich," sprach der Graf, und der Knappe ging; aber lange mußten noch die Rittersleute warten, und lange schlugen die muthigen Rosse auf das Pflaster des Burghofs, ehe Heinrich und Bertha erschienen; denn wenn sie einen Schritt gegangen waren, blieben sie stehen und umarmten sich, gingen dann wieder einen Schritt, und umarmten sich wieder. Endlich waren sie bis in den Burghof gekommen; da riß Graf Heinrich sich aus den Armen seiner Bertha,

und Schmerz erlaubte ihm kaum, ihr das letzte Lebewohl zu sagen.

Heinrich schwang sich auf sein Roß; Bertha stieg in die Sänfte, beyde bothen alle ihre Kräfte auf, um ihren zurückbleibenden Diensleuten ein Lebewohl zuzurufen, die ihnen dafür, viele auch mit einer durch Thränen gedämpften Stimme, Glück und Heil wünschten, und nun ging der Zug zur Pforte der Burg hinaus, wo er sich trennte. — „Lebt wohl, meine theure Gemahlinn, bis ich nach kurzer Zeit euch wieder in die Arme schließe!" rief Graf Heinrich, und wendete sich nun rechts, da der Zug seiner Gemahlinn sich links wenden mußte.— „Lebt wohl!" rief Bertha, und bog sich zur Sänfte hinaus, um ihren Gemahl noch so lange, als möglich, zu sehen.— Endlich entzog die Krümmung des Weges Heinrichen den nachfliehenden Blicken seiner Gattinn; und nun verhüllte sie ihr Gesicht in ihren Schleyer, und aller Zuspruch des Vaters Nicolaus, den der Graf gebethen hatte, seine Gemahlinn zu begleiten, konnte den Fluß ihrer Thränen nicht hemmen.

XVI.

Fortsetzung.

Als die Gräfinn Bertha von Schwerin in Kopenhagen anlangte, hatte König Walde-

mar wegen des Todes seiner Gemahlinn Beengierd noch Trauerkleider an. Ob er auch im Herzen trauerte, davon sagt die Geschichte nichts; doch scheint es, als wenn man das Gegentheil vermuthen könnte; denn Königinn Beengierd war ein so böses Weib, daß sie dadurch ihren Nahmen verewiget hat: denn in Dänemark, sollt ihr wissen, heißt ein böses Weib Beengierd bis auf den heutigen Tag. Doch mag Waldemar seine königliche Sponse betrauert haben oder nicht, so gehet wenigstens aus der Geschichte hervor, daß sein Schmerz im ersten Falle nicht groß gewesen seyn kann; denn kaum hatte er die Gräfinn Bertha erblickt, als Liebe zu ihr in seinem Herzen entbrannte.

Dem Gerüchte zu Folge, das von Bertha's Schönheit zu Waldemars Ohren gedrungen war, waren seine Erwartungen von der gepriesenen Huldgöttinn groß; aber dennoch wurden sie übertroffen, als Waldemar die schöne Bertha selbst sah: denn obgleich Harm über die Trennung von ihrem Gemahle ihre Wangen gebleicht hatte, wie Rosen verwelken, wenn tödtend heißer Südwind sie anhaucht, und wenn schon die Fluth ihrer Thränen das Feuer verlöscht hatte, das sonst in ihren Augen glühete, und in jedem Herzen, das ein Strahl desselben traf, Feuer der Liebe anzündete; so flüsterte doch, bald nach=

dem er sie gesehen hatte, der König Waldemar dem Ritter Gert Stissen, der bey seiner Majestät das Amt verwaltete, welchem an Zevs himmlischem Hofe Mercurius vorstand, in das Ohr: „Die Gräfinn Bertha ist ein Weib, so schön als ich nie eins sah!"

König Waldemar war ein großer Mann, einer der größten Könige Dänemarks, und wenigstens eine Zeit lang der mächtigste und größte unter allen lebenden Fürsten der Christenheit, groß als Krieger und Held, und nicht minder groß als Gesetzgeber; aber auch große Männer haben ihre Fehler; und der Fehler des großen Waldemars bestand in zu vieler Empfänglichkeit für die Liebe, und in der Schwäche, diese Leidenschaft nicht besiegen zu können, wenn gleich ihre Besiegung Pflicht war. War sie in seinem Herzen aufgeflammt, so konnte der Gedanke, daß der Gegenstand derselben das Eigenthum eines Andern war, dieß Feuer so wenig löschen, als einige Tropfen Wasser in die Gluth gegossen, welche ein Haus verzehrt. Waldemar hielt keine Mittel für unerlaubt, seine Leidenschaft zu befriedigen, und Ritter Gert war in Erfindung solcher Mittel so unerschöpflich, als ehedem der heidnische Gott Mercurius; denn ob er gleich keinen Argus mit seiner Zauberflöte einschläfern konnte, so war er doch in richtiger Anlegung der Plane zu

erotischen Eroberungen und Schlächten nicht weniger geschickt, als dieser Götterbothe.

Kaum war er am Abende des Tages, der die Gräfinn Bertha nach Kopenhagen brachte, in sein Gemach getreten, als er darüber nachdachte, auf welche Art die schöne Bertha treffenden Wünsche seines Herrn zu befriedigen seyn möchten; denn daß solche Wünsche in Waldemars Herzen lebten, wußte er aus Erfahrung, da es dem Könige Waldemar unmöglich war, zu sagen: das ist ein schönes Weib; ohne zugleich den Wunsch, daß sie mein wäre! in seinem Innern entstehen zu fühlen.

Ritter Gert freuete sich schon des Gewinns, den ein gut ausgedachter Plan seinem Seckel zollen würde; denn so wenig auch König Waldemar zu frommen Spenden an Klöster und Kirchen geneigt war, so verschwenderisch belohnte er seine Minnediener — da ein schöner Plan ihm beyfiel, den der Verfolg dieser Geschichte unsern Lesern enthüllen wird.

König Waldemar war gewohnt, sich alle Morgen eine Zeit lang mit dem Ritter Gert zu unterhalten, und, ohne daß wir es unsern Lesern sagen, werden sie leicht ermessen können, was diese Gespräche zum Gegenstande hatten. Am Morgen nach Bertha's Ankunft ging Gert auch, wie gewöhnlich, zum

Könige, und noch nicht lange war er bey ihm, als Waldemar den Ausruf wiederhohlte, welchen Gert schon gestern von ihm vernommen hatte, und zum zweyten Mahle mit einem Wahrlich, versicherte, die Gräfin Bertha wäre das reitzendste Weib, das er je gesehen hätte.

Minneräthe haben nicht nöthig, ihre Worte gegen ihre Herren so genau abzuwägen, und in ihren Handlungen Hofsitte so genau zu beobachten, als Staatsräthe. Auch Ritter Gert hatte sich in den Besitz dieses Vorrechts gesetzt, und sprach daher in diesen Morgenunterhaltungen mit des Königs Waldemars Majestät, als mit einem Menschenkinde mit ihm von gleicher Abkunft. Kaum hatte Waldemar seine mit wahrlich begonnene Rede geendigt, als Ritter Gert ein schallendes Lachen von sich hören ließ, und, durch dieses oft unterbrochen, dem Könige versicherte:

„Fürwahr, gnädigster Herr, es hätte nicht dieses kräftigen Schwures bedurft, um dem, was ihr saget, Glaubwürdigkeit zu geben. Ja die Gräfinn von Schwerin ist ein Weib, würdig die Geliebte eines Königs zu seyn."

Waldemar. Das kann niemand lebhafter fühlen, als ich. Glaubst du wohl, lieber Gert, daß gleich ihr erster Blick Liebe in mir entflammte?

Gert. Ohne Schwur, gnädigster Herr! denn welches Mannes Herz könnte so eisern seyn, daß nicht ein Blick der schönen Bertha es in helle Flammen setzen sollte, wenn nicht eine andere Leidenschaft es schon verzehrt, oder Pflicht, Treue, oder irgend sonst etwas das entflammte Feuer sogleich wieder verlöscht.

Waldemar. Du hast Recht, Ritter! aber aufrichtig muß ich dir sagen, daß ich wünschte, es möchte niemand an meinem Hofe die Gräfinn Bertha schön finden.

Gert. Ein Wunsch, der schwerlich erfüllt werden möchte. Doch laßt die ganze Welt sie schön finden, was schadet es euch, wenn dieß der Erfüllung eines andern Wunsches, der sonder Zweifel in euch lebt, so wenig Eintrag thut, als ihr von euren treuen Dienern zu fürchten habt?

Waldemar. Du scheinst tief in mein Herz geblickt zu haben, hell sehender Mann!

Gert. Habt ihr mir nicht öfters selbst gesagt, gnädigster Herr, daß ich euer Herz bisweilen besser kennte, denn ihr selbst? Doch seyd ohne Sorgen, gnädigster Herr! ihr hattet nichts zu fürchten, und wenn alle Männer eure Nebenbuhler werden wollten. Weiber, die mehr als bloßer Sinnlichkeit fähig sind, schätzen Größe mehr als Liebenswürdigkeit; und steht nicht auch in Absicht dieser mancher jüngere Mann euch, gnädigster Herr, nach?

Waldemar. Ich bitte dich, lieber Gert, enthalte dich solcher groben Schmeicheleyen, die mir, wie ich dir schon oft sagte, so wie die feinern lästig sind.

Gert. Wie schön muß die Gräfinn dann erst seyn, wenn ihre Wangen blühen, und nichts das Feuer ihrer Augen, dessen ehemahlige Spuren unverkennbar, und nur durch ihren Gram verlöscht sind, dämpft!

Waldemar. Sollte es uns nicht gelingen, ihr diese Erhöhung ihrer Reitze wieder zu geben?

Gert. Das soll uns nicht schwer werden, gnädigster Herr, so wie ich hoffe, daß es uns, indem wir zu Erreichung dieses Zweckes arbeiten, zugleich gelingen wird, in ihr ähnliche Empfindungen zu entzünden, als die, welcher euer Herz, gnädigster Herr, voll ist.

Waldemar. Ich will Lustbarkeiten anstellen, damit der Genuß der Freude die Thränen der schönen Bertha vertrocknet, und den sie verzehrenden Kummer aus ihrem Herzen bannt.

Gert. Verzeiht, gnädigster Herr, daß ich mit euch nicht gleicher Meinung seyn kann. Wäre es auch möglich, die Gräfinn hierdurch zum Frohseyn zu stimmen, so würdet ihr euch doch nicht ihr Herz damit erwerben. Ich müßte mich sehr irren, oder die Gräfinn

von Schwerin scheint mir eine von den wenigen Weibern zu seyn, die ihre Gatten wirklich lieben, ihnen vielleicht auch treu sind. Zwar darf man Weiberthränen nicht jederzeit für Ausdrücke ungekünstelter Empfindungen halten; aber wenn sie so häufig rinnen, daß die Augen davon schwellen, Kummer die Wangen bleicht, und Traurigkeit aus jeder Geberde spricht, dann, gnädigster Herr, wäre es ungerecht, sie Verstellung schelten zu wollen, und wahrer Kummer weicht nicht der Aufforderung zu lauter Freude. Auch kann der Leidende den nicht lieben, der ihn zu frohen Empfindungen stimmen will, welcher er nicht fähig ist, weil er dieß für Verachtung seines gerechten Schmerzes hält; aber sein Herz öffnet sich dagegen dem, welcher an seinen Leiden Theil nimmt, mit ihm klagt, und seine Thränen wenigstens mit Seufzern begleitet. Auf keine andere Art, gnädigster Herr, könnt ihr euch die freywillige Ergebung der Gräfinn versprechen, als wenn ihr euch der Mühe unterzieht, die Rolle ihres mitempfindenden Freundes zu spielen.

Waldemar. O das wird mir nicht schwer werden; denn ein Weib, wie die Gräfinn, besitzt die Allmacht, in gleiche Stimmung zu zaubern, als die ihrige ist.

Gert. Mühevoll ist freylich dieser Weg zu dem Herzen der schönen Bertha; aber noch

ein Mahl, gnädigster Herr, es ist der einzige, wenn Liebe, nicht Befriedigung bloßer Wollust euer Zweck ist.

Waldemar. Welcher Gedanke! Erlag ich je dieser thierischen Empfindung?

Gert. Erfüllt mit Achtung für den König Waldemar, kam die Gräfinn von Schwerin nach Kopenhagen; zu dieser Achtung wird sich bald Achtung für den Mann Waldemar gesellen, wenn ihr, gnädigster Herr, den Weg betretet, welchen Ergebenheit eurem unterthänigsten Diener euch vorzuzeichnen geboth. Achtung gebiert Freundschaft; und diese wandelt sich bald in Liebe um. Diese Verwandlung geschieht gewiß; nur ist dazu bisweilen ganz kurze Zeit, bisweilen etwas längere nöthig. Auch mit der schönen Bertha wird diese Verwandlung gewiß vorgehen; nur kenne ich sie noch zu wenig, um bestimmen zu können, ob geschwinde oder langsam. Ihr müßt euch auf das Letztere gefaßt machen, gnädigster Herr, und euer Herz wird euch nun am besten sagen, ob die Liebe der Gräfinn von Schwerin ein Preis ist, der wochenlange Mühe belohnt.

Waldemar. O für jahrelange Mühe wäre sie noch zu hohe Belohnung!

Gert. Scheint es euch so, so handelt meinem Plane gemäß; und Erfüllung eurer Wünsche wird euer Unternehmen bekrönen.

Waldemar. Das will ich, lieber Gert! und hast du in Bertha's Herz so tiefe Blicke gethan, als schon in manches Weibes Herz; so wird eine Belohnung, größer als du je von mir erhieltst, dir, dem Herzenskündiger, werden. Damit ich immer mit dir Raths pflegen kann, sollst du mein gewöhnlicher Gefährte seyn, wenn ich die schöne Bertha besuche, und mir dann, wenn wir wieder von ihr scheiden, deine Bemerkungen mittheilen, ob ich meine Rolle gut spiele, und meinem Zwecke näher rücke.

Wir würden uns bey einer Begebenheit, die unsern Adolf nicht selbst betrifft, ob sie gleich mit seiner Geschichte in naher Verbindung stehet, zu lange verweilen, wenn wir jedem Schritte, welchen Waldemar zu Erreichung seines Ziels machte, nachfolgen wollten; daher also nur so viel, als wie glauben, davon mittheilen zu müssen.

Waldemar handelte dem vom Ritter Gert ihm vorgezeichneten Plane in allem gemäß, und sah bald, wie richtig er angelegt war. Bertha wußte wahre Größe zu schätzen; Waldemar war, seine Schwäche in Absicht der Liebe abgerechnet, ein wirklich großer Mann, und Bertha hätte ganz frey von aller Eigenliebe seyn müssen, wenn nicht die ausgezeichnete Achtung, mit welcher dieser große Mann ihr begegnete, sie für ihn eingenommen ha-

ben sollte. Aber mehr noch empfahl er sich bey ihr durch die Achtung, die er für ihren Kummer äußerte, und durch seine Theilnahme an ihrer gerechten Trauer. Mitleidsvoll ruhte oft sein Blick auf ihr, wenn eine Wehmuthszähre in ihrem Auge glänzte; und bald verbarg Bertha diese Zähren, weil Waldemar sie versicherte, daß es ihm Schmerz mache, sie, die vor so vielen ganz glücklich zu seyn verdiente, leiden zu sehen. Ihre Empfindungen für Waldemar erreichten in kurzer Zeit einen höhern Grad. Sie verehrte den, den sie vorher nur als einen großen Mann und König geschätzt hatte, jetzt als ihren theilnehmenden Freund. Freunden macht man nicht gern Kummer, und Bertha bemühete sich daher, so vielen Zwang es ihr auch kostete, ihren Schmerz vor Waldemar zu verbergen, um in diesem theilnehmenden Manne nicht auch Schmerz zu erregen. Dieser Zwang wurde wohlthätig für sie; denn er minderte ihren eigenen Schmerz, da er ihm durch wenigere Beschäftigung damit die Nahrung entzog. Jetzt, da er milder wurde, machte auch Trost mehr Eindruck auf Bertha, als vorher. Waldemar und der fromme Vater Nicolaus verbanden sich, die Leidende zu trösten. und es gelang ihnen so wohl, daß nach einigen Wochen sich wieder Rosen unter die Lilien ihrer Wangen mischten, und

das Schmachten ihrer thränenden Augen dem entzückenden Feuer wich, das einst darin glühte, ehe Graf Heinrich ins heilige Land zog.

Mit der Freundschaft, welche Bertha für den König Waldemar fühlte, verbanden sich bald Empfindungen des Danks, dessen sie sich für seinen eindringenden Trost schuldig erkannte. Oft äußerte sie ihn durch sprechende Blicke, die dem liebenden Waldemar süße Belohnungen waren; noch öfter aber strömte sie ihn laut aus, wenn sie sich mit Annen, ihrer ersten Kammerfrau, allein befand.

„Ich kann es meinem Gemahle," sprach sie zuweilen zu ihr, „nicht lebhaft genug verdanken, daß er mir einen Aufenthalt an Waldemars Hofe ausmachte; denn in der einsamen Burg zu Schwerin, wo alles mich an meinen Heinrich erinnert hätte, würde mein Gram mich verzehrt haben. Hier vermehren ihn wenigstens keine Dinge außer mir; und die Bemühungen meines königlichen Freundes, ihn zu vermindern, erreichen ihre Absicht so vollkommen, daß ich mir beynahe darüber Vorwürfe mache. Sonst glaubte ich, der Gedanke an die Gefahren, die meinem geliebten Gemahle unter einem fremden Himmelsstriche und im Kampfe mit den unmenschlichen Saracenen drohen, würde mich tödten; und jetzt, Gott verzeihe es mir! macht die weite, gefahrvolle Trennung von ihm mich beynahe

nicht trauriger, als wenn er ausgezogen wäre, nicht fern von mir einem Turniere beyzuwohnen."

„Deß seyd fröhlich, gnädige Frau," antwortete Anna; warum wolltet ihr auch nutzlosen Gram an eurer Schöne nagen lassen! Euer Herr und Gemahl kann ja aus dem heiligen Lande so glücklich und unangefochten wiederkehren, als wenn er ausgezogen wäre, eine friedliche Lanze zu brechen; denn bedenkt, daß mancher edle Herr bey einem Turniere sich den Tod hohlte, indeß andere aus dem heiligen Lande gesund und fröhlich wieder kamen."

Frau Anna, die Vertraute der Gräfinn von Schwerin, war einst ihre Amme gewesen. Ihre Treue und die gegenseitige Liebe, welche zwischen ihr und ihrer Milchtochter obwaltete, hatte ihr späterhin die Stelle ihrer ersten Kammerfrau verschafft. Ammen sehen gewöhnlich den Fehlern ihrer Milchkinder nach, geben den kleinen, wenn sie weinen, Zuckerbrot, und suchen die Wünsche der ältern zu erfüllen, wenn sie gleich oft sträflich sind; aber Mutter Anna nicht also. Sie hatte der kleinen Bertha kein Zuckerbrot zur unrechten Zeit gegeben; und als sie ihr jungfräuliches Alter erreicht hatte, würde sie noch weniger sträfliche Wünsche befriediget haben, wenn auch in Bertha's reinem und schuldlosem Herzen welche hätten entstehen können: aber bis jetzt wußte Frau

Anna sich keines zu entsinnen, obgleich Bertha bereits das vier und zwanzigste Jahr zurück gelegt hatte.

Keimte ja bisweilen einer auf, so wußte die sorgfältige Anna ihn immer schon im Aufkeimen zu ersticken: und hierdurch verlor sie nichts von Berthas Liebe; im Gegentheile vermehrte sie sich, da Bertha sich von je her den festen Vorsatz gemacht hatte, immer gut zu handeln, und nie von einer Schwäche sich übereilen zu lassen. Bertha freuete sich daher, daß Mutter Anna sie in ihrem Vorsatze stärkte, und ließ sie immer in die geheimste Falte ihres Herzens blicken, um mit ihr gemeinschaftlich darüber zu wachen, damit sie nicht, wie es so vielen Menschenkindern mit dem besten Willen und den besten Grundsätzen begegnet, von diesem triegerischen Dinge hintergangen würde.

Nun, theure Leser, da wir euch mit der Mutter Anna selbst und mit dem Verhältnisse, in welchem sie mit der Gräfinn von Schwerin stand, bekannt gemacht haben, wird es euch nicht wundern, daß sie sich zwar Anfangs des Eindrucks freuete, den Waldemars tröstlicher Zuspruch auf ihre Milchtochter machte, aber bald nachher bedenklich wurde, als Bertha's dankbare Empfindungen für Waldemars freundschaftliche Bemühungen allzu warm und lebhaft zu werden begannen. Sie fürchtete, daß

in Bertha's Herzen sträfliche Wünsche entstehen möchten; und da ihr vergönnt war, mit ihr zu sprechen, wie liebevolle Mütter mit ihren Töchtern pflegen, so glaubte sie ihre Furcht der Gräfinn ohne Anstand mittheilen zu müssen, gewiß überzeugt, daß sie sich dadurch Dank bey ihr verdienen würde. Daß in dem Herzen der sittigen Bertha tadelnswerthe Regungen aufkeimen können, bezweifelte Frau Anna nicht; aber eben so wenig bezweifelte sie, daß Bertha sie alles Ernstes zu ersticken trachten würde, bevor aus Funken Feuer entstände.

Jetzt, da Bertha so oft und warm von Waldemar sprach, fürchtete Frau Anna, daß ihr Herz vielleicht ihr einen schlimmen Streich gespielet haben möchte, ohne daß sie selbst etwas davon ahndete, und nahm sich daher vor, auf den Grund des Herzens der Gräfinn sich und ihr selbst den Blick zu öffnen. Als demnach Bertha Waldemars Freundschaft wieder ein Mahl mit allzu großer Wärme rühmte, handelte Frau Anna ihrem Vorsatze gemäß.

„Ihr seyd dem Könige Waldemar," begann sie, „für seinen freundschaftlichen und tröstlichen Zuspruch Dank, und für seine Freundschaft Gegenfreundschaft schuldig; aber haltet es mir zu Gute, Frau Gräfinn! fast will es mir scheinen, als ob aus euch etwas mehr als Freundschaft für den König spräche."

Bertha. Wäre es möglich, daß meine

gute Mutter Anna mich einer Untreue fähig glauben könnte?

Anna. Das sey fern von mir! aber aufwallenden Leidenschaften seyd ihr so gut unterworfen, als alle eure Schwestern. Wenn diese in uns aufflammen, fragt unser Herz nicht, ob sie erlaubt sind, oder nicht; und kein Mensch, denn sind nicht alle Menschen Sünder? ist es deßhalb straffällig, wenn in seinem Herzen eine unerlaubte Begierde entsteht. Erst dann wird er es, wenn er diese Begierde nicht unterdrückt, vielleicht gar sie nährt.

Bertha. O nein, liebe Anna! noch bin ich mir keiner pflichtwidrigen Empfindung bewußt.

Anna. Es ist auch mein Wille nicht, euch einer zu zeihen; aber, Frau Gräfinn, wer vermag für sein Herz zu bürgen? Und sollte euch unbewußt seyn, wie listig es oft den Verstand zu hintergehen weiß? Regt sich etwas in ihm, das der Verstand, wenn er es in seiner wahren Gestalt erblickte, **pflichtwidrig** finden würde; o so wird es ihm leicht, es zu verhüllen, und dem richtenden Verstande sogar auf einer Seite darzustellen, daß es ihm **pflichtmäßig** scheint.

Bertha. Ihr macht mich furchtsam, liebe Anna! Sollte in meinem Herzen, in das ihr so oft schon tiefer blicktet, als ich selbst, sich vielleicht schon etwas Pflichtwidriges regen? Sollte dieß Herz mich wirklich hintergehen?

Anna. Das laßt uns erforschen, Frau Gräfinn. Daß ihr dem König Waldemar für sein freundschaftliches Betragen gegen euch dankt, ist billig und löblich; aber prüft euch, ob dieser Dank nicht lebhafter, eure Freundschaft gegen Waldemar nicht wärmer ist, als alle ähnlichen Empfindungen, die ihr bisher für Männer hattet.

Berta. Ja, es sey euch unverhohlen, daß diese wärmer, jene lebhafter ist, als ich beydes jemahls empfand; aber ist dieses nicht ganz natürlich, ohne daß sträfliche Regungen in mir leben sollten? Nie sah ich, außer meinem Gemahle, einen Mann, der meines Beyfalls so vollkommen würdig war, als Waldemar, und nie verpflichtete mich einer zu feurigen Danke, als er!

Anna. Am sichersten werdet ihr euer Herz prüfen können, wenn ihr eure Empfindungen mit denen vergleicht, die ihr einst für den Grafen Heinrich von Werle hattet. Daß Waldemar ein König ist, darin besteht ohne Zweifel der einzige Vorzug, den er vor dem wackern Grafen von Werle hat; und dieser zufällige Vorzug hat für euch gewiß keinen Werth. Die Aufforderung zur Freundschaft gegen Waldemar kann demnach nicht größer seyn, als es jene zur Freundschaft für den Grafen von Werle war. Der König Waldemar verpflichtete euch zu

hohem Danke, aber der Graf von Werle zu noch höherm; jener bemühte sich, euch zu trösten und zu zerstreuen, dieser rettete vielleicht euer Leben, oder verhüthete doch wenigstens großes Unglück, als er euer scheu gewordenes Roß aufhielt. Fühlt ihr demnach mehr für den König von Dänemark, als ihr für den Grafen von Werle fühltet; so ist es hohe Zeit, über euer Herz zu wachen, damit nicht eine Leidenschaft darin aufkeimt, die mit der Liebe und Treue für euren Gemahl nicht bestehen kann.

Bertha. O wie danke ich euch, gute Mutter Anna, daß ihr die Binde von meinen Augen reißt, die mir den Abgrund verbarg, über den mein Fuß schon schwebte. Ja, Mutter, meine Gefühle für den König Waldemar übersteigen das, was ich für den Grafen von Werle empfand, und ich fürchte, daß sie keines großen Wachsthums mehr bedürften, um an der Treue, die ich meinem Gemahle schuldig bin, und die ich noch nie verletzte, so wie ich sie gewiß nie gröblich beleidigen werde, mich zur Verbrecherinn zu machen. Krönt nun eure Werke, liebe Anna, und leitet mich von dem Abgrunde zurück, dem ich mich nahete, ohne ihn zu bemerken.

Mutter Anna versprach dieß, und bemühte sich zugleich, die Gräfinn zu trösten, weil

sie sich bittere Vorwürfe machte, daß sie sich von Leidenschaft hatte übereilen lassen.

„Ihr braucht euch deßhalb nicht zu kümmern" sprach sie zu ihr; zusammen treffende Umstände machten, daß eine Leidenschaft in euch entbrannt ist, die sträflich werden könnte. Wäre euer Gemahl nicht abwesend gewesen, so würden eure Empfindungen eben so wohl in den Schranken geblieben seyn, als da ihr vor Freundschaft und Dankbarkeit für den Grafen von Werle glühetet. Das menschliche Herz verlangt Beschäftigung, und schreitet öfters zur Wahl derselben, ohne vorher den prüfenden Verstand um Rath zu fragen. Auch füllt Liebe und Treue für einen Abwesenden es selten so ganz aus, daß nicht zu andern Empfindungen Raum bleiben sollte. Diese aufkeimenden Empfindungen sind Folgen des angebornen Verderbens der sündigen Adamskinder, und daher vor Gott und Menschen verzeihlich; aber Pflicht gebeut, sie bey Zeiten zu unterdrücken, damit sie nicht zur Strafbarkeit empor wachsen.

Gemeinschaftlich gingen sie nun zu Rathe, auf welche Art dieß bey der Gräfinn von Schwerin am sichersten zu verhüthen seyn würde. Bertha wollte aus Kopenhagen fliehen; aber Annens Zureden, welche fürchtete, daß sie in Schwerin wieder eine Beu-

te des Kummers werden würde, welchen der Aufenthalt an Waldemars Hofe kaum verbannt hatte, hielt sie noch zurück.

Indessen in dem Theile des Schlossis zu Kopenhagen, worin Waldemars Gefälligkeit der Gräfinn Zimmer angewiesen hatte, Raths gepflogen wurde, wie sie die Leidenschaft, die in ihrem Busen aufzukeimen begann, an fernerm Fortwachsen hindern könnte, rathschlagte der König Waldemar mit seinem Minnerathe, wie er zu endlicher Erreichung seines Zwecks gelangen könnte. Der Ritter Gert Stissen versicherte den König, daß er nun, ohne Gefahr eine Fehlbitte zu thun, die schöne Bertha um ihre Liebe bitten könnte; und Waldemar, der ein so großer Herzenseroberer als Ländereroberer war, bezweifelte die Wahrheit der Versicherung seines Mercurs nicht im geringsten.

Er erklärte demnach den Tag nachher, als die Gräfinn von Schwerin ein Rügegericht mit ihrem Herzen gehalten hatte, seine Liebe, und bath um Gegenliebe. Die Worte, mit welchen er dieß that, hat die Geschichte uns so wenig aufbehalten, als sie berichtet hat, wie die Gräfinn von Schwerin Waldemars Antrag und Bitte aufnahm. Sie meldet bloß, daß die keusche Bertha sich darüber höchlich entrüstet habe, und bald

nachher, als sich der König auf der Jagd befand, heimlich entwichen, und nach Schwerin heim gekehrt sey.

XVII.

Ein Kapitel, welches traurige und fröhliche Bothschaften enthält.

Zwey Mahl hatte sich schon der Mond verjüngt, seit die Gräfinn Bertha sich wieder auf der Burg ihres Gemahls befand; da blies der Burgwächter Ritter an. Bertha, die eben auf dem Altane frische Luft schöpfte, sah hinab vor die Burgpforte, und vernahm, daß einer der Ankommenden auf die Frage des Burgwächters, wer er wäre, zur Antwort gab: Ritter Gert Stiffen.

„O Gott!" seufzte Bertha, „will Waldemar mich mit seinen Verfolgungen auch in Schwerin nicht in Ruhe lassen?"

Gern hätte sie ihrem Burgvogte verbothen, den Ritter einzulassen, wenn sie nicht Waldemars Rache gefürchtet hätte. Sie zitterte, als sie im Hofe das Stampfen der Pferde hörte, und ihr Schrecken erreichte den höchsten Grad, da die Angekommenen vor ihr erschienen, ihr Visier öffneten, und Bertha den König Waldemar erblickte.

„Verzeihet, Frau Gräfinn," sprach er zu ihr, „daß ich euch überfalle; aber unmöglich war es mir, länger zu rasten, weil eure

schnelle Flucht in mir den peinigenden Gedanken rege machte, daß ich euren Zorn auf mich geladen hätte. Ich mußte daher zu euch, um Vergebung zu erflehen."

Bertha, so arglos sie auch war, schien nicht geneigt, dem Vorgeben des Königs zu glauben; im Gegentheile hielt sie seine Leidenschaft, nicht Bewußtseyn des ihr zugefügten Unrechts, für die Ursache seines Besuchs. Frau Anna bestrickte sie in dieser Meinung, die Bertha aber doch wieder ablegte, da König Waldemar, nach Verlauf einiger Tage, sich ihr noch nie als Liebhaber, immer nur als reuiger Sünder, gezeigt hatte. Bald fing sie an, sich über den ungerechten Verdacht, der sie wider den König eingenommen hatte, selbst Vorwürfe zu machen, so oft auch Frau Anna sie versicherte, daß die Gestalt, in welcher Waldemar vor ihr erschien, Verstellung wäre, und daß sein H rz gewiß noch von unziemlicher Liebe gegen sie entbrannt sey.

„Er sucht sich von neuem in euer Herz zu schleichen," sprach die welterfahrne Frau, „und ihr habt daher hoch nöthig, ihm den Eingang desselben zu verschließen.

So fest Bertha sonst allem glaubte, was Mutter Anna ihr sagte, so wenig pflichtete sie jetzt ihrer Meinung bey. Da sie der Verstellung selbst unfähig war, und sie, glückli-

cher Weise, auch nicht aus Erfahrung hatte kennen lernen, war es ihr durchaus unmöglich zu glauben, daß irgend ein Mensch so viele Reue äußern könnte, als König Waldemar ihr zeigte, wenn in seinem Herzen der Vorsatz, von neuem zu sündigen, lebte.

Waldemar drückte so lebhaften Kummer über den an Bertha verübten Frevel aus, daß er ihr Mitleid aufregte. Dieß verband sich mit ihrem Dankgefühle und mit der Achtung gegen Waldemar, die zwar vermindert worden, aber jetzt wieder größer war, als jemahls; und Bertha's Herzen und Treue für ihren Gemahl drohten die größten Gefahren. Waldemar, ob er gleich an ihr zum Verbrecher geworden war, wurde ihr bald theurer, als vorher; und dem Könige blieb diese glückliche Veränderung so wenig verborgen, als dem Ritter Stiffen.

Aufgemuntert durch diesen wagte Waldemar einen zweyten Anfall auf Bertha's Tugend. Dem Rathe seines Mercurs gemäß sprach er nicht von Liebe, äußerte sie aber durch Handlungen. Einst, als ein Gespräch Bertha's Seele mit der seinigen in den vollkommensten Einklang gestimmt hatte, wollte Waldemar einen Sturm wagen. Er ergriff Bertha's Schwanenhand, drückte sie feurig an seine brennenden Lippen, und Bertha, ohne selbst zu wissen, was sie that,

vergalt den Druck der Hand des Königs mit einem sanften Gegendrucke.

Waldemar glaubte den Augenblick gefunden zu haben, wo Sinnlichkeit und aufgeregte Leidenschaft ihn über Bertha's Tugend den Sieg verschaffen würden. Er schlang seinen Arm um ihren Nacken, drückte seine reitzende Beute an die Brust, und wagte es, seinen Mund Bertha's Korallenlippen zu nähern. Bertha entzog sie ihm nicht, und lange ruhete des Königs Mund auf dem ihrigen. Bewußtlos schien sie dem Erliegen nahe zu seyn; aber mit einem Mahle erwachten Tugend und Treue gegen ihren Heinrich in ihrer ganzen Stärke. Mit Riesenkraft entwand sie sich dem sie fest umschließenden Arme des Königs; Scham und Gefühl des Unrechts überzog ihre Wangen mit Purpur; Thränen entstürzten ihren Augen, und fielen auf den hoch schwellenden Busen herab. Sie wollte sprechen, und vermochte es nicht; aber zur Flucht hatte sie noch Kräfte genug, und sie floh in ihr innerstes Gemach.

Erstaunt schien Waldemar eine Zeit lang auf den Boden gewurzelt; dann eilte er der Entflohenen nach; aber ganz konnte er sie nicht ereilen, denn Bertha hatte die Thür ihres Gemachs verschlossen, und umsonst suchte Waldemar sie zu eröffnen. Vor derselben rief er jetzt aus:

O ich beschwöre euch, theuerste Gräfinn, laßt mich hinein, damit nicht Mißverständniß euch von neuem zum Zorne wider mich entflamme! Der Zauber eures Liebreitzes riß mich hin; verzeiht, daß ich seiner Allmacht nicht widerstehen konnte."

„Und ich beschwöre euch, gnädigster Herr!" antwortete im Innern des Gemachs Bertha — „laßt ab von mir! Vergeßt die Achtung nicht, die ihr der Tugend und Ehre eines Weibes schuldig seyd, das ihr Gemahl euch zum Schutze anvertraute. Ich bitte euch, zieht wieder heim nach Kopenhagen, und vernehmt jetzt meinen Entschluß, euch nie wieder allein zu sehen."

Waldemar würde seine Bitten wahrscheinlich wiederhohlt haben, wenn er nicht Fußtritte gehört hätte. Er ging also, weil er von niemand vor Berthas Thür gesehen seyn wollte. Bertha handelte ihrem Vorsatze strenge gemäß; sie floh ihren königlichen Liebhaber, und sah ihn nur in Gegenwart mehrerer Zeugen. Dieß, und weil er sah, daß alle Versuche, sich zu rechtfertigen, vergebens waren, bewog den König Waldemar, Schwerin zu verlassen. So leicht es ihm auch geworden war, bey seiner Ankunft Bertha's Vergebung zu erhalten; so unmöglich war ihm dieß zum zweyten Mahle, weil Bertha ihn nun als einen muthwilligen Sünder betrachtete. Oh-

ne Verzeihung, und unwillig, seine Wünsche so ganz vereitelt zu sehen, reiste daher König Waldemar traurig wieder nach Kopenhagen ab.

Bertha war dagegen fröhlich, von ihrem Verfolger befreyt zu seyn. Ohne daß ihr etwas Bemerkenswerthes begegnete, lebte sie eingezogen auf der Burg ihres Gemahls, beschäftigte sich mit der Erziehung ihrer Kinder, mit der Spindel und Nadel, und harrte sehnsuchtsvoll der Heimkehr ihres Heinrichs.

Endlich, da schon mehr als ein Jahr verflossen war, seit er von ihr schied, hoffte sie ihr Sehnen bald erfüllt zu sehen, und brachte daher immer einen großen Theil des Tages auf dem Altane der Burg zu, um ihren wiederkommenden Gemahl einige Augenblicke eher zu sehen. Einst seufzte sie ihm auch entgegen, da erblickte sie in der Ferne einen Pilger, der auf die Burg zuging, und dem Burgwächter auf sein Befragen sagte, daß er aus dem heiligen Lande käme, und der edlen Gräfinn von Schwerin Bothschaft von ihrem Herrn und Gemahle zu bringen hätte.

Kaum hatte Bertha dieß vernommen, als sie in den Burghof hinab flog, damit sie keinen Augenblick verlieren möchte, die Bothschaft zu hören. Sie lud den Pilger ein, sich mit ihr auf eine Bank niederzusetzen, die von einer Linde beschattet wurde, und

forderte ihn dann auf, ihr ohne Säumen die Nachricht mitzutheilen, die er ihr von ihrem Gemahl überbringen sollte.

„Besser," begann der Pilger, „sie bliebe euch auf ewig verborgen; denn wisset, euer Gemahl ist nicht mehr! Die Lanze eines Saracenen warf ihn zu Boden, und wenig Augenblicke nach seinem Falle verschied er."

Ohnmächtig sank Bertha in die Arme ihrer Frauen, so bald der Pilger geredet hatte; und als es jenen gelungen war, sie wieder ins Leben zurück zu rufen, war sie mit ihren Bemühungen unzufrieden. „O warum," lispelte sie, verhindert ihr die Wiedervereinigung mit meinem Gemahle, die durch den Tod mir geworden wäre! Warum bemühtet ihr euch, mich in ein Leben zurück zu rufen, das Kummer doch bald endigen wird?

„Laßt euch nicht vielleicht unnöthig schrecken, edle Frau!" tröstete sie Anna; „denn wißt ihr nicht, daß schon mancher Kreuzritter von seinen Lieben betrauert wurde, der sich indessen im heiligen Lande ganz wohl befand, und sich dann höchlich wunderte, bey seiner Heimkunft seine Lieben in Trauer zu finden? Aus diesem fernen Lande kommen oft falsche Nachrichten zu uns." —

„Wollte Gott, daß die meinige auch falsch wäre!" fing der Pilger wieder an; „aber leider ist sie nur allzu wahr. Zur Beglaubigung

derselben sehet hier diesen Ring, den einst euer Herr und Gemahl trug." —

Bertha nahm den Ring, und war einer zweyten Ohnmacht nahe, vor der sie nur die Sorgfalt ihrer Frauen schützte. So bald sie aus der Sinnlosigkeit erwachte, in welche der herbste Schmerz sie gestürzt hatte, war ihre erste Frage an den Pilger, ob er ihr weiter nichts von ihrem Gemahle und seinem Ende zu sagen wüßte. —

„Ihr sollt hören, gnädige Frau," erwiederte dieser, „was ich davon aus dem Munde seines Knappen vernahm. In einer Schlacht, die Sultan Saladin, diese Geißel unserer Brüder im Morgenlande, kurz nach der Ankunft eures Herrn und Gemahls gewann, wurde dieser mit den mehresten seiner Gefährten ein Opfer seiner Tapferkeit. Er fiel doch mit Ruhme; denn beynahe das ganze Heer der Christen war schon geflohen, als der tapfere Graf von Schwerin mit den Seinigen sich noch heldenmüthig wehrte. Der Saracenen Menge siegte; und wer dem Tode nicht zur Beute wurde, fiel in ihre Gefangenschaft. Nur Emeko entrann. Vorher schon hatte ihm euer Herr und Gemahl den Ring gegeben, damit er ihn, wenn er in der Schlacht bleiben sollte, euch überbringen könnte. In dem Augenblicke, da er fiel, rief er ihm zu: Eile, damit nicht auch dich das Schwert der

Feinde treffe! Bringe meiner Gemahlinn die traurige Bothschaft, und sage ihr, sie soll sich nicht zu sehr betrüben, und ihre Hand bald wieder einem würdigen Manne geben, der sie und meine Kinder schützen kann."

„Emeko machte sich eilends auf; als er aber Constantinopel erreicht hatte, erkrankte er, und starb nach wenig Tagen. Ein Zufall hatte ihn mit mir bekannt gemacht, und kurz vor seinem Hinscheiden gab er mir den Ring, welchen ich, euch zu überbringen, ihm heilig geloben mußte. Dieß habe ich gethan, und schließe mit der Erinnerung, daß ihr die Bitte eures Herrn und Gemahls erfüllt, und euch nicht allzu sehr über seinen Tod betrübt."

So oft auch Vater Nicolaus diese Ermahnung des Pilgers wiederhohlte, und die Gräfinn aufforderte, die Bitte ihres sterbenden Gemahls nicht unerfüllt zu lassen; so wenig gelang es ihr, ihren Schmerz zu mäßigen. Drey Monden waren schon vergangen, und die Quelle ihrer Thränen versiegte noch nicht; doch jetzt begannen die Tröstungen des Vaters Nicolaus und aller, die um die Gräfinn waren, Eindruck auf sie zu machen. Die Zeit, dieser allen Schmerz heilende Arzt, bewies seine Heilkunst auch an der Gräfinn von Schwerin; und nach Verlauf eines halben Jahres fing sie an, sich zu beruhigen. Zwar entpreßte ihr das Andenken an ihren Gemahl

noch manche heiße Thräne; aber doch rannen sie nicht mehr strömend, und Bertha lebte nicht, wie vorher, nur ihrem Kummer.

Die Vorstellungen des Vater Nicolaus, daß Liebe zu ihren Kindern der Gräfinn verböthe, nutzlosen Harm an dem Marke ihres Lebens zehren zu lassen, weil sie die Erhaltung derselben den Pfändern der Liebe ihres Gemahls schuldig wäre, bewirkten endlich, daß Bertha sich ihrem Schicksale ohne längeres Murren ergab.

Vater Nicolaus ging bald weiter, indem er die Gräfinn auch zur Erfüllung der zweyten Bitte ihres abscheidenden Gemahls aufforderte, und sie ihrer mütterlichen Liebe zugleich als Pflicht vorstellte; allein so bald er ihr die Erfüllung derselben empfahl, bath sie ihn sogleich, zu schweigen, weil sie dem Andenken ihres abgeschiedenen Gatten und ihren Kindern allein leben wollte. Frau Anna vereinigte endlich ihre Bitten mit den Vorstellungen des frommen Vaters, und sie bewirkte wenigstens mehr als dieser; denn Bertha geboth ihr nicht zu schweigen, wenn sie auch schon nicht versprach, ihren Bitten und Vorstellungen gemäß zu handeln.

Während der Zeit, daß Bertha von Annen und vom Vater Nicolaus bestürmt wurde, drang das fürchterliche Gerücht nach Schwerin, Burwin, der Fürst der Wenden,

sey in das Land gefallen, und verwüste es mit Feuer und Schwert. Schrecken bemächtigte sich aller Bewohner Schwerins; alles, was die Waffen tragen konnte, rüstete sich, und zog dem Feinde entgegen, indeß Bertha bedauerte, daß sie kein Mann war, um sich an der Spitze ihrer Getreuen stellen zu können. Ihren Waffen vom Himmel Sieg zu erflehen, war alles, was Bertha zu thun vermochte, und dieß that sie auch, konnte aber dadurch nicht verhindern, daß bald ganz Schwerin in ein neues und noch größeres Schrecken gesetzt wurde.

Ein Eilbothe brachte die Nachricht, daß die Schweriner die überlegenen Wenden nicht aufzuhalten vermöchten, und daß diese schon auf die Stadt los zögen. Kaum hatte sich diese Nachricht verbreitet, als eine andere die zagenden Bewohner der Stadt noch mehr zittern machte. Ein Reiter kam gesprengt, und meldete, daß er ein zahlreiches Heer gesehen hätte, welches gegen die Stadt im Anzuge wäre. Noch sprach er, da wurde man von den Thürmen und Mauern herab das Heer gewahr. Das fürchterliche Geschrey: Die Wenden kommen, wurde allgemein; die Klagen der Weiber und Kinder drangen durch die Luft, und ihre Angst war um so größer, da sie sich ohne Schutz sahen; denn beynahe alle wehrhaften Männer waren aus der Stadt

den Wenden entgegen gezogen, und die Zurückgebliebenen glaubten sie erschlagen. Die ganze Stadt war in Aufruhr; doch Bertha's Schrecken verwandelte sich bald in Freude, da ein Wächter von der Mauer herab rief: „Es sind nicht Wenden, sondern Dänen, die gegen uns anziehen;" und wenig Augenblicke nachher ein Trompeter gesprengt kam, der die Stadt aufforderte, die Thore ihrem Schutzherrn, dem Könige Waldemar, zu öffnen.

„Der König, mein gnädigster Herr;" verkündigte er, kommt mit einem Heere, um die seinem Schutz empfohlene Gräfinn und ihre Unterthanen wider die Wenden zu schützen." —

Bertha's Freude war jetzt unbeschreiblich; aber die übrigen Bewohner der Stadt verließ die Furcht noch nicht. Sie dachten der Bedrückungen, welche sie einst von den Dänen und ihrem Anführer, dem Grafen von Orlemünde, hatten erdulden müssen, und fürchteten, daß dieser unter dem Vorwande, das Land zu schützen, es vielleicht von neuem berauben würde.

Bertha hingegen vergaß die Beleidigung, die Waldemar ihr zugefügt hatte. Sie kannte ihn, diese Beleidigung abgerechnet, als einen edlen Mann, daher sie in ihm jetzt nur ihren Retter, und den Retter ihrer Unterthanen sah, und ihm entgegen zu gehen eilte.

„Hier, Frau Gräfinn," rief Waldemar ihr zu, als er sie beynahe erreicht hatte, „hier bringe ich euch den tapfern Grafen Albert von Orlemünde, der die Wenden wieder aus eurem Lande drängen wird; mir aber vergönnt bey euch zu rasten. Ihr, lieber Graf!" wendete er sich zu Alberten, „zieht eilends weiter, damit die Verheirung der Wenden nicht noch mehr Unglückliche mache."

Ohne auf die Einladung der Gräfinn, sich und den Seinigen in Schwerin ein wenig Erhohlung zu gönnen, zu hören, setzte Graf Albert seinen Zug fort, und Waldemar begleitete die Gräfinn in ihr Schloß. Lebhaft dankte sie ihm jetzt, daß er sie und ihre Unterthanen der ihnen drohenden Gefahr entreißen wollte; aber Waldemar bath sie, keines Dankes zu gedenken, da sein ihrem Gemahle gegebenes Versprechen, und seine eigene Freundschaft es ihm zur Pflicht mache, sie zu beschützen.

Siegreich kehrten bald die Dänen mit den Schwerinern zurück. Graf Albert führte die Seinigen wieder nach Hollstein, Waldemar hingegen weilte noch bey der Gräfinn. Diese wurde durch das Bleiben des Königs unruhig gemacht; doch betrug er sich so bescheiden und achtungsvoll gegen sie, daß ihre Unruhe bald wieder verschwand.

Sechs Tage befand sich Waldemar schon

bey der schönen Bertha, und noch hatte er nichts von Liebe mit ihr gesprochen, oder vielmehr, er sprach nur nicht mündlich davon; denn seine Mienen und Handlungen drückten sie unverkennbar aus. Jetzt glaubte er noch mehr als diese reden lassen zu dürfen. —

„Nun, theure Gräfinn," redete er daher Bertha an, „nun seyd ihr frey, und dürft das Geständniß meiner Liebe anhören, ohne euch einer Untreue schuldig zu machen. Wisset demnach, daß sie noch immer gleich feurig in meinem Busen glüht; und ist es euch möglich, einen Mann zu lieben, der, hingerissen von mächtiger Leidenschaft, euch zwey Mahl beleidigte, so schlagt mein Herz und meine Hand, die ich euch mit meinem Throne anbiethe, nicht aus."

Bertha hatte diesen Antrag des Königs zu wenig vermuthet, als daß sie fähig gewesen wäre, eine bestimmte Antwort zu geben. Daß diese aber seinen Wünschen günstig seyn würde, bewiesen ihre gesenkten Blicke, das Scharlach ihrer Wangen und die Unruhe, welche ihren Busen hob. Waldemar, seines Siegs gewiß, fuhr fort.

„Ich will euch nicht durch Stürme zu einem übereilten Entschlusse verleiten; nein, kalte Prüfung gehe ihm voran, und von mir seyd versichert, daß ich jedem Urtheile, das ihr

über mich sprecht, mich willig unterwerfen werde."

„Daß endloser Gram mein Loos seyn würde, wenn ihr meinen Wünschen zuwider entschiedet, muß die Dauer und Unveränderlichkeit meiner Liebe beweisen. Sie wird sich nicht enden; aber ich schwöre euch, daß ich sie dann ewig in meinem Busen verschließen will, ohne sie euch je wieder nur durch den leisesten Wunsch zu verrathen, wenn euer Herz euch sagt, daß ihr an meiner Seite nicht glücklich seyn würdet. Jetzt aber verlasse ich euch, nur mit der einzigen Bitte, bald über mein Schicksal zu entscheiden, damit ich, wenn ich euch wieder sehe, Freude oder Schmerz von euch nehme.

Nicht lange blieb Bertha allein; denn kaum hatte sie der König verlassen, als Vater Nicolaus und Mutter Anna in das Gemach traten; sie verbarg ihnen nicht, was zwischen dem Könige und ihr vorgegangen war, und Nicolaus und Anna bewirkten wenigstens einen frühern Entschluß, wenn wir gleich vermuthen, daß ihr Beyrath nichts in demselben änderte, da in Bertha's Herzen schon Aufforderung genug lag, zum Vortheile eines Mannes zu entscheiden, für welchen noch, bey ihres Gatten Leben, Liebe darin aufgeglimmt war.

„Erfüllt ihr den Wille des Königs von

Dänemark," versicherte sie der Vater Nicolaus, „so wird euer Herr und Gemahl vom Himmel herab euch segnen, daß ihr seinen Kindern einen so mächtigen Beschützer gabt. Wie nöthig sie desselben bedürfen, das, gnädige Frau, zeigte der unglückliche Vorfall, über den noch jetzt viele eurer Unterthanen weinen. Was würden wir vielleicht alle seyn, wenn nicht der menschenfreundliche König von Dänemark die Wenden wieder aus unserm Vaterlande vertrieben hätte? Bedenkt, gnädige Frau, daß Pflicht euch gebiethet, das Beste eurer Kinder und Unterthanen nach allen euern Kräften zu befördern: und sollte die Erfüllung dieser Pflicht euch jetzt schwer werden? Solltet ihr auch, ohne Rücksicht auf sie, die Hand eines Mannes, wie Waldemar, ausschlagen können, da ihr ihn der eurigen, wenn er auch kein König wäre, nicht unwürdig zu erkennen vermöchtet, ohne ihm Unrecht zu thun?"

Dieß alles beschleunigte den Entschluß der Gräfinn, und noch an dem nähmlichen Tage pries sich Waldemar schon den glücklichsten unter den Sterblichen. Im Genusse keuscher Liebe waren ihm und Berthen so einige Tage verflossen, als ein Bothe, den Waldemar aus seinem Reiche erhielt, die Freude der Liebenden störte. Welche Nachricht er ihm überbracht hatte, verbarg zwar der König sorgfäl=

tig vor seiner Geliebten; daß sie aber widrig; gewesen war, bezeigte das schwarze Gewölk, das sich auf seiner Stirn zusammen zog, und weder durch Bertha's liebevolle Blicke, noch durch ihre Küsse zerstreuet werden konnte. Oft fragte sie den König nach der Ursache seines Mißmuths, und Waldemar gab die Nothwendigkeit, sich auf einige Zeit von ihr trennen zu müssen, als diese Ursache an; aber kein Bitten der reitzenden Bertha konnten ihn zu der Entdeckung vermögen, warum eine Trennung nothwendig wäre.

Als er am Abende dieses Tages, der ihn und seine Bertha im Wonnegenusse unterbrach, an ihrer Seite klagte, daß er nur noch fünf Tage bey ihr leben könnte, rief er mit einem Mahle aus: O liebes, reitzendes Weib! erleichtere mir das Scheiden von dir durch den beruhigenden Gedanken, daß du wirklich meine Gattinn bist; denn Furcht, dich zu verlieren, würde mich quälen, wenn ich dich als Gräfinn von Schwerin verlassen müßte. Erfülle meinen heißen Wunsch, geliebte Bertha, dich, ehe ich noch von dir scheide, als Königinn von Dänemark zu umarmen."

„Habe ich noch einen Willen," antwortete Bertha, und verbarg ihr vor Schamröthe glühendes Gesicht an Waldemars Busen, „seit meines Waldemars Winke ihn lenken?

„Feurigen Dank dir, Geliebte!" erwieder-

te Waldemar, und drückte das Feuer seines Dankes durch eine Umarmung aus, „daß du mein Glück zur Glückseligkeit erheben willst. Morgen soll Vater Nicolaus unsere Hände in einander legen, und durch sein frommes Gebeth Segen für unsere Liebe erflehen. Doch jetzt noch eine Bitte! Wird meine Bertha mir auch diese gewähren?"

„Und könnte Waldemar dieß ernstlich fragen, ohne an meiner Liebe zu zweifeln?" entgegnete Bertha. „Mein theurer Waldemar spreche und nehme zugleich die Versicherung von mir, daß mir die Erfüllung auch seiner geheimsten Wünsche, so bald ich sie nur ahnden kann, jederzeit heilige Pflicht seyn wird."

„Außer dem Vater Nicolaus," fuhr Waldemar fort, „deiner Anna und meinem Stiffen darf unsere Vermählung keinem Menschen kund werden, bis ich nach vier oder längsten fünf Wochen wiederkehre, um meine Gemahlinn den Dänen als ihre Königinn vorzustellen, und von ihnen Dank zu ernten, daß ich ihnen die zur Königinn gab, welche sie als Gräfinn von Schwerin schon schätzten und bewunderten."

Es war der Tag nach dem Peter-Paulus-Feste im Jahre 1222, welcher dem Könige Waldemar über die schöne Bertha alle Rechte eines Ehemannes gab; und die Zeit, bis zu dem zu Waldemars Aufbruche bestimmten

Tage schwand dem jungen Paare gleich einer Stunde dahin.

XVIII.

Bertha's Gemahl kommt zurück.

Die fünf Wochen, nach deren Verlauf Waldemar wieder zu kommen versprochen hatte, waren verflossen, und Bertha, die schon ängstlich geworden war, als sie ihn am Ende der vierten vergeblich erwartet hatte, begann zu fürchten, daß irgend ein Unfall ihm die Erfüllung seines Versprechens unmöglich gemacht hätte, und ihre Furcht vermehrte sich mit jedem Tage, da ihr keiner ihren Waldemar oder nur Bothschaft von ihm brachte.

Sechs Tage hatten schon Furcht und Angst sie gequält; da konnte sie nicht länger rasten, und bath daher den Vater Nicolaus, ihr ein Schreiben an den König zu verfassen, worin sie sich erkundigte, warum er zu kommen verzöge. Auf einem schnell segelnden Schiffe mußte ein Bothe damit nach Kopenhagen eilen, und Waldemar ließ ihn nicht lange auf Antwort warten. Er gab dem Ritter Gert den Auftrag, die Gräfinn in seinem Nahmen zu versichern, daß ihm nichts Widriges begegnet wäre, und er in wenigen Tagen gewiß in ihren Armen seyn würde.

Durch diese Hoffnung aufgerichtet, verschwand Bertha's Gram; aber mit neuer Stärke

kehrte er wieder, als schon nach mehrern Tagen ihre Hoffnung noch immer unerfüllt war. Vater Nicolaus wendete alles an, um die Gräfinn zu trösten; aber alle seine Bemühungen waren vergebens. Bertha fürchtete Unglück, obgleich ihre Furcht keine bestimmte Idee dieses Unglücks schuf.

Eines Abends lag Vater Nicolaus auch seinem Trösteramte ob; da tönte lautes Jubelgeschrey den Ohren der weinenden Bertha. Mit dem Trappen und Wiehern mehrerer Rosse verband sich der frohe Ausruf: „Willkommen, gnädiger Herr! Willkommen eurem harrenden Diener" mit welchem alle Burgleute dem Kommenden entgegen eilten.

Bertha sprang auf, und flog die Stiegen hinab, ihren Waldemar — denn wen sonst als diesen konnte sie erwarten — einen Augenblick eher zu umarmen; aber kaum hatte sie sich die Hälfte der Stufen hinab gestürzt, als Graf Heinrich sie in seine Arme schloß.

Wer vermag die Verwirrung zu beschreiben, die jetzt unter allen Anwesenden entstand!

Gott stehe mir bey! rief Vater Nicolaus.— „Mein Waldemar"! rief Bertha, und Graf Heinrich fragte erstaunt: „Was ist das? Hat mein geliebtes Weib den Nahmen ihres Heinrichs vergessen?" — „Wehe mir!" begann Bertha wieder; „mein Gemahl ist aus dem Grabe hervor gestiegen, um mich zu strafen,

daß ich ihm nicht auch im Tode treu blieb!" Sie sprach's, und sank ohnmächtig nieder. Alle Anwesenden standen der Unglücklichen bey; aber der ehrwürdige Vater Nicolaus suchte sich mit der Flucht zu retten. Es gelang ihm nicht; denn Frau Anna schrie mit lauter Stimme: „Greift den Verräther, den Vater Nicolaus!

Die Diener des Grafen verzogen, dieß zu thun, und Frau Anna rief noch ein Mahl: „Greift, greifet ihn, und laßt euch von dem heiligen Gewande nicht abhalten, das der Schändliche entweiht!"

Indeß des Grafen Diener Annens Aufforderung gemäß handelten, fragte dieser, der zwar nicht leblos, aber wenigstens doch eben so sinnlos, als seine Gattinn war: „Um aller Heiligen willen, sagt, was hier vorgegangen ist?" — „Die schändlichste Verrätherey," antwortete Anna, „vom Vater Nicolaus erdacht und ausgeführt." — „Ich bin unschuldig, gnädiger Herr," rief der zitternde Vater, „und sehe jetzt mit Schrecken, daß ich hintergangen wurde." — „Desto besser für euch," erwiederte Anna; aber ihr werdet doch wenigstens unserm gnädigen Herrn am ersten Auskunft über alles geben können." — — Bertha war indessen in ein Bett gebracht worden. Alle wollten ihr nacheilen; aber Anna bath den Grafen, in ein anderes Zimmer zu gehen, damit seine Gemahlinn nicht bey ihrem Er=

wachen durch die sie umgebende Menge erschreckt würde. — — „Nein," rief Graf Heinrich, „ich selbst muß es sehen, wenn meine Bertha wieder zum Leben erwacht. Aber, o Gott, sie wird nicht wieder erwachen! O Bertha, theure Bertha, wer hätte es gedacht, daß mein Anblick dich tödten könnte?" — Er stürzte sich auf sie, bedeckte sie mit Küssen, sprang dann wieder auf, schüttelte den Vater Nicolaus, daß er brüllte, und rief mit fürchterlicher Stimme: „Von dir, Bösewicht im heiligen Gewande, fordre ich meine Bertha!" — „Laßt ab, gnädiger Herr," flehte Nicolaus, „und richtet nicht eher, bis ihr mich gehört habt." — Ich will dich hören," fuhr Graf Heinrich fort, „und fürchterlich soll deine Strafe seyn, wenn du schuldig bist." — „Ich bitte euch, gnädiger Herr," unterbrach ihn Anna, „verlaßt dieß Zimmer! Jetzt lebt eure Gemahlinn noch; aber euer Anblick, sogleich bey ihrem Erwachen, und das fürchterliche Lärmen rings um sie, würde sie gewiß tödten." — „Ja, Mutter Anna, komm, und erzähle mir unterdessen," sprach Graf Heinrich, und fuhr dann fort, indem er den Vater Nicolaus faßte — „und du, Ungeheuer, bekenne!" — — In möglichster Kürze erzählte Anna alles. Als sie an die Geschichte des Pilgers kam, der der Gräfinn den Ring ihres Gemahls überbracht hatte, fragte Graf Hein-

rich: „Wo ist dieser, und wo der nachgemachte Ring? denn den meinigen brachte ich nicht von meinen Fingern." — „Das erste wird Vater Nicolaus wissen, antwortete Anna. „Jetzt, gnädiger Herr, laßt mich enden, und dann mag Nicolaus sagen, was ich nicht wissen kann." — — So bald sie mit ihrer Erzählung zu Ende war, wendete Graf Heinrich sich wieder zu dem Vater Nicolaus. „Nun Bösewicht," rief er aus, „sprich du! Enthüllst du mir diesen ganzen schändlich Plan; so sey Verbannung aus meinem Lande deine einzige Strafe; längnest du aber, so verläßt deine schwarze Seele ihren Körper eher, als du dieß Zimmer." — „Erbarmen, gnädiger Herr!" flehete Vater Nicolaus; „ich will alles gestehen. Als der König von Dänemark sah, daß er seinen Plan, den er wider eure Frau Gemahlinn gemacht hatte, auf keine Art ausführen könnte, zog er mich zu Rathe, weil er bemerkte, daß die Frau Gräfinn mich ihres Vertrauens würdigte. Er versprach mir das erste erledigte Bisthum in seinem Lande, wenn ich ihm zu Erreichung seines Endzwecks behülflich seyn würde, und ich, gnädiger Herr, ließ mich von dem Teufel blenden. Ich versicherte den König, daß er nichts über die Frau Gräfinn vermögen würde, so lange sie euch nicht todt glaubte, und sagte ihm dann, daß wir diesen Glauben in ihr erzeugen könn-

ten, wenn es uns gelänge, einen Ring verfertigen zu lassen, der dem eurigen gliche. Er gab mir Auftrag, dieß zu thun; und da ich euren Ring, als ihr, gnädiger Herr, ihn mir vor eurer Abreise zeigtet, genau betrachtet hatte, wurde es mir nicht schwer, einen andern verfertigen zu lassen, der ihm so gleich war, daß er euch vielleicht selbst getäuscht hätte. Ein verschlagener Diener des Königs mußte ihn eurer Frau Gemahlinn in einem Pilgerkleide überbringen. Nun, gnädiger Herr, wißt ihr alles, und ich getröste mich eurer mir unverdient zugesicherten Gnade." „Wahrlich, Bösewicht," erwiederte Heinrich, „ich sollte dir nicht Gnade widerfahren lassen, sondern den Lohn geben, den deine Unthaten verdienen. Doch mein Wort ist mir heilig, und dir sey die Strafe geschenkt. Aber sage: trautest du wirklich meine Gattinn dem Könige von Dänemark an?" — „Ja" anwortete Nicolaus; „doch konnte diese Trauung den König auf keine Weise zu irgend etwas verbindlich machen; denn sie geschah weder nach den Vorschriften unsres Rituals, noch in Gegenwart gültiger Zeugen. Frau Annen hatten wir zu entfernen gewußt, und der Ritter Stissen wird gewiß nicht wider seinen König zeugen." — „Und ihr ließt euch so gröblich täuschen, Mutter Anna?" fragte Heinrich. — „Verzeiht, gnädiger Herr!" entschuldigte sich Anna; „aber da-

mahls kam mir kein Verdacht in den Sinn." — „Mutter Anna ist ohne Schuld," fing Vater Nicolaus wieder an; „denn am Tage vor der Trauung und am Trauungstage selbst hatte ich ihr im Tranke einige Tropfen eines Saftes beygebracht, der die Wunderkraft besitzt, die Sinne zu berauschen, und zu prüfenden Überlegungen und Nachdenken unfähig zu machen, ohne sie ganz zu umnebeln." — „Daß ihr mir einen solchen Streich gespielt hättet," entgegnete Mutter Anna, „vermuthete ich beynahe, als ich am andern Tage meine Unvorsichtigkeit in ihrer ganzen Größe sah, und es mir unbegreiflich wurde, wie ich so gar keinen Betrug hatte ahnden können; denn jetzt fing ich mit einem Mahle an, ihn zu fürchten, weil Waldemar keine Ursache angegeben hatte, warum seine Vermählung geheim bleiben müßte, und weil kein Heirathscontract aufgesetzt worden war."

„Sie lebt, unsere gnädige Frau lebt! kam jetzt eine Kammerfrau in das Zimmer gestürzt.

„Gott sey gelobt!" — rief Heinrich, und eilte, seine wieder aufgelebte Gattinn zu umarmen; aber kaum hatte er sich ihrem Lager genähert, als Bertha fürchterlich schrie: „Hinweg! hinweg furchtbarer Geist! höre auf, mich zu quälen! Vater Nicolaus, banne den Geist des Grafen von Schwerin von mir!" — „Ja, Teufel in Mönchsgestalt! komm und

siehe dein Werk!" — rief Heinrich, und wollte dann seine unglückliche Gattinn in seine Armen schließen; aber Bertha rief so angstvoll: „Hinweg schreckliches Gespenst!" daß alle Anwesenden Heinrichs Entfernung nöthig glaubten. Sie rissen ihn von seiner Gattinn los, und voll Verzweiflung raunte Heinrich zum Zimmer hinaus. Er stieß auf den Vater Nicolaus, der jetzt das Schloß verlassen wollte. Wuth und Raserey machten Heinrichen sein gegebenes Versprechen vergessen. „Stirb, Verruchter!" brüllte er, und stieß dem Mönche sein Schwert in die Brust. — Doch laßt uns hinweg eilen von dieser schrecklichen Scene!

Zwölf qualvolle Tage verlebte Bertha noch. Ihr Verstand kehrte keinen Augenblick wieder; sie rasete fürchterlich, und alle, die um sie waren, schwammen in Thränen. Endlich ward sie ruhiger, und fiel in einen tiefen Schlummer, von dem sie nie wieder erwachte. Acht Tage waren nach ihrem Tode verflossen; da erwachte Graf Heinrich mit einem Mahle aus der Betäubung, in welche der Schmerz ihn gesenkt hatte. „Bring mir meine Waffen," sprach er zu seinem Knappen Emeko; „ich will mich rächen." Emeko brachte die Waffen. Heinrich rüstete sich, und zog, begleitet von zwölf der tapfersten seiner Leute, gen Dänemark. „Daß meine Gemah-

linn starb, könnt ihr jedermann sagen; aber wie sie starb, keinem Menschen!" sprach er zu seinen Begleitern, als er auf sein Roß steigen wollte. Schwört mir Verschwiegenheit auf euer Schwert! — Den Finger auf das Schwert gelegt riefen, alle: Wir schwören!" — Graf Heinrich schwang sich nun auf sein Roß, und sprach weiter kein Wort, bis er in Kopenhagen ankam. Jetzt forderte er alle seine Diener, auf deren Treue er sich verlassen konnte, zu sich, entdeckte ihnen die Ursache, warum er nach Kopenhagen gegangen wäre, und forderte sie auf, gegen alle Personen von Waldemars Hofe sich so zu betragen, als sie sich zu der Zeit, da Waldemar Schwerin wider die Wenden schützte, gegen sie betragen haben würden. Heinrichs Getreuen versprachen ihm dieß, ob sie gleich voraus sahen, wie schwer es ihnen werden würde. — So bald Heinrich dieß Versprechen von ihnen erhalten hatte, sandte er seinen Emeko zu dem Könige von Dänemark, ihm zu melden, daß er nach Kopenhagen gekommen wäre, seiner Majestät für den Schutz zu danken, dessen sich während seiner Abwesenheit seine Gemahlinn und sein Land erfreuet hätten. — Waldemar zitterte, als er die Ankunft des Grafen von Schwerin vernahm, und blieb eine Zeit lang unentschlossen, welche Antwort er ihm sagen

lassen sollte. Mit Recht fürchtete er seine Rache; zugleich entstand aber auch die Hoffnung in ihm, daß dem Grafen vielleicht die Beleidigung, die er ihm zugefügt hatte, verborgen geblieben wäre; und diese Hoffnung, so unwahrscheinlich sie auch war, wurde es ihm dadurch wenigstens minder, daß er glaubte, der Graf von Schwerin würde seine Ankunft in Kopenhagen nicht selbst haben melden lassen, sondern sie ihm verhohlen haben, wenn, sich zu rächen, seine Absicht wäre. Mit einer Dreistigkeit sonder gleichen ließ er daher dem Grafen antworten, es hätte ihm Vergnügen gemacht, seinen getreuen Lehnsmanne in seiner Abwesenheit Weib und Land zu bewahren; jetzt freue er sich seiner glücklichen Wiederkehr, und bäthe den Grafen, bald an seinem Hofe zu erscheinen. — Graf Heinrich erschien, und die Freude, welche Waldemar über seine Wiederkehr zu empfinden vorgab, fühlte er wirklich, als die Art, wie Heinrich sich gegen ihn benahm, seine Hoffnung bestätigte. Der Graf von Schwerin dankte ihm so warm und unverstellt für seinen mächtigen Schutz, und die seiner Gattinn erwiesene Gnade, daß aller Verdacht, der Graf möchte erfahren haben, wie wenig er seinen Dank verdient hätte, aus Waldemars Busen wich. — „Aber was sehe ich?" sprach er nach einiger Zeit zu dem Grafen;

„ihr habt Trauerkleider angelegt? Die Freude, euch wieder zu sehen, machte, daß ich dieß nicht gleich bemerkte. Um wen trauert ihr, Herr Graf?“ — „Um mein treues Weib,“ antwortete Graf Heinrich. „Sie starb.“ — — „Wäre es möglich,“ unterbrach ihn Waldemar, „daß eure Gemahlinn, diese blühende Rose, so bald verblühet seyn sollte?“ —

„Ein Sturm zerknickte sie, gnädiger Herr!“ fuhr Graf Heinrich fort; „am Tage meiner Heimkunft überfiel sie eine böse Krankheit, die sie nach zwölf Tagen tödtete.“ — Waldemar schien über diese unvermuthete Nachricht in höchsten Grade erstaunt und betrübt. Er äußerte neben beyden Empfindungen auch das lebhafteste Mitleid, und machte dem Grafen Vorwürfe, daß er nicht zu ihm gesandt hätte, weil die Geschicklichkeit seines Arztes die Gräfinn von Schwerin vielleicht erhalten haben würde. — „Alle Hülfe war vergebens, gnädiger Herr!“ erwiederte Graf Heinrich; „denn die Krankheit meiner unglücklichen Gattinn war so wenig zu heilen, als der schwarze Tod *). Schon ihr Nahme war so fürchterlich, daß ich ihn nicht habe merken können.“

Als der Graf den König verließ, mußte

*) Die Pest.

er ihm versprechen, bald wieder zu ihm zu kommen. Waldemar lud ihn sogar ein, mit allen den Seinigen auf seinem Schlosse zu herbergen. Diese Einladung nahm Heinrich nicht an; doch brachte er gewöhnlich den größten Theil des Tages bey Waldemar zu. Er unterhielt sich mit ihm von Staatshändeln, von der mißlichen Lage der Christen im Morgenlande, und der immer höher anwachsenden Macht der Saracenen, spielte Schach mit dem Könige, und zechte mit ihm, je nach dem seine Majestät zu einem oder dem andern Lust hatte. In allem wußte sich Graf Heinrich so geschickt in Waldemars Laune zu fügen, daß Ritter Gert Stissen ihn als einen Nebenbuhler zu fürchten begann; doch hoffte er durch ihn dem Könige wenigstens nicht ganz entbehrlich zu werden, da dieser sich in Herzensangelegenheiten noch immer an ihn wendete. — Beynahe ein halbes Jahr hatte sich der Graf von Schwerin schon an Waldemars Hofe aufgehalten, zu großem Erstaunen aller derer, welche von dem Verhältnisse etwas wußten, in welchem der König mit der Gräfinn Bertha gestanden hatte. Sie konnten nicht begreifen, wie Graf Heinrich von Schwerin, den viele unter ihnen als einen wackern Mann kannten, um die Gunst des Ehrenräubers seiner Gattinn buhlen könnte; und noch unbegreiflicher war es

ihnen, daß der Graf von dem, was in seiner Abwesenheit vorgegangen war, so ganz nichts erfahren haben sollte.

Der Ritter Stiffen gerieth zuerst auf den Verdacht, daß Heinrichs Betragen vielleicht erkünstelt seyn möchte, um einer Gelegenheit zur Rache wahrzunehmen, und diese dann listig zu üben. Er theilte seinen Verdacht dem Könige mit; aber alle seine Mühe, ihm denselben wahrscheinlich zu machen, war vergebens. Waldemar blieb fest in seinem Glauben, daß Graf Heinrich von dem über seine Gemahlinn erhaltenen Siege nicht das Geringste wissen müsse, obgleich der Ritter Stiffen jetzt mehr als vormahls das Gegentheil glaubte.

Er hatte einen geheimen Bothen nach Schwerin gesandt, durch welchen er die Nachricht erhielt, Mutter Anna wäre kurz nach dem Tode der Gräfinn gestorben, weil sie Tag und Nacht nicht von ihrem Lager gewichen wäre, und sich über ihren Tod allzusehr betrübt hätte; Vater Nicolaus hingegen sey mit einem Mahle verschwunden, ohne daß jemand wisse, wohin. Die Klosterleute gäben vor, er sey nach Rom gegangen, um den heiligen Vater von Angesicht zu schauen. Andere aber hätten ihn, am Tage, da Graf Heinrich aus dem heiligen Lande zurück gekommen wäre, in das Schloß gehen, und nicht wieder heraus kom-

men gesehen. Dringend empfahl der Ritter daher dem Könige Vorsicht, damit er seine Sorglosigkeit gegen den Grafen nicht zu spät bereuen möchte, bemerkte aber zu seinem Schmerze, wie wenig Eindruck alle Vorstellungen auf den König machten. Im Gegentheile schien seine Gunst, um welche schon viele den Grafen beneideten, mit jedem Tage sich zu vermehren. Besonders war der Graf von Schwerin der unzertrennliche Gefährte des Königs, wenn er auf die Jagd ging. Heinrich war ein so geübter Jäger, als der König von Dänemark unter allen seinen Dienern vergebens suchte, daher ihm seine Begleitung auf der Jagd vorzüglich angenehm war. Anfangs war er nur, durch ein starkes Gefolge geschützt, mit dem Grafen Heinrich auf die Jagd geritten, aber nach und nach wuchs sein Zutrauen zu ihm so hoch, daß er bisweilen nur einige Diener mit sich nahm, und öfters sogar in einiger Entfernung von ihnen mit dem Grafen von Schwerin allein ritt. Graf Heinrich hatte nie eine Miene gemacht, als wenn er etwas gegen den König unternehmen wollte, und dieser wußte sich deßhalb gegen den Ritter Stiffen nicht wenig damit, daß er tiefer in das Herz des Grafen geblickt hatte, als der sonst scharf sehende Ritter. Alles dieses konnte jedoch die Meinung des argwöhnischen Gert nicht ändern. Er bath den König,

sich nicht zu früh außer Gefahr zu glauben, weil der Graf von Schwerin ohne Zweifel die Absicht hätte, ihn nur sicher zu machen; und er selbst nahm sich vor, den König jederzeit, wenn er jagte, zu begleiten, so wenig Vergnügen er auch an der Jagd fand. Einst wurde er durch Krankheit abgehalten, diesem Vorsatze gemäß zu handeln, und der König nahm noch über dieß, dem Rathe des Ritters zuwider, außer seinem ältesten Sohne nur wenig Begleiter mit sich. Seit langer Zeit war schon aller Argwohn fern von ihm; doch wäre er es auch nicht gewesen, so würde er doch jetzt keiner starken Begleitung benöthigt zu seyn geglaubt haben, da dem Grafen von Schwerin nur zwey der Seinigen folgten. Sorglos ritt Waldemar an Heinrichs Seite, und freuete sich, daß sie beyde auf der Jagd besonders glücklich waren. Schon fing es an im Walde dunkel zu werden, da wurde Heinrich einen Eber gewahr, der in den Wald hinein lief. Er machte dem Könige seine Entdeckung bekannt, und beyde verfolgten nun den Eber so hitzig, daß sie sich in dem dicksten Theile des Waldes befanden, als die Finsterniß der Nacht herein brach. Lange suchten sie vergebens einen Ausweg; endlich entdeckte Heinrich in einiger Entfernung ein Licht, auf das sie zuzureiten beschlossen. Sie erreichten es bald, und befanden sich jetzt vor einem Kloster. Der

Graf Schwerin klopfte an die Pforte, und die Klosterleute säumten nicht, sie eilends zu öffnen, so bald sie vernahmen, daß der König von Dänemark Herberge bey ihnen begehre. Graf Heinrich fragte die Väter, ob sie keinen Wein hätten, ihren ermatteten König zu laben; und der Abt war sogleich willig, ein Fäßchen, das zum Labsale für Kranke im Keller vorräthig wäre, anzapfen zu lassen, um seinen hohen Gast damit zu bewirthen. Graf Heinrich verwaltete hierbey das Amt eines Mundschenken. Er schenkte so fleißig ein, und trank dem Könige und seinen Begleitern so wacker zu, daß sie nach kurzer Zeit vor Trunkenheit entschliefen. Die Klosterleute hatten sich indessen zur Ruhe begeben; nur der Abt und der Bruder Pförtner wachten noch, jener, um den Zechern Gesellschaft zu leisten, dieser, um die zehn vorher in Kopenhagen zurück gelassenen Diener des Grafen von Schwerin einzulassen, welche auf den Ruf des Grafen herbey eilten, den König Waldemar und seinen bereits auch zum Könige gekrönten Prinzen gleiches Nahmenvs zu binden. Der Abt mit dem Grafen einverstanden und Waldemars Feind, so wie die mehresten Geistlichen des Königreiches, ließ dieß alles geschehen, und band selbst den beyden Königen Tücher um den Mund, damit sie, wenn sie ja erwachen sollten, nicht nach Hülfe rufen könnten. Graf

Heinrich nahm den König vor sich auf sein Pferd, so wie Emeko den Prinzen, und sprengte mit seinen Begleitern nach dem Ufer des Meers zu, wleches nicht weit entfernt war. Hier warfen sie sich in ein schon bereit liegendes Schiff, und erreichten bald das hohe Meer, wo beyde Könige ihrer Bande entledigt wurden.

Man hatte sie in Hängmatten gelegt, welchen Graf Heinrich nahe stand, um seiner Rache durch das Schrecken, welches ihrem Erwachen folgen würde, ein Opfer zu bringen. Der ältere Waldemar erwachte zuerst. Noch taumelnd vom Rausche und erstaunt über sein schwebendes Lager fragte er: Lieber Graf, wo sind wir? „Ich auf einem Schiffe, das mein gehört," antwortete Graf Heinrich; „und ihr in der Gewalt eines schändlich betrogenen, und unverzeihlich beleidigten Ehemannes, der seine Schmach rächen will." Waldemar sprang herab von seinem Lager, lief wüthend auf den Grafen zu, und rief aus: „Wagst du es, Verräther, deine mörderischen Hände an einen Gesalbten, an deinen Lehnsherrn zu legen?" „Ich trachte nicht nach eurem Blute," antwortete Heinrich; „aber züchtigen will ich den Verbrecher, der mein reines Ehebett befleckte, mein treues, frommes Weib ermordete, und mir mit ihr alle Freuden meines Lebens raubte. Diesen

Bösewicht will ich züchtigen, und der Purpur, den er entehrt, soll meine gerechte Rache nicht mildern." Jetzt schläuderte er den auf ihn andringenden König mit Riesenstärke zurück. Prinz Waldemar, durch den Lärm vom Schlafe aufgeschreckt, eilte seinem Vater zu Hülfe, worauf Heinrich sein Schwert zog, und sich beyden damit entgegen stellte. — „Für euer Leben habt ihr beyde nichts zu fürchten," versicherte er sie; „ihr müßtet denn selbst muthwillig eurem Tode entgegen rennen; denn der rennt in den Tod, der sich mir nahet!" Er sprach's, aber König Waldemar war zu sehr ergimmt, um vorsichtig handeln zu können. Er lief auf den Grafen zu, und ohne die Schuld desselben stieß er sich das ihm entgegen gestellte Schwert in die Brust. Der Graf zog sein Mordgewehr wieder aus der Wunde, und befahl seinen unterdessen herbey gekommenen Leuten, den König zu verbinden, und seiner zu pflegen. Emeko, der in der Kunst, Wunden zu heilen, nicht unerfahren war, säumte nicht, dem Befehle seines Herrn gemäß zu handeln; er versicherte auch, daß Waldemars Wunde nicht gefährlich wäre. Der König tobte, sein Sohn klagte, und Graf Heinrich verließ sie, weil er beyde nicht hören wollte, geboth aber seinen Leuten nochmahls, des Königs auf das beste zu pflegen.

Die Fahrt unserer Reisenden war so glücklich, daß sie nach zwey Tagen schon in Mecklenburg landeten. Graf Heinrich eilte nun mit seinen Gefangenen nach Schwerin, wo er sie in einen festen Thurm setzen ließ.

Die fürchterlichste Rache kochte in dem Busen der beyden Könige. Sie schmeichelten sich auch, sie bald befriedigen zu können, da sie zuversichtlich hofften, ihr Verwandter, der Graf von Orlemünde, werde mit einem mächtigen Heere herbey eilen, sie ihrer Haft entledigen, und den Grafen von Schwerin für seinen Frevel züchtigen; aber schon waren einige Tage vergangen, und der Graf von Orlemünde kam noch nicht; statt dessen aber erschien Heinrich, und both den Gefangenen ihre Freyheit an, wenn sie ihm fünf und vierzig tausend Mark löthigen Silbers zum Lösegelde zahlen wollten.

XIX.

Seltene Bitte einer sterbenden Gattinn.

So bald das Gerücht von der Verhaftung des Königs Waldemar bis an das Land Wilstern drang, jauchzten alle daselbst befindlichen Hollsteiner laut, daß nun endlich nach langem vergeblichen Haaren ihr sehnlicher Wunsch erfüllt werden würde. Ida, die Ritter Eggo und Wergot und einige andere Edle, zogen in ganz Hollstein und Stormarn umher, um

den Entschluß, der sie belebte, in allen Edlen zu entflammen, und sie bemühten sich nicht vergebens. Längst der dänischen Herrschaft müde hatten die hollsteinischen Edlen ihr Mißvergnügen nur nicht laut werden lassen, um nicht, wie es einigen Murrenden begegnete, ihrer Besitzungen beraubt zu werden. Nur die aus dem Hause Westensee und einige andere, die sich unter der dänischen Regierung auf Kosten ihrer mit derselben unzufriedenen Landsleute bereichert hatten, blieben den Dänen getreu, indeß alle übrigen dem Grafen Adolf Treue schworen.

Dieser war indessen bey dem Grafen von Schwerin gewesen, hatte ihm sich und seinen Vorsatz entdeckt, und von ihm das Versprechen erhalten, daß er den König nicht eher frey lassen wollte, bis er dem Grafen Adolf Hollstein, Stormarn und Dittmarsen feyerlich abgetreten haben würde. Zugleich verbanden sich der Graf von Schwerin, und Graf von Werle mit dem Grafen Adolf, und leisteten sich den gegenseitigen Schwur, ihr Schwert nicht eher wieder in die Scheide zu stecken, bis die Dänen aus allen Ländern verjagt seyn würden, die vor Waldemars Regierung zu dem deutschen Reiche gehört hatten. Die Grafen von Schwerin und Werle rüsteten sich aus aller Macht, indeß Graf Adolf nach Hollstein zurück kehrte, das er

unter den Waffen fand, um ihm den Besitz desselben zu erkämpfen.

König Waldemar harrete indessen vergebens der Ankunft des Grafen von Orlemünde. Mit den wenigen Dänen und ihm ergebenen Hollsteinern konnte dieser nichts unternehmen, und in Dänemark, wohin er von den Ständen berufen, und zum Reichsverweser erklärt wurde, gelang es ihm eben so wenig, sogleich ein Heer zusammen zu bringen.

Unglücklicher Weise waren an dem nähmlichen Tage, an welchem König Waldemar von dem Grafen Heinrich gefangen genommen wurde, ein großer Theil der besten dänischen Krieger, unter der Anführung des Bischofs Peter von Rohschild, nach Palästina aufgebrochen. Die Nachricht von der Gefangennehmung ihres Königs ereilte sie zwar noch; die frommen Kreuzfahrer ließen sich aber dadurch nicht abhalten, ihren bedrängten Brüdern im Morgenlande zu Hülfe zu ziehen, zumahl da Bischof Peter ihnen die Versicherung gab, daß es nicht der ganzen dänischen Macht bedürfe, um ihren großen König der Gewalt seines kleinen Räubers zu entreißen, und diesen für seinen Frevel zu züchtigen.

Graf Adolf benutzte Alberts Abwesenheit. Er breitete sich mit seinem Heere im Lande aus, und Itzehoe und Plön unterwarfen sich ihm freywillig. Minder glücklich war er bey

der Belagerung Segebergs, welche durch Natur und Kunst starke Festung alle dem Könige Ergebenen zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten. Adolf beschloß daher, die Belagerung aufzuheben, weil er hoffte, daß Segeberg bald ohne Blutverlust in seinen Händen seyn würde, da er durch einen von dem Grafen von Schwerin kommenden Bothen Nachricht erhielt, daß der König Waldemar endlich geneigt würde, sich durch die Annahme der ihm vorgeschlagenen Bedingungen seine Freyheit zu erkaufen. Da es eine der ersten derselben war, daß er dem Grafen Adolf alle Länder überliefern sollte, welche einst sein Vater besessen hätte, entschloß sich Adolf aus Liebe zu seinen Unterthanen, nicht mit Gewalt zu erobern, was in kürzer Zeit ohne Schwertschlag sein werden würde.

Ida wich nicht von der Seite ihres Gemahls. Sie begleitete ihn in das Feld, und in ihren Armen ruhete er von den Beschwerden des Krieges aus. Wenn sie so in traulicher Umarmung ihrer Liebe sich freueten, dann sprach Ida öfters zu Adolf: „Nun erst bin ich ganz glücklich, da alle meine Wünsche erfüllt sind."

„Alle deine Wünsche, theuerste Ida?" fragte einst Adolf.

„Zwar noch nicht alle, antwortete Ida; aber wenigstens ist die Erfüllung auch des

letztern nahe; denn ich hoffe, daß in sieben Monathen dein und mein so sehnlicher Wunsch, ein Pfand unserer Liebe auf unserm Schooße zu wiegen, nicht mehr Wunsch seyn wird."

„O geliebte Ida!" erwiederte Adolf, und umarmte seine Gattinn, o seit du mir sagtest, daß du mich liebtest, haben deine Worte nicht so große Freude in mein Herz gegossen, als jetzt."

Sieben Monathe vergingen; aber Adolf sah seinen Wunsch nicht erfüllt. Zwar genas Ida eines Söhnleins; aber das Kind kam todt zur Welt, und wenig Stunden nach seiner Geburt starb auch seine Mutter. Doch ehe wir fortfahren, müssen wir etwas nachhohlen, das wir unsern Lesern zur Zeit, da es geschah, nicht berichtet haben.

Seit Ida nach Hollstein zurück gekehret war, befand sich Heilwig, Gräfinn von der Lippe, bey ihr. Heilwigs Mutter war Ida's vertraute Freundinn gewesen, und freute sich ihrer Befreyung aus der Gefangenschaft um so mehr, da sie die Nachricht davon erhielt, als eben der Arzt ihr berichtet hatte, daß eine Krankheit, die sie schon seit einigen Wochen an ihr Lager fesselte, nur durch ihren Tod geendigt werden würde. Liebe zu ihrer Heilwig, und Furcht, daß sie nun nicht ganz das gute Mädchen werden möchte, zu welchem sie auszubilden der würdigen Mutter Vorsatz war, hatte

der Gräfinn von der Lippe das Scheiden erschwert; aber nun war der Tod ihr minder fürchterlich, da sie versichert war, ihre Freundinn Ida würde ihr die Bitte, zu vollenden, was sie selbst nur hatte anfangen können; nicht abschlagen. Sie ließ ihren Beichtvater kommen, und bath ihn, einen Brief an ihre Freundinn zu schreiben, den sie ihm selbst in die Feder sagte. „Ich sterbe," schloß er sich, „mit dem beruhigenden Gedanken, daß du, geliebte Freundinn, die Mutter meiner Heilwig werden wirst. Lasse die Bitte einer Sterbenden nicht unerfüllt!"

Kaum hatte Ida diesen Brief erhalten, als sie schon Bothen absandte, um ihre Pflegetochter zu hohlen. Innig freuete sie sich, als sie die kleine Heilwig in ihre Arme schloß, und jeden Zug ihrer verewigten Freundinn in ihr im Kleinen wieder fand; aber noch inniger wurde ihre Freude, da sie immer mehr bemerkte, daß Heilwigs Seele ihrer Mutter so vollkommen glich, als ihr Körper.

Daß Ida zu ihrer fernern Ausbildung nichts versäumte, bedarf wohl keiner Erinnerung, und der glücklichste Erfolg belohnte ihre muttergleiche Mühe. Oft segnete sie ihre Freundinn für das liebe Geschenk, das sie ihr mit ihrer Tochter gemacht hatte, und auch Graf Adolf freute sich seiner Pflegetochter. „Heilwig ist dein

Abbild, liebe Ida!" versicherte er oft seine Gattinn.

Als Ida nach ihrer Niederkunft die Nähe ihres Todes fühlte, bath sie alle Umstehenden, sie mit ihrem Gemahle allein zu lassen.

„Soll auch ich euch verlassen, theuerste Mutter?" fragte weinend Heilwig, die nun das achtzehnte Jahr erreicht hatte, gut, und obgleich keine Schönheit vom ersten Range, doch von einer glücklichen und einnehmenden Bildung war.

„Auch du, geliebte Tochter!" antwortete Ida, „doch nur auf eine kurze Zeit, die ich zur Beförderung deines Besten anwenden will."

Heilwig ging, und Ida begann: Höre jetzt, mein theuerster Gemahl, die letzte „Bitte von deiner sterbenden Ida. Wirst du mir im voraus die Gewährung derselben versprechen, wenn ich dich versichere, daß dadurch dein und meiner Heilwig Glück gegründet werden wird?"

„Sie sey dir gewähret!" — schluchzte Adolf.

„Oft sprachst du," fuhr Ida fort, „Heilwig wäre mein Abbild, und noch öfter sagtest du, daß du an meiner Seite glücklich wärest."

„Das war ich, Geliebte," stöhnte Adolf; und alles Glück wird von mir weichen, wenn der Ärzte Kunst dich nicht zu retten vermag.

Nein, erwiederte Ida, du wirst so glück-

lich, als jemahls, seyn, wenn du meiner Heilwig deine Hand gibst. Konnte Ida dir Glück geben, so wird auch ihr Abbild dir welches gewähren. Dich diesem guten Mädchen zu vermählen, ist meine Bitte; und ich scheide nun gern, da du mir ihre Erfüllung schon gelobt hast."

„Nein, Ida, ich nehme mein Versprechen zurück," rief Adolf hastig; „denn wie konnte ich eine solche Bitte von dir ahnden? Heilwig ist ein gutes, liebenswürdiges Mädchen und des besten Mannes werth; aber deinen Verlust mir zu ersetzen vermag sie so wenig, als irgend ein Weib. Nein, Ida, deinem Andenken will ich leben! dein Bild allein soll mein Herz füllen, so lange es noch schlägt!"

„Ein Vorsatz, den viele Männer an dem Sterbebette ihrer Gattinn fassen, aber nur wenige erfüllen," erwiederte Ida. „Daß mein Adolf einer dieser wenigen seyn würde, bezweifle ich nicht; und wie könnte ich es, da er einst schon meiner Liebe seine Freyheit opferte? Willst du mir aber meinen Tod nicht bitter machen, so erfülle meine Bitte, und vergiß, aus Liebe zu mir, nicht länger die Pflichten, welche dir obliegen. Sorgfalt für Hollsteins Freyheit befiehlt dir eine zweyte Vermählung; denn für die Zukunft kannst du diese Freyheit nur dadurch sichern, daß du den Hollsteinern einen Sohn zum Nachfolger gibst. Ich be-

schwöre dich, vermehre meine körperlichen Qualen nicht durch Seelenschmerzen, denn nicht ruhig kann ich von hinnen scheiden, so lange du mir die Erfüllung meiner Bitte verweigerst, aber wenn du sie mir versprichst, wird Freude mich meinen körperlichen Schmerz vergessen lassen. Denn bleibt mir hienieden noch ein Wunsch übrig, wenn ich dich und Hollstein glücklich weiß? Und daß du es an Heilwigs Seite seyn würdest, das, mein theurer Gemahl, weiß ich gewiß!"

Lange mußte noch Ida bitten, und ihren Gatten beschwören, ehe sie ihren Endzweck erreichte. So bald sie endlich über ihn gesiegt hatte, bath sie ihn: die Gräfinn Heilwig herein zu rufen. Heilwig erschien, und Ida fragte sie:

„Glaubt meine geliebte Tochter in den Armen eines Mannes, der meinem Gemahle in allem vollkommen gleich ist, Glück zu finden? Aufrichtig, liebe Heilwig! Warum erröthest du? Mein Gemahl hört uns nicht, und deiner sterbenden Mutter kannst du ja wohl eine Frage beantworten, die an ein achtzehnjähriges Mädchen nicht zu früh gethan ist."

„Daß einst ein Mann, wie mein würdiger Pflegvater," antwortete Heilwig, und ihre Wangen bedeckte, ungeachtet Idas tröstlichen Zuspruchs, sittige Schamröthe; um

meine Hand werben möchte, dieß, verehrte Mutter, war wohl bisweilen ein geheimer Wunsch meines Herzens; aber ich habe mich der Erfüllung desselben verziehen, seit mein Forschen unter allen Männern, die ich kenne, nicht einen fand, der ihm ganz gliche. Waren auch einige in vielen Dingen ihm ähnlich; so mangelte ihnen wenigstens die Güte des Herzens, welche ich an dem Grafen von Hollstein immer um so mehr bewunderte, da sie sich so selten zu Tapferkeit und Heldenmuth gesellt."

„Und wenn nun der Graf von Hollstein selbst dir seine Hand böthe," fuhr Ida fort; „würdest du durch ihre Annahme dein Glück zu gründen hoffen? Vergiß nicht, liebe Heilwig, daß Graf Adolf, ob du ihn gleich Vater nanntest, nicht älter, als sechs und dreyßig Jahr, ist."

Heilwig schwieg; das Roth ihrer Wangen erhöhete sich zum Purpur, und Ida winkte ihrem Gemahle, näher zu kommen. Adolf kam. Ida zog einen Ring von ihrem Finger, und sprach zu Heilwig, indem sie ihn an den ihrigen steckte:

„Als Graf Adolf mir Treue gelobte, gab er mir diesen Fingerreif zum Zeichen derselben; jetzt gebe ich ihn dir, und mit seiner Hand gelobt Graf Adolf dir Treue.

Sie nahm Adolfs Hand, legte Heilwigs

Hand in dieselbe, und sprach dann weiter: „Ihr seyd Verlobte. Besiegelt euer Gelübde mit einem Kusse, und nehmt meinen besten Segen!" — Abbild meiner Ida, gute Heilwig! du bist meine Verlobte," sprach Adolf und umarmte das Mädchen, das mit gesenktem Blicke seinen Kuß erwiederte. — „Nun sterbe ich fröhlich," endete Ida diese seltene Scene, „denn meine Adolf, mein Heilwig und Hollstein sind glücklich! — Ihre letztern Reden hatte Ida schon mit Mühe stockend heraus gepreßt, und dadurch ihre wenigen Kräfte vollends ganz erschöpft. Sie ruhete jetzt ein wenig, um sich zu erhohlen; dann nahm sie noch ein Mahl alle ihre Kräfte zusammen, drückte Adolfs und Heilwigs Hand, und lispelte: „Lebt wohl und seyd glücklich!" — Zu sprechen vermochte sie nun nicht mehr; aber seelenvoll und entzückt hing ihr Blick an den Verlobten, bis sich nach wenig Minuten ihre Augen schlossen.

XX.

Der bedrängte Waldemar erhält von seinem Vetter, dem heiligen Nicolaus, eine Beysteuer.

Vergebens hatten sich bisher Papst Honorius der Dritte und Kaiser Friedrich der Zweyte für den gefangenen König von Dänemark verwendet. Zwar that es der letztere unscheinbar;

denn ihm selbst lag daran, die Länder, welche Waldemar von dem deutschen Reiche abgerissen, und der Kaiser ihm vor neun Jahren abgetreten hatte, um ihn dadurch von der Partey seines Gegners, Otto des Vierten, abzuziehen, wieder damit zu vereinigen; aber Pabst Honorius nahm sich des bedrängten Königs alles Ernstes an. Er befahl dem Erzbischofe von Cöln, den Grafen von Schwerin in den Bann zu thun; und der Erzbischof säumte nicht, den Befehl des heiligen Vaters zu erfüllen. Aber Graf Heinrich lachte des Bannes, so wie der Drohung des Grafen von Orlemünde, welchem es endlich gelang ein Heer zusammen zu bringen, das er nach Schwerin führen wollte, um seinen gefangenen König mit Gewalt zu befreyen. — „Er mag es wagen," sprach Graf Heinrich von Schwerin; „aber so bald er die Gränzen meines Landes betritt, soll Waldemar mit seinem Leben für den Überfall seines Dieners büßen." — Eben so wenig, als den Grafen von Orlemünde, glaubte Graf Heinrich den Bannbrief des Erzbischofs Engelbert fürchten zu müssen, da er von der Treue seiner Unterthanen so überzeugt war, als von ihrem Hasse gegen die Dänen, den diese schon damahls auf sich geladen hatten, als sie unter des Grafen Alberts Anführung Schwerin verwüsteten, und der sich jetzt noch vermehrt

hatte, da die Schweriner erfahren hatten, daß der König der Dänen die Ursache des fürchterlichen Todes ihrer geliebten Gräfinn war. Denn Graf Heinrich, um sein Betragen gegen den König zu rechtfertigen, verhehlte die Schmach nicht, die er ihm angethan hatte. — Der Bann, vor dem oft Kaiser und Könige zitterten, machte also den Grafen von Schwerin nicht unruhig, zumahl da er versichert war, daß keiner seiner Nachbarn ihn, als einen Verbannten, von Land und Leuten verjagen würde; denn alle hatten sich mit dem Grafen verbunden, um von dem Unfalle des Königs von Dänemark, der viele unter ihnen gedrückt hatte, Vortheil zu ziehen. — Unter allen Dänen nahm der Erzbischof Andreas zu Lund, und unter allen Auswärtigen der Erzbischof Engelbert von Cöln, den mehresten Antheil an Waldemars Schicksale. Schriftlich forderten beyde beynahe die halbe Welt auf, sich des seufzenden Königs anzunehmen, und der Erzbischof von Cöln wendete sich vorzüglich mit dieser Bitte sehr dringend an die Erzbischöfe von Lübeck und Verden und an den Kaiser Friedrich. Der Kaiser erfüllte auch sein Begehren, und sandte den deutschen Ordensmeister, Herrmann von Salza, nach Schwerin, um einen Vergleich zu vermitteln. — Waldemar, dem bekannt geworden war, daß der Graf von

Schwerin ihn zu tödten gedroht hätte, im Falle Graf Albert seine Befreyung mit gewaffneter Hand zu bewirken suchen würde, nahm jetzt die Bedingungen gern an, die ihm vorher zu hart geschienen hatten, und die wir euch, aufmersame Leser! wohl nicht zu wiederhohlen brauchen. Die deutschen Reichsfürsten versammelten sich zu Bardewick, um über die Rechte des Königs auf die wendischen Länder zu entscheiden, und zugleich den angefangenen Vergleich desselben mit dem Grafen von Schwerin zu vollenden, und für die Verbindlichkeit der Versprechungen des Königs die Gewähr zu leisten.

Der König glaubte schon seine Befreyung nahe, als der dänische Reichsverweser, Graf Albert, sich den Beschlüssen der Reichsfürsten widersetzte, und alle von dem Könige bereits eingegangenen Bedingungen verwarf.

Ihm, dem des Reichs Wohlfahrt mehr am Herzen lag, als die Freyheit des Königs, schienen diese Bedingungen allzu hart, um sie annehmen zu können. Er drang daher auf die Auslieferung des Königs für ein Lösegeld, das bloß in klingender Münze bestände; und als sein Vorschlag nicht angenommen wurde, versicherte er, daß die Dänen Macht und Muth genug hätten, ihren König selbst mit den Waffen in der Hand zu befreyen; und würde sein Räuber es wagen, seine mör-

derische Hand an seiner Majestät geheiligte Person zu legen, so sollte er dafür nebst allen seinen männlichen Unterthanen mit dem schmählichsten Tode büßen.

Die Unterhandlungen über die Befreyung des Königs zerschlugen sich also, und Graf Albert drang nach Hollstein mit einem zahlreichen Heere, das er von da aus siegend nach Schwerin zu führen gedachte. Um von der mächtigen Stadt Hamburg nichts zu befürchten zu haben, vielleicht auch, um, wenn alles verloren ging, wenigstens etwas zu retten, verkaufte er die Rechte, welche ihm der König über die Stadt gegeben hatte, für funfzehn hundert Mark löthigen Silbers an die Bürger derselben.

Muthvoll und mit Hoffnung des Sieges rückte er nun mit seinem Heere weiter vor; aber bald sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Graf Adolf mit seinen Verbündeten, dem Erzbischofe von Bremen, und den Grafen von Schwerin und Werle, zogen ihm entgegen, und des Grafen Alberts persönliche Tapferkeit konnte ihm so wenig den Sieg verschaffen, als die Aufforderung an seine Krieger, für die Ehre ihres Vaterlandes und die Befreyung ihres Königs alles zu wagen. Die Dänen fochten tapfer, erlagen aber doch noch ihren tapfereren Gegnern. Graf Albert selbst wurde gefangen genommen, nachdem sein gan-

zes Heer geschlagen worden war. Graf Heinrich von Schwerin, welcher ihn zum Gefangenen gemacht hatte, führte ihn nach Schwerin, wo er den gefangenen Königen Gesellschaft leistete, und Graf Adolf bemächtigte sich unterdessen vollends seines ganzen väterlichen Erbes; nur Hamburg hatte sich ihm noch nicht unterworfen.

Jetzt zog er mit seiner ganzen Macht vor diese Stadt, die sich ihm nicht ergeben wollte, weil sie vorgab, sich durch die Summe, welche sie dem Grafen Albert gegeben hätte, von jeder Herrschaft los gekauft zu haben.

Graf Adolf wendete dagegen ein, daß Albert kein Recht gehabt hätte, eine Stadt zu verkaufen, die er nicht ein Mahl mit Fug sein nennen konnte, und begann die Belagerung Hamburgs mit Thätigkeit.

Muthig wehrten sich die tapfern Bürger lange Zeit; denn sie fochten für ihre Freyheit: aber ihr Muth verminderte sich dennoch nach und nach, als die Hollsteiner bereits eine große Anzahl ihrer Kämpfer getödtet hatten. Zwar hatten andere ihren Tod durch den Tod vieler Hollsteiner gerächt; allein die Menge der Belagerer verminderte sich hierdurch nicht, weil der Verlust an Getödteten immer durch neu herzu kommende Mannschaft ersetzt wurde, da im Gegentheile die Belagerten keinen einzigen ihrer Bürger ersetzen konnten.

Der Vertheidiger Hamburgs wurden daher immer weniger, so wie der vorräthigen Lebensmittel, da Graf Adolf alle Zufuhr abschnitt. Die hamburgischen Bürger glaubten nun, daß es die höchste Zeit wäre, über ihr Schicksal gemeinschaftlich Rath zu pflegen. So wie jederzeit in bedenklichen Fällen, waren auch hier die Meinungen getheilt. Einige hielten es für das Weislichste, sich zu ergeben, indessen andere, denen einige hundert Mark theurer waren, als ihr Leben, Vertheidigung bis auf den letzten Mann anriethen, damit nicht eine so schöne Summe Geldes, als die, welche sie dem Grafen von Orlemünde für die Abtretung seiner Rechte auf ihre Stadt gezahlt hatten, nutzlos vergeudet worden wäre.

„Laßt uns nicht von einem Äußersten zum andern übergehen, wackere Mitbürger!" begann endlich Standart, der älteste Bürgermeister; „in den jetzigen Zeitumständen bleibt uns keine Hoffnung übrig, alle erkauften Freyheiten zu erhalten; aber eben so wenig fürchte ich, daß wir sie alle verlieren werden, wenn wir uns dem Erben unsers vorigen Oberherrn nicht allzu hartnäckig widersetzen; und immer ist es besser, wenigstens etwas zu behalten, als alles zu verlieren. Dieß würde ohne Zweifel unser Fall seyn; denn wie ist es möglich, daß wir, deren Zahl

immer kleiner wird, über ein Heer siegen könnten, das sich eher vermehrt als vermindert. Überdieß, wackre Brüder, bedenkt, daß unser Untergang unvermeidlich ist, wenn der Graf Adolf unsere Stadt nur noch einige Tage umlagert. Bisher zwar konnten wir unser Leben noch spärlich fristen; aber bald würde der Tod uns alle aufreiben, weil unsere Vorrathshäuser schier leer sind. Laßt uns daher in das Lager des Grafen von Hollstein gehen! Er ist nicht hart, und wird uns wenigstens die Freyheiten bestätigen, die durch seines Vaters Vermittlung Kaiser Friedrichs des ersten Majestät uns verlieh."

Alle Versammelten nahmen bald ihres Bürgermeisters Meinung an, und dieser machte sich, begleitet von den mehresten Rathsherren und den vornehmsten Bürgern, nach dem Lager des Grafen Adolfs auf. Sie verlangten vor den Grafen gelassen zu werden, und Graf Adolf, der durch Menschenfreundlichkeit sich aller Herzen gewann, so wie die Stärke seines Armes über alle seine Feinde siegte, stand von seinem Feldsessel auf, und ging den hamburgischen Abgeordneten bis an den Eingang seines Zeltes entgegen.

„Wir kommen, gnädiger Herr!" begann der Bürgermeister seine Rede, „uns euch zu unterwerfen; doch belebt von der Hoffnung, durch diese Unterwerfung unserer Freyheiten

nicht verlustig zu werden. Der Ruf, gnädiger Herr, nennt euch nicht nur gerecht, sondern auch gütig und mild; und im Vertrauen auf eure Milde wagen wir es, mit euch zu sprechen, wie Vaterlandsliebe uns zu reden gebeut. Wir haben nicht nöthig, euch, gnädiger Herr, den Unfall, welcher uns Dänemark unterwarf, in das Gedächtniß zurück zu rufen, da er euch sonder Zweifel noch lebhaft vorschweben wird. Wir schwören es euch, daß wir es oft beseufzten, unsres verehrten Oberherrn beraubt zu seyn; aber blieb uns nur die geringste Hoffnung übrig, daß wir ihn und mit ihm Ruhe und Freude würden wiederkehren sehen? Zwar verbreitete sich ein Mahl das Gerücht in unserer Stadt, daß ihr, gnädiger Herr, nach Hollstein gekommen wäret, um es von der dänischen Dienstbarkeit zu befreyen, aber dieß Gerücht verlor sich bald wieder, und wir hielten es für leer, weil wir sogar keine Unternehmungen sahen, die es zu bestätigen geschienen hätten, und weil wir uns schmeichelten, daß ihr, gnädiger Herr, wenn ihr euch wirklich in Hollstein befunden hättet, dieser treuen Stadt, welcher euer Herr Vater so oft seine Gnade versicherte und bewies, einige Kunde von eurer Gegenwart gegeben haben würdet."

„Wir wissen zwar, daß die Stimme des

Rechts und der Gerechtigkeit im Geräusche der Waffen selten hörbar ist; aber es ist uns auch nicht unbekannt, daß sie dennoch bisweilen gehöret wird; und daher erfüllt uns die zuversichtliche Hoffnung, daß Milde und Gnade euer Ohr jener Stimme und dem Flehen der Hamburger öffnen wird, so wie wir uns schmeicheln, daß ihr, gnädiger Herr, es uns nicht zur Untreue rechnen werdet, daß wir, als uns keine Hoffnung mehr übrig war, eurem Herrn Vater, einst unserm verehrten Herrn, wieder gehorchen zu können, uns durch eine große Summe Geldes, die der Fleiß unserer Bürger so mühsam erwarb, als ihr Patriotismus sie jetzt willig opferte, von aller Herrschaft los kauften. Wir erkennen die eurige wieder an, leben aber der frohen Hoffnung, daß ihr, gnädiger Herr, unsere so wohl von kaiserlicher Majestät erhaltenen, als später hin durch unserer Bürger Fleiß und Patriotismus erworbenen Freyheiten nicht beeinträchtigen werdet."

Graf Adolf entließ die hamburgischen Abgeordneten, worauf er die Vornehmsten seines Heeres zu sich entbiethen ließ, um mit ihnen über den Antrag der Hamburger Rath zu halten. Einige derselben, welche nach dem Reichthume der Bürger gelüstete, den sie durch eine Plünderung zur Beute zu erhalten hofften, riethen dem Grafen, sich auf

keinen Vergleich mit den Hamburgern ein- zulassen, da es mit ihnen bereits so weit ge- kommen wäre, daß sie sich ihm auf jede Be- dingung ergeben müßten, wenn sie nicht des Hungertodes sterben wollten; aber der milde Graf Adolf pflichtete ihrer Meinung nicht bey, sondern trat mit den Hamburgern in Unterhandlungen, und ob er ihnen gleich ihre Bitte nicht in ihrem ganzen Umfange ge- währte, so bestätigte er ihnen doch wenig- stens alle Freyheiten und Rechte, welche sie von dem Kaiser Friedrich dem Ersten erhal- ten hatten; vorzüglich die Befugniß; aus ihren Bürgern sich Männer wählen zu dür- fen, die unter dem Vorsitze des gräflichen Gerichtsvogts über sie richteten; so wie das Recht dieser Rathsmänner, zwey Theile der Strafgelder für sich zu behalten, und nur den dritten dem Gerichtsvogte zu geben. Die Hamburger, hiermit vollkommen zufrieden, überlieferten dem Grafen die Schlüssel ihrer Stadt, huldigten ihm, und Adolf sah sich nun im Besitze von ganz Hollstein.

Adolf hatte geschworen, seiner verlobten Heilwig die Hand nicht eher zu geben, bis ganz Hollstein ihn Herr nennen würde. Jetzt, da dieser frohe Zeitpunct eingetreten war, säumte er nicht länger, sich der Gräfinn Heil- wig zu vermählen, und die Lustbarkeiten, wo- mit er dieses frohe Ereigniß feyerte, schlos-

sen sich unmittelbar an die Feste, welche die Hamburger angegeben hatten, um die Huldigung des Grafen feyerlicher zu begehen.

Um eben die Zeit, da Adolf sich der Wiedererlangung Hollsteins und der Verbindung mit der liebenswürdigen Heilwig freuete, jauchzte König Waldemar laut über seine wieder erlangte Freyheit, nachdem er den Verlust derselben zwey Jahr, sechs Monden und funfzehn Tage beseufzt hatte, ob er sie gleich durch noch härtere Bedingungen, als die ihm vorher gemachten, hatte erkaufen müssen. Außer den fünf und vierzig tausend Mark löthigen Silbers mußte er dem Grafen von Schwerin selbst alle Reichskleinodien der Königinn, dreyhundert Zimmer köstliches Pelzwerk und tausend Ellen flandrischen Scharlach, zur Kleidung für hundert Ritter und Rosse, zum Lösegeld geben.

Außer dem trat er alle jenseit der Eyder liegenden Länder dem deutschen Reiche ab, versprach, keinen Versuch zu machen, dem Grafen Adolf sein erobertes väterliches Erbe wieder abzunehmen, verwilligte den lübeckischen und hamburgischen Bürgern freye Handlung durch sein ganzes Reich, und schwor, an dem Grafen von Schwerin und seinen Bundesgenossen sich weder selbst zu rächen, noch durch seine Freunde und Bundesverwandte sich rächen zu lassen. Außer seinem Sohne

Waldemar gab er auch seine übrigen Söhne zu Geißeln, und kehrte dann in sein Reich zurück; aber den Grafen Albert von Orlemünde ließ der Graf von Schwerin noch zwey Jahre lang im Gefängnisse schmachten, um ihn für seine Drohungen zu bestrafen.

So bald Waldemar zu Dänemark angekommen war, belegte er alle Bewohner dieses Landes mit einer großen Schatzung, um die ungeheure Summe aufzubringen, welche zur Auslösung der Geißeln und des gegebenen Pfandes erforderlich war. Weil die Beyträge der weltlichen Bewohner des Königreichs noch nicht zureichten, forderte er auch die geistlichen dazu auf, verlangte besonders von dem reichen Stifte in Aarhuus eine ansehnliche Spende, und berief sich deßhalb auf seine Verwandtschaft mit dem Schutzheiligen desselben, dem heiligen Nicolaus, so höchlich sich auch der Bischof Peter, ob dieses eiteln Vorwandes, ärgerte, weil er meinte, diese ehrenvolle Verwandtschaft sollte im Gegentheile den König zu Spenden auffordern.

„Wenn mein Vetter Nicolaus meiner Hülfe bedarf," wendete Waldemar ein, soll sie ihm nicht entstehen; aber dagegen hoffe ich auch, daß er mir die seinige, da ich ihrer jetzt so hoch benöthigt bin, nicht verweigern wird. Ich bitte euch, Herr Bischof, seht nur ein Mahl das Conterfät meines lieben heili-

gen Vetters an, ob es euch nicht Erlaubniß zuwinkt. Mir fehlen nur noch tausend Mark, und diese kann mein heiliger Vetter ohne seinen Nachtheil entbehren."

So viele Einwendungen auch Bischof Peter machte, so sah er sich doch endlich genöthigt, dem Könige die tausend Mark, welche er begehrte, aus dem Schatze des Stifts zu reichen, und König Waldemar eilte nun, seine Söhne und die Kleinodien seiner Gemahlinn wieder einzulösen.

XXI.

Einige Worte über die Handelsartikel der Päpste.

Bey dem heiligen Vater zu Rom, sollt ihr wissen, war sonst für klingende Münze, außer der Vergebung der Sünden, auch Entbindung von geleisteten Eiden zu erhalten. Wir zweifeln nicht, daß Pius der Sechste so gute Preise machen würde, als Honorius der Dritte; aber bey ihm wird nicht mehr nach diesen aus der Mode gekommenen Artikeln gefragt. Auch König Waldemar, den sein zu Erhaltung seiner Freyheit geleisteter Eid reuete, so bald er sich wieder in Dänemark sah, wendete sich mit ziemlichen Bitten, durch eine beygefügte nahmhafte Summe goldener Schilde eindringender ge-

macht, an den Papst Honorius den Dritten, und erhielt, was er wünschte.

Kaum hatte des heiligen Peters Löseschlüssel ihn seines Eides entlediget, als er ein zahlreiches Heer aufbrachte, mit welchem er sich, verbunden mit dem Herzoge von Lüneburg, Otto dem Kinde, an dem Grafen von Schwerin zu rächen, und die ihm entrissenen Länder wieder zu erobern gedachte.

Um sich den Rücken frey zu machen, fiel er zuerst im Lande der Ditmarser ein, und bediente sich zur Bezwingung dieses Volks der Hülfe der Nordfriesen, welche mit den Ditmarsern in immer dauernder Fehde lebten. Die Ditmarser wehrten sich zwar tapfer, mußten aber endlich doch der Übermacht ihrer Feinde nachgeben. Siegreich verließ Waldemar ihr Land, und drang nun in Hollstein ein, wo seine Waffen Anfangs nicht minder siegreich waren.

In kurzer Zeit bemächtigte er sich der Festen Itzehoe und Rendsburg, worauf er sogleich die Belagerung Segebergs begann. Hier war er weniger glücklich. Die Belagerten selbst thaten öftere Ausfälle, und noch mehr als diese, schadeten dem dänischen Heere die wiederhohlten Angriffe des Grafen von Hollstein und seiner Bundesverwandten. Waldemar sah sich demnach genöthigt, die

Belagerung aufzuheben, und Adolf zog nun vor Itzehoe, um diese Festung wieder einzunehmen. Dieß gelang ihm so wenig, als dem Könige von Dänemark die Eroberung Segebergs und, um durch Verstärkung seines Heeres auszurichten, was er jetzt noch nicht vermochte, rief er den Herzog Albert von Sachsen zu Hülfe, der auch eilends zu kommen versprach.

Indessen Graf Adolf und die Grafen von Schwerin und Werle des Herzogs Alberts Zukunft harrten, erhielt König Waldemar traurige Bothschaft aus Lübeck.

Die Bürger dieser reichen Handelsstadt hatten schon längst darüber geseufzt, daß König Waldemar ihnen die Reichsunmittelbarkeit, die ihnen von Kaiser Friedrich dem Ersten verliehen worden war, wieder geraubt hatte. Jetzt, da Waldemars Macht merklich geschwächt worden war, hofften sie sich wieder in den Besitz ihrer verlornen Freyheit zu setzen. Sie sandten daher ihren Bürgermeister, Alexander Soltwedel, an Kaiser Friedrich den Zweyten ab, und ließen die kaiserliche Majestät demüthig bitten, der bedrängten Stadt die Freyheiten wieder zu verschaffen, die ihr von deren hochseligem Großvater zu Theil geworden wären.

Alexander Soltwedel wußte kaiserlicher Majestät zugleich an das Herz zu legen, daß

dem gesammten heiligen römischen Reiche an der Freyheit der Stadt Lübeck viel gelegen seyn müsse, da sie den ganzen deutschen Handel auf der Ostsee beförderte, und zur Schutzwehr wider die am Ufer wohnenden Feinde Deutschlands diente. Zugleich erinnerte er den Kaiser an die Treue, mit welcher Lübeck immer dem deutschen Reiche zugethan gewesen wäre; besonders an die schätzbaren Rechte und Freyheiten, mit denen Friedrich der Erste einst diese Treue belohnt hätte, und schloß dann mit der Bitte, diese Freyheiten zu erneuern und zu bestätigen.

Kaiser Friedrich gab den Bitten des Bürgermeisters Gehör, und versicherte ihn, daß er selbst der reichsgetreuen Stadt zu Hülfe eilen würde, wenn er nicht, um seinen Widersacher, den Papst Honorius, sich weniger abgeneigt zu machen, seinen ihm gelobten Zug nach dem heiligen Lande anzutreten gedächte. Indessen versprach er doch, zu thun, was er vermöchte, und die Lübecker nicht nur dem Grafen Adolf von Hollstein und seinen Bundesverwandten zu empfehlen, sondern ihnen selbst ein Häuflein tapferer Krieger zur Unterstützung und Verfechtung ihrer gerechten Sache zu senden. „Bemüht euch" endete Friedrich, „die dänische Besatzung euch vom Halse zu schaffen. Thut ihr das, so nehmt unser kaiserliches Wort, daß unsere Hülfs-

völker, Herzog Albert von Sachsen und der Graf von Hollstein mit seinen Genossen, eher bey euch seyn sollen, als die Dänen."

Freudig kehrten nun die Lübecker zurück, mit dem festen Vorsatze, sich durch List der dänischen Besatzung zu entledigen. Sie, die vorher bey des Königs Befreyung Feste angestellt hatten, um ihre Freude darüber zu bezeigen, feyerten jetzt auch die Auslösung seiner Söhne, und versicherten oft, daß sie ihrem großen Beherrscher ein glücklicheres Schicksal wünschten, als das seinige bisher gewesen war. Hierdurch erwarben sie sich das Zutrauen der Dänen in so hohem Grade, daß sie in das Schloß, welches diese, um die Stadt im Zaume zu halten, besetzt hielten, frey aus- und eingehen durften. Um das gute Zutrauen, welches die Dänen gegen sie äußerten, noch fester zu gründen, verbargen sie ihre Absicht noch eine Zeit lang, und bewiesen sich in allem als treue Unterthanen des Königs von Dänemark.

Laute Freude tönte in der Stadt, als das Gerücht vom Einfalle des Königs in Hollstein daselbst erscholl, und, als auch die Nachricht von der Eroberung der Festen Rendsburg und Itzehoe dahin kam, beschloß der Rath, seine Freude durch öffenliche Lustbarkeit zu

beweisen. Auf dem flachen Felde vor Lübeck wurde ein Lustspiel angestellt, bey welchem nicht nur die vornehmsten Bürger, sondern auch der größte Theil der dänischen Besatzung, nebst ihrem Befehlshaber, Zuschauer waren. Alle waren fröhlich, doch als das Lustspiel auf dem Felde sich seinem Ende nahete, begann in der Stadt ein Trauerspiel. Eine Anzahl streitbarer Bürger hatte sich vor dem Schlosse versammelt, und ein Theil derselben ging hinein, ohne daß die wenigen zurückgebliebenen Dänen etwas befürchteten, da sie schon gewohnt waren, die Bürger mitten unter sich zu sehen.

Freyheit! Freyheit! riefen jetzt die in das Schloß gedrungenen Bürger, zogen die Waffen hervor, die sie bis dahin unter ihren Kleidern verborgen gehalten hatten, und Freyheit! erscholl bald die einmüthige Stimme der vor dem Schlosse versammelten Menge. Die Zurückgebliebenen folgten nun den Vorangegangenen, und in wenig Augenblicken hatte Streben nach Freyheit alle Dänen erwürgt. Ehe noch der Aufruhr in der Stadt zu den Ohren der Dänen gedrungen war, die sich außer derselben belustigten, öffneten die siegenden Lübecker die Thore, gaben ihren, dem Lustspiele zusehenden Mitbürgern durch den

wiederhohlten Ruf: Freyheit! die Losung zum Angriffe, und jetzt zogen auch diese verborgene Waffen hervor. Von allen Dänen entrannen nur wenige, die nach Hollstein eilten, dem Könige die traurige Bothschaft zu bringen.

Die Lübecker sendeten dagegen einen Eilbothen an den Kaiser Friederich ab, der sich des glücklichen Erfolgs freuete, der die Unternehmung der Lübecker bekrönt hatte. Er bestätigte nicht nur die ihnen von seinem Großvater ertheilten Freyheiten, sondern vermehrte sie mit noch größern; und sendete den tapfern Bürgern, drey hundert auserlesene Krieger zu Hülfe.

König Waldemar war unschlüssig, ob er vor Lübeck ziehen, oder sein Kriegsglück gegen den Grafen von Hollstein weiter versuchen sollte, und seine Unentschlossenheit endigte sich nicht eher, bis er erfuhr, daß Kaiser Friedrich die Stadt zu einer freyen Reichsstadt erklärt hätte. Alle Befehlshaber seines Heeres stellten ihm vor: daß jetzt am ersten wider Lübeck etwas auszurichten seyn würde, da die Bürger im ersten Taumel ihrer Freude wahrscheinlich nicht daran gedacht hätten, sich auf einen Angriff von ihrem rechtmäßigen Herrn gefaßt zu machen. Waldemar gab den Vorstellungen der Vornehmsten seines Heers

Gehör, und eilte nach Lübeck, um sich diese Stadt zu erhalten; allein er konnte nichts wider sie unternehmen, da er den Herzog von Sachsen und den Grafen von Hollstein nebst seinen übrigen Bundesgenossen schon zu seinem Empfange bereit fand.

Es war schon spät im Jahre, da König Waldemar mit seinem Heere vor Lübeck anlangte. Ohne etwas zu wagen, blieb er eine Zeit lang im Felde stehen, dann zog er sich zurück, mit dem Vorsatze: im folgenden Jahre mit einer noch stärkern Macht auszurichten, was ihm bisher nicht gelungen war. Nur in Hollstein ließ er so viele seiner Krieger zurück, als ihm zur Behauptung der eroberten Festen nöthig schien.

Jetzt glauben wir einer Begebenheit erwähnen zu müssen, die sich gleich nach Waldemars Einfalle in Hollstein zu Adolfs Vortheile ereignete.

So bald die Ditmarser von dem König Waldemar bezwungen worden waren, hatten sie Abgeordnete an den Grafen Adolf gesandt, und im Geheimen sich für ihm erklärt.

„Des König Absicht " versicherten die Abgeordneten, ist nicht allein uns, sondern auch euch zinsbar zu machen. „Uns ist bekannt genug, gnädiger Herr, daß ihr und alle die eu-

rigen des festen Entschlusses seyd: eure Freyheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Auch wir, wie euch nicht unbewußt seyn wird, ergaben uns nicht als Feige, sondern wehrten uns nach unsern besten Kräften. Wir mußten zwar der Menge der Feinde unterliegen, aber mit euch verbunden hoffen wir, zu vermögen, was uns allein unmöglich war. Hört demnach, gnädiger Herr, was wir eures und unsres Landes Wohlfarth für diensam erachtet haben. Wir wollen gegen den König von Dänemark Treue heucheln, damit er uns auffodert, sein wider euch geführtes Heer zu verstärken. Sobald dann zwischen euch und dem Könige eine Schlacht vorfällt, wollen wir, indeß ihr ihn von vorn angreift, ihm in den Rücken fallen. Um euch zu bezeichnen, wenn wir dieß thun wollen, werden wir unsere Schilde umkehren. Siegen wir, und das hoffen wir mit Zuversicht, so begehren wir zum Lohne dafür, daß wir euch den Sieg erkämpfen halfen, von euch für frey und unabhängig erklärt zu werden."

Dieß versprach Adolf den Ditmarsern, die mit der fröhlichen Nachricht: daß ihnen ihr Plan gelungen wäre, wieder in ihr Vaterland zurückkehrten, wo sie des Aufrufs des Königs von Dänemark: seinem Heere zu folgen, mit

Ungeduld harrten. Allein das ganze Jahr verfloß, und es erfolgte kein solcher Aufruf, weil Waldemar den Ditmarsern nicht traute.

XXII.

Die heilige Mariana Magdalena fängt die Sonnenstrahlen auf.

Die kriegführenden Parteyen wendeten den Winter an, um ihre Heere zu verstärken; und Waldemar beschloß sogar, sich im künftigen Feldzuge der Ditmarser zu bedienen, da sie während des Winters nichts wider ihn unternommen hatten, obgleich Waldemar in ihrem Lande nur wenige seines Volks zurück ließ.

Beyde Heere rückten bald wieder in das Feld. Waldemars Heer war ungleich zahlreicher, als das, welches er im vorigen Jahre nach Hollstein geführt hatte; aber auch Adolfs Heer hatte sich ungemein vergrößert. Er selbst glaubte, alle seine Macht aufbiethen zu müssen; seine Bundesgenossen hatten das Nähmliche gethan, und die Zahl derselben war noch überdieß, gegen den Anfang des vorigen Jahres gerechnet, vermehrt worden; denn eine zahlreiche Menge Lübecker unter der Anführung ihres Bürgermeisters Soltwedel, nebst den ihnen zu Hülfe geschickten kaiserlichen Hülfsvölkern, hatten sich mit ihm verbunden.

Obgleich der Herzog Albert von Sachsen und mehrere Grafen sich bey dem Heere befanden, so war doch Graf Adolf allgemein zum obersten Feldherrn erwählt worden. Die Beweise, die er im Feldzuge des vorigen Jahres von seiner Tapferkeit und Kriegserfahrenheit abgelegt hatte, erwarben ihm theils diese ehrenvolle Stelle, theils glaubte man auch, von ihm den größten Heldenmuth mit Rechte erwarten zu dürfen, da beynahe keinem der übrigen so viel an dem Siege liegen konnte als ihm, denn so wie dieser ihm den Besitz seines mühsam wieder eroberten väterlichen Erbes sicherte; so mußte er im entgegen gesetzten Falle befürchten, daß eine unglückliche Schlacht ihn desselben leicht wieder verlustig machen könnte.

Heilwig ahmte ihr Vorbild, Ida, auch darin nach, daß sie ihren Gemahl auf seinen Heereszügen begleitete. Im Laufe des verflossenen Jahres war sie nicht von seiner Seite gewichen, und auch jetzt würde sie ihn begleitet haben, wenn nicht Graf Adolf sie beschworen hätte, auf dem Schlosse zu Plön zurück zu bleiben. Ein Jahr vorher hatte schon Adolf durch Heilwig den Wunsch erfüllt gesehen, dessen Erfüllung durch Ida er vergebens gehofft hatte. Heilwig beschenkte ihren Gemahl

mit einer Tochter; und jetzt sah sie einer zweyten Niederkunft entgegen. Dieß war die Ursache zu Adolfs Bitte, in Plön zurück zu bleiben, damit sie sich und ihr Kind keiner Gefahr aussetzte; eine Bitte, die der zärtlichen Gattinn schwer zu erfüllen wurde.

So viel von der liebenswürdigen Heilwig, deren wir im Kriegsgetümmel beynahe ganz vergessen hätten.

Zwey Monden standen schon die Heere im Felde; aber noch war nichts Entscheidendes vorgefallen, ob sie sich gleich durch kleinere Gefechte zu Schlachten vorbereitet hatten. Endlich wurden beyde des Zauderns müde, und rüsteten sich auf einer weiten Ebene nahe bey dem Dorfe Bornhövede zu einem entscheidenden Kampfe. Beyde Heere standen entgegen, und hatten zwischen ihren Lagern zur Schlacht Raum genug gelassen. Zwey Tage ruheten sie, um alle ihre Kräfte zu sammeln; nur die Vorposten griffen sich zuweilen an; aber am dritten Tage, mit Anbruch der Morgenröthe, begann der Kampf. — Es war das Fest der heiligen Maria Magdalena im Jahre 1227, an welchem Graf Adolf den Streit wagte, der über Hollsteins Freyheit entscheiden sollte. — Folgt uns daher, theure Leser! auf das Schlachtfeld, um diesen Streit mit anzusehen. — Auf dem

rechten Flügel des dänischen Heeres standen die lüneburgischen Hülfsvölker, von ihrem Herzoge, Otto dem Kinde, angeführt. Den linken Flügel befehligte Waldemars Sohn, Abel, und an der Spitze des Mittelpunctes befand sich der König von Dänemark selbst. Die Ditmarser hatte er in das Hintertreffen gestellt, damit sie nicht, wie er fürchtete, zu dem Feinde übergehen möchten. Ihm entgegen stand Graf Adolf, der Kaiser Friedrichs tapfere Streiter zunächst hinter sich hatte. Den rechten Flügel des verbundenen Heers führte Graf Heinrich von Schwerin und Alexander Soltwedel an, den linken Herzog Albert von Sachsen, und der Erzbischof Gerhard von Bremen, nebst Burwin, dem Fürsten der Wenden, machten mit ihren Völkern das Hintertreffen aus. —

Jetzt ertönte die Schlachttrompete; das Feldgeschrey erscholl; zahllose Pfeile sausten durch die Luft, die sie verfinsterte, und hohen Muthes voll begannen die Krieger beyder Heere sich einander zu nähern. — — „Erinnert euch, daß ihr für eure Freyheit fechtet!" rief Graf Adolf den Seinigen zu, und stürzte sich wüthend den Feinden entgegen, um den Muth seiner Krieger durch sein Beyspiel noch mehr zu entflammen. — „Es gilt eure Freyheit!" ermunterte Alexander Soltwedel die lü-

beckischen Bürger; und: „Für ihre Freyheit und Rache!" war das Feldgeschrey des Grafen von Schwerin. — „Seyd eingedenk," forderte der Anführer der kaiserllichen Hülfvölker die Seinigen zur Tapferkeit auf, „des hohen Zutrauens das die kaiserliche Majestät in euch setze, da sie euch Wenige den getreuen reichsfreyen Lübeckern zur Hülfe wider den mächtigen Waldemar sandte. An unseres Häufchens Spitze prangt der kaiserliche Adler; ringet, ihm Ehre zu machen!" — „Ihr fechtet zum Schutze der Bedrängten und für eure eigene Ehre," rief Herzog Albert seinen Kriegern zu, und mehr noch, als durch diese Ermunterungen wurden alle Streiter durch das Beyspiel ihrer Anführen mit Heldenmuthe belebt. Ihre Tapferkeit und Unerschrockenheit machten auch den Feigsten beherzt. Mit Verachtung der Gefahren drangen alle auf die Dänen los, und schmetterten mit Riesenkraft, was ihnen widerstand, vor sich nieder. — Die Dänen fochten mit gleichem Muthe, aber unter ihnen nahm nicht jeder einzelne so nahen Antheil an dem Erfolge des Treffens, als unter ihren Gegnern. Die Hollsteiner und alle mit ihnen Verbundenen kämpften für ihre Freyheit; die Dänen nur zur Vergrößerung der Macht ihres Königs. Freyheit erhöhet die Tapferkeit mehr, als Treue gegen einen Despo-

ten; eine Erfahrung, welche die Hollsteiner und Dänen bestätigten. Diese vermochten jene nicht abzuhalten, viel weniger sie zurück zu drängen. Wie ein reißender Strom, aus dem Ufer gepreßt, breiteten die Hollsteiner sich unaufhaltsam immer weiter aus. — Was die Dänen nicht vermocht hatten, bewirkte endlich die Sonne. Der Mittag war heran gekommen, und die Sonne warf ihre Strahlen so heiß, als sie sie gewöhnlich wirft, wenn sie in dem Hundssterne steht, senkrecht auf die Hollsteiner. Durch sie geblendet, und schmachtend vor Hitze, begannen sie zu weichen; und als Graf Adolf sie zur Ausdauer aufmuntern wollte, sah er sein Heer bereits in Unordnung. Er blickte nach den Ditmarsern, die ihm kurz vor Anfange des Treffens ihr schon einst gegebenes Versprechen durch einen geheim abgesandten Bothen hatten erneuern lassen, aber noch machten die Ditmarser keine Miene zum Angriffe, und Graf Adolf mußte demnach durch Zureden zu bewirken suchen, was er durch die Nachricht von der unvermutheten Hülfe der Ditmarser freylich leichter erreicht haben würde.

Mit Windesschnelle eilte er von einem Ende des Heeres zum andern, den sinkenden Muth der Seinigen zu stärken. Er erinnerte sie an ihre ihm gelobte Treue, und bemühte

sich, ihren Ehrgeiß aufzuregen. —'„Heißt dieß Treue beweisen, und für die Freyheit fechten, wenn man nach schon halb errungenem Siege durch kurzes Ungemach sich zurück schrecken läßt, ihn ganz zu erhalten?" rief Adolf den Fliehenden zu, „Eulen, nicht Menschen fliehen der Sonne Glanz, und tapfern Kriegern ziemt es nicht, gleich weichlichen Weibern der Hiße zu erliegen. Eilt denn herbey, ihr, die ihr würdig seyd, Männer und Verfechter der Freyheit zu heißen! Bedenkt, daß ihr durch eure Flucht euch Sclavenfesseln auflasten würdet, und kehrt mit mir zurück in den Kampf, damit ihr nicht Schmach über eure Anführer, die hohes Zutrauen zu eurem Muthe belebte, und Elend über euch selbst und über eure Weiber und Kinder bringt! In wessen Busen Muth und Vaterlandsliebe glühen, der eile mir nach, um den Sieg zu vollenden, der uns schon zu winken begann! Kommt! und rettet eure Ehre denn unsere Feinde werden glauben, ihr wäret nur aus List gewichen, wenn ihr den Kampf wieder mit neuem Muthe anfangt!" — Adolf stürzte sich nun in der Schlacht größtes Getümmel, und die übrigen Anführer des Heeres, die gleich ihm die Ihrigen zum Muthe aufgefordert hatten, thaten wie er. Alle hatten ihren Zweck er-

reicht. Muth, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe feuerten alle Flüchtigen zur Rückkehr an, und sie erneuerten den Kampf so tapfer, als ob sie frische Kräfte erhalten hätten. — Kaum hatten sie den zweyten Angriff gethan, als die Sonne mit Wolken verhüllt wurde, so daß ihre Strahlen den Hollsteinern nicht mehr beschwerlich waren; und alles Volk schrie Wunder, da die Wolken nicht größer waren, als daß sie nur den Hollsteinern die Sonne verbargen, und der zurück fallende Sonnenglanz jetzt die Dänen blendete. Bald erklärte sich der Sieg zum zweyten Mahle für die Hollsteiner, und er entschied völlig für sie, da jetzt auch die Ditmarser, ihrem Versprechen zu Folge, den Dänen in den Rücken fielen. Furcht, daß das Joch, welches die Dänen ihnen aufgebürdet hatten, ohne Zweifel noch drückender werden würde, wenn sie etwas wider diese unternähmen, und Graf Adolf dennoch die Schlacht verlöre, machte, daß sie mit ihrem Angriffe zögerten, bis die wiederkehrende Tapferkeit der Hollsteiner einen glücklichen Erfolg verkündigte. Jetzt floß das Blut in Strömen, und von den von allen Seiten angegriffenen Dänen entrannen nur wenige dem Tode oder der Gefangenschaft. Vier tausend wurden ein Raub des Todes; eine ungleich

größere Zahl mußte sich den Siegern zu Gefangenen ergeben, unter denen sich auch Herzog Otto von Lüneburg befand, der dem Grafen von Schwerin in die Hände fiel. König Waldemar selbst verlor ein Auge. Er sank sinnlos zu Boden, und Gefangenschaft zum zweyten Mahle würde sein glücklichstes Loos gewesen seyn, wenn nicht ein Reiter herbey geflogen wäre, der ihn vor sich auf sein Pferd nahm, und ihm durch eine schnelle Flucht nach Kiel Leben und Freyheit erhielt. — Als sich nach geendigter Schlacht alle des erhaltenen Sieges freuten, und die bey dem Heere anwesenden Geistlichen ihn der Verhüllung der Sonne durch Wolken, die sie zu einem Wunder erhoben, zuschrieben, fing der Erzbischof Gerhard von Bremen an: „Ja, es war ein Wunder; aber ein noch größeres scheint ihr nicht bemerkt zu haben. Wir haben der heiligen Maria Magdalena den Sieg zu verdanken. Sie war es, die vor der Sonne schwebte, mit ihrem hell glänzenden Gewande ihre Strahlen auffing, und damit die Dänen blendete, um ihren König, diesen Verächter der Heiligen, zu züchtigen." — „Ihr irrt, hochwürdiger Herr!" wendete ein lübeckischer Geistlicher ein; „das hat die Heilige uns zu Gunsten gethan; denn ehe noch die Schlacht

begann, gelobten unsere frommen Bürger, wenn unser vereinigtes Heer siegen würde, das dänische Schloß zu schleifen, aus den Trümmern desselben ein prächtiges Kloster zu erbauen, und es der Heiligen des heutigen Tages zu weihen."

Einige Ditmarser waren unzufrieden, daß die geistlichen Herren der heiligen Maria Magdalena zuschrieben, was sie durch ihren Angriff der Dänen in den Rücken bewirkt zu haben glaubten; und wir selbst, bey aller Achtung, die wir für die Heilige haben, müssen aufrichtig gestehen, daß der Abfall der Ditmarser uns mehr zur Niederlage der Dänen beygetragen zu haben scheint, als Marien Magdalenens Mitwirkung.

Das ganze vereinigte Heer jauchzte laut über den erhaltenen Sieg, und alle kehrten nun bald wonnetrunken zu ihren Weibern und Kindern zurück. Ganz Hollstein und Lübeck freute sich der errungenen Freyheit, und als Graf Adolf seine Heilwig in die Arme schloß, rief diese laut aus: „O wie wird die patriotische Ida sich freuen, wenn die heilige Maria Magdalena ihr einen Blick in den Spiegel zu thun erlaubt, worin sich ihr zeigt, was auf dieser Welt vorgehet."

Wenig Wochen nach Adolfs Rückkehr nach

Plön wurde seine Freude über den erhaltenen Sieg auch durch Vaterfreuden vermehrt, mit welchen ihn die Geburt eines Erben erfüllte. — Bis zu Anfange des Frühlings konnte Adolf in den Armen seiner Gattinn verweilen; dann rief ein neuer Einfall des unversöhnlichen Waldemars in sein Land ihn aus den Armen seiner Gattinn wieder in das Feld. Waldemar, war in diesem Feldzuge nicht glücklicher, als in dem vorigen, ob er gleich keine so gänzliche Niederlage erlitt, als bey Bornhövede.

Waldemar ließ sich durch diesen unglücklichen Erfolg nicht zurück schrecken, das folgende Jahr noch einen Versuch zu wagen, die seinem Reiche entrissenen Länder wieder zu erobern. Es gelang so wenig, als die frühern, und Waldemar, der sein Reich von Menschen so sehr als von barem Gelde entblößt hatte, hielt für das Weislichste, mit seinen unbezwinglichen Gegnern Frieden zu machen. Er trat Hollstein und Wagrien dem Grafen Adolf ab, und vereinigte sich sogar mit ihm zu einem Freundschaftsbunde.

Ungestörtes Glück genoß nun Graf Adolf acht Jahre lang in den Armen seiner Heilwig, und die Vermehrung seiner Kinder durch zwey Söhne, die Heilweig ihm im Laufe dieser Zeit gebahr, vermehrte auch dasselbe. Un-

ter allem, was ihm während dieses friedlichen und glücklichen Theiles seines Lebens begegnete, ist ein Besuch, den er bey seinem Vater machte, das einzige, wovon wir glauben, euch, theure Leser, Nachricht geben zu müssen.

XXIII.

Freude und Leid.

Es war kurz nach der Geburt seines zweyten Sohnes, als in dem Grafen Adolf der Wunsch entstand, seinen Vater noch ein Mahl zu sehen. Aus diesem Wunsche ward bald fester Vorsatz; und diesen eilte er seiner Heilwig bekannt zu machen.— „Ja, mein theurer Gemahl," erwiederte Heilwig; „führt ihn aus, diesen löblichen Vorsatz; aber ich bitte euch, weilt noch einige Wochen damit."— „Und warum das?" fragte Adolf. „Damit," antwortete Heilwig, „auch euer treues Weib an eurer Freude Theil nehmen kann. Erlaubt mir, den würdigen Greis zu sehen, den ich, ohne ihn zu kennen, schon so lange verehrte. Auch glaube ich, daß es den Grafen von Schauenburg selbst freuen wird, wenn er außer seinem Sohne auch seine Enkel an die Brust drücken kann."— „Ja, liebe Heilwig," antwortete Adolf, „es würde sein Entzücken

vergrößern, wenn er sie auf seinem Schoo-
ße wiegen, und bald sie, bald ihre zärtliche
Mutter an sein Vaterherz drücken könnte:
aber dann müßte ich die Ausführung meines
Vorsatzes noch auf lange Zeit hinaus setzen;
und bey einem Greise von vier und siebzig
Jahren, der so viel duldete, als mein theu-
rer Vater, ist jeder Verzug gefährlich."— „Es
bedarf keines langen Verzugs," wendete Heil-
wig ein; „denn von seiner Mutter sorgfältig
gepflegt, wird mein lieber Säugling, Ger-
hard, in einigen Wochen die Reise ohne Ge-
fahr machen können."— Adolf gab endlich den
Bitten seiner Gattinn nach, und trat mit ihr
und seinen drey Kindern nach sieben Wochen
die Reise nach Schauenburg an. Seine Ab-
sicht war, durch unvermuthete Überraschung
die Freude seines Vaters zu vergrößern; aber
Heilwig beredete ihn zu dem Gegentheile,
weil sie glaubte, daß allzu lebhafte Freude
vielleicht schädlichen Eindruck auf den schwa-
chen Greis machen könnte; und diese Ein-
wendung hatte zu viel Gewicht, als daß
Adolf ihr nicht hätte gemäß handeln sollen.
Er sandte demnach einen seiner Reisigen vor-
aus, um seine Ankunft seinem Vater zu ver-
kündigen, geboth ihm aber zu verbergen,
daß seine Gattinn und Kinder ihn begleiteten.

Ohne einen Schattenriß der Freude zu machen, welche der Graf von Schauenburg bey dieser unvermutheten Bothschaft empfand, sagen wir bloß, daß er einige seiner Knappen herbey rief, um, auf sie gestützt, seinem Sohne entgegen zu gehen. So bald der Graf von Hollstein seines Vaters gewahrte, ermunterte er durch die Sporen sein Roß zu schnellerem Laufe, schwang sich herab, so bald er seinem Vater nahe war, und flog in seine Arme. — — Mein Vater! — Mein Sohn! dieß waren alle Worte, die der Freude erster Hochgenuß den Umarmten auszusprechen erlaubte.

Anfangs waren des Grafen von Schauenburgs Blicke zu ganz auf seinen Sohn gehäftet, um weiter vor nach seinem Gefolge zu sehen. Auch hätte es ihm wenig gefrommt, da ein düster werdendes Auge ferne Gegenstände nicht zu unterscheiden vermochte. Nun, da der Zug näher kam, und der Graf von Schauenburg die Sänfte erblickte, fragte er hastig seinen Sohn: „Verbirgt diese vielleicht deine Gemahlinn? — — Ehe noch der Graf von Hollstein antworten konnte, sprang Heilwig, die, so bald sie des Grafen von Schauenburgs Worte hörte, zu halten befohlen hatte, freudig heraus. Ihren Säugling hatte sie auf dem Arme, und ihre ältern Kinder folgten ihr, geführet von

ihrer Amme, nach. Sie stürzte sich zu den Füßen des Grafen von Schauenburg, und rief laut: „Heilwig fleht für sich und ihre Kinder um den Segen ihres verehrten Vaters.“

Die kleine Metta riß sich los von der Hand ihrer Amme; ihr Bruder Johann folgte ihrem Beyspiele. Metta kniete zur Rechten ihrer Mutter, Johann zur Linken.

„O geliebte Kinder,“ rief der Graf von Schauenburg aus, indem er Heilwig aufhob, und sie in seine Arme schloß; „fürchtetet ihr nicht, daß nahmenlose Freude mich tödten würde? Willkommen, willkommen in den Armen eures Vaters! Gottes bester, reichster Segen ströme auf euch herab!“ — Er wollte jetzt auch die Kleinen, die bisher seine Knie umklammert hatten, zu sich empor heben; aber Freude hatte ihn zu sehr angegriffen, um dieß zu vermögen. Kraftlos taumelte er einige Schritte zurück, und mußte sich nachdrücklicher auf seine Knappen stützen. Reicht mir die Kleinen, sprach er zu einem von ihnen, und Adolf nahm beyde in seine Arme, um sie seinem Vater zum Kusse zu reichen. „Segen über euch, ihr Lieben!“ sprach der Graf von Schauenburg mit schwacher Stimme, und fuhr dann, die Augen gen Himmel gerichtet, fort: „Dank dir, gütiger Vater, aber schier über-

schüttest du mich mit mehr Freude, als ich schwacher Greis zu tragen vermag! Folgt mir nun liebe Kinder, daß ich auf meinem Armsessel, von euch umringt, Vorgefühl der Seligkeit empfinden kann. Langsam erstieg der Graf von Schauenburg die Stiege seiner Burg, und seine Kinder folgten ihm nach. Aller Freude wurde nach und nach ruhiger, obgleich nicht geschwächt; aber bald machte sie, durch Conrads Zurückkunft von der Jagd von neuem aufgeregt, wieder jede Nerve zucken. Der Abend nahete sich schon, als Adolf mit den Seinigen in Schauenburg anlangte, und aller hatte sich Freude so sehr bemächtigt, daß sie erst des andern Morgens fähig wurden, zusammen hangend zu sprechen. „O daß ihr doch ein Jahr eher nach Schauenburg gekommen wäret," war nach dem Morgengruße des würdigen Greises erster Wunsch, „damit auch meine Adelheid und mein ältester Sohn, der Bischof zu Olmütz, die Freude hätten empfinden können, die der Freudengeber im Himmel meinem Alter aufsparte. Doch," fuhr er fort, und eine Thräne quoll aus seinem Auge, „meine mir zur Seligkeit voran gegangene Gattinn wird auf uns herab blicken, und sich dann dem Throne des Weltbeherrschers nahen, um seiner Segnungen Fülle

für ihre Kinder zu erflehen, und meinem Sohne Bruno wird sein gütiger Schutzgeist zuflüstern, was jetzt in Schauenburg vorgeht." — Schnell schwand die Zeit dahin; man fragte sich gegenseitig, man erzählte sich, und des Fragens und Erzählens war so viel, daß man nach einigen Tagen noch immer nicht damit geendet hatte.

„Oft, geliebter Sohn," versicherte einst der Graf von Schauenburg den Grafen von Hollstein, „oft rannen heiße Thränen meine Wangen herab, wenn ich an deine Leiden dachte; und zu dem Kummer, der an meinem Herzen fraß, gesellte sich Unwille über die Frau von Deest, da sie die Ursacherinn aller dieser Leiden wurde: als aber späterhin deine Leiden sich endeten, und in Freuden verkehrt wurden, weil deinen und Ida's Wünschen endlich Erfüllung wurde, da machte ich mir Vorwürfe über jenen Unwillen, bath in meinem Herzen die muthige und patriotische Frau um Vergebung dessen und segnete sie; denn sie war es, die dein Glück gründete. —

„Und mehr noch," setzte Adolf hinzu, „als mein theurer Vater wußte. Durch meine unvergeßliche Ida wurde mein Glück auf ewig befestigt; denn ihr danke ich meine Heilwig, deren Besitz mir werther ist, als Hollstein und

Wagrien!" — „Fühlt mein geliebter Sohn nun auch", fragte der Graf von Schauenburg lächelnd, daß der Besitz ausgedehnter Länder nur scheinbares Glück ist?" — „Ich fühle es, Vater, und vielleicht könnt' ich jetzt ohne Hollstein glücklich seyn," erwiederte Adolf; „aber eben so wenig will ich euch verbergen, daß ich damahls erst ganz glücklich wurde, als ich es mir, von glücklichen Nebenumständen begünstigt, errungen hatte, woher in mir die Vermuthung entsteht, daß, wenn mir dieß nicht gelungen wäre, unbefriedigtes Streben mich noch immer in dem Genusse des größten und wahresten Glückes stören würde." — „Nein," entgegnete der Graf von Schauenburg, „mich störte Hollsteins Verlust nicht in dem Genusse des meinigen; nur der Gedanke an das, was mein Adolf litt, war es, welches ihn oft bitter unterbrach." — „Laßt uns dieß unserm Gedächtnisse nicht zurück rufen," foderte Adolf seinen Vater auf, „als nur, um unsere Freuden durch diese Erinnerung zu erhöhen. Erquickender ist Ruhe nach langem blutigen Kampfe, und der Becher der Freuden schmeckt lieblicher, wenn man vorher der Wehmuth Kelch oft leeren mußte."

Das Glück ist selten sonder Wechsel; eine Erfahrung, die unsere Leser wahrscheinlich

oft gemacht haben werden, und die auch Adolf und die Seinigen machten. Vier Wochen lang hatte Schauenburg von lauter Freude wiedergehallt; denn der Graf fand Vergrößerung der seinigen darin, alle seine getreuen Unterthanen, wo möglich, so fröhlich zu machen, als er war, und es wurde ihm leicht, ihre Herzen mit dem seinigen in Einklang zu setzen; denn gute Kinder freuen sich, wenn ihr Vater sich freuet, und den Graf von Schauenburg liebten alle seine Unterthanen, gleich Kindern. Jetzt wurde die allgemeine Freude in allgemeine Trauer verwandelt.

Schönes Morgenroth verkündigte der ganzen Natur einen frohen Tag, dem Grafen Adolf aber ein Unglücksbothe einen traurigen.— „Eilt, Herr Graf," schreckte ein Knappe ihn aus dem Schlafe auf, „wenn ihr euren Herrn Vater vor der Urständ noch ein Mahl sehen wollt." — Graf Adolf weckte die Seinigen auf, und eilte mit ihnen zu dem Lager seines Vaters. Thränen stürzten aus Aller Augen, und die Klagen der Burgbewohner, und als die traurige Post bald weiter erscholl, auch aller Bewohner Schauenburgs, erfüllten die Luft.— „Weint nicht, ihr Lieben," tröstete der Graf von Schauenburg die um ihn Stehenden; „ich habe lange genug gelebt, und sterbe gern, da

ich euch alle glücklich weiß. Lebt wohl! euer Glück vermindere ich nicht; denn Vermehrung desselben zu wünschen hieße unersättlich seyn.

Lange Zeit hatte der Scheidende bedurft, um diese Worte unterbrochen heraus zu stammeln. Als er geendigt hatte, versuchte er seine Hand empor zu heben, um die Seinigen zu segnen; aber es mangelte ihm an Kräften, und immer mehr nahmen diese ab, bis er nach einer Stunde einschlummerte.

Die Freude über das Glück seines Sohnes hatte wirklich die Kräfte des würdigen Greises zu sehr angegriffen. Gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft fühlte er ungewöhnliche Schwäche. Er that sich Gewalt an, um seine Kinder nicht furchtsam zu machen. Hierdurch erschöpfte er seine wenigen Kräfte immer mehr, bis sie endlich ganz aufgezehrt waren, und des Grafen Leben sich endete, wie ein Docht verlöscht, wenn alles Öhl aufgezehrt ist.

Adolf geleitete seinen Vater noch zur Ruhe; dann umarmte er seinen Bruder Conrad, wünschte ihm, von seinen Unterthanen so geliebt zu werden, als sein Vater es war, und machte sich auf gen Hellstein.

XXIV.

Graf Adolf begießt sich mit Milch.

Nach seines Sohnes Waldemars Tode ließ der König von Dänemark seinen zweyten Sohn, Erich, zum Könige krönen, den dritten, Abel, ernannte er zum Herzoge von Schleßwig. Unter den Brüdern Erich und Abel herrschte nicht viel mehr brüderliche Eintracht, als weiland unter den Brüdern Kain und Abel. Sie unterschieden sich bloß dadurch, daß der dänische Abel so dachte, wie der morgenländische Kain. Wie die letztern durch ein Opfer noch mehr gegen einander erbittert wurden, wurden es die erstern durch ihres Vaters Theilung unter sie. Abel beneidete seinen Bruder Erich, daß sein Antheil weit größer war, als der seinige; und Erich beneidete Abeln wieder um den Besitz des Herzogthums Schleßwig. Beyde ließen zwar ihre gegenseitige Verbitterung nicht öffentlich merken, waren aber fest entschossen, die Verstellung abzulegen, so bald ihr Vater das Zeitliche gesegnet haben würde.

Abel, minder mächtig als Erich, glaubte durch Verbindung mit andern Fürsten ersetzen zu müssen, was ihm selbst an Macht gebrach. Er warb demnach um die Hand Mathil=

dens, der Tochter des Grafen von Hollstein, die unsere Leser im vorigen Kapitel als die kleine Metta haben kennen lernen, und Graf Adolf verweigerte sie ihm nicht. Herzog Abel verbarg seinen Bruderhaß vor dem Grafen Adolf so wohl, als vor jedem Andern, und im Übrigen war der Herzog ein Mann, den der Graf von Hollstein seiner Achtung so würdig als der Hand seiner Tochter, fand. Er selbst hatte den Herzog Abel als einen tapfern Mann erprobt; denn unter dem dänischen Heere hielt sich der Theil immer am besten, welchen Herzog Abel anführte; und unter den Eigenschaften, welche der Graf von Hollstein von seinem Eidam verlangte, war Tapferkeit die vorzüglichste, weil er ihm bald die Beschützung seines Landes aufzutragen gedachte.

Als in der Schlacht bey Bornhövede die Hollsteiner wichen, hatte Adolf, ehe er ihren Muth durch seinen Zuspruch zu ermuntern suchte, von Gott den Sieg erfleht, und, der Denkungsart seines Zeitalters gemäß, nicht nur gelobt, Kirchen und Klöster zu bedenken, und durch einen Kreuzzug auch sein Scherflein zur Sammlung der Heiden in den Schooß der heiligen Kirche beyzutragen, sondern auch sich selbst ihr zu vermählen, so bald die Ruhe in seinem Lande so weit hergestellt seyn wür=

de, daß es seiner persönlichen Obsorge nicht mehr bedürfe.

Graf Adolf von Hollstein hatte nicht, gleich dem Grafen von Schwerin, eines Beichtigers nöthig, der ihn an sein Gelübde erinnern mußte. Er selbst war dessen eingedenk. Ein Jahr nachher, als er dem Herzoge Abel seiner Tochter Hand gegeben hatte, rüstete er sich zu einem Kreuzzuge nach Liefland und focht nicht ohne Erfolg für die Sache der Kirche, daher ihn bey seiner Zurückkunft in sein Land die Geistlichen mit Segnungen und lautem Heilrufen empfingen.

Dieß war aller Vortheil, den Adolf von dem liefländischen Heereszuge hatte; größer aber war der Nachtheil, der ihm aus demselben erwuchs. Nicht lange war er wieder nach Hollstein zurück gekommen, als Heilwig erkrankte. Ihr zarter Körper hatte den Beschwerden erlegen, denen sie sich auf einer Seereise und während der Dauer des Feldzugs in einem rauhen Lande ausgesetzt hatte. Schon auf ihrer Heimreise fühlte sie sich einer Krankheit nahe, und Mangel an schleuniger Hülfe beförderte ihren Tod, den ihr Gemahl und ihre Kinder sieben Wochen nach ihrer Zurückkunft beweinten. — Da jetzt nach dem Tode seiner Heilwig den Grafen Adolf nichts mehr

an die Welt fesselte — denn seine Söhne hoffte er auf's beste versorgt zu haben, da er ihnen den Herzog Abel zum Vormunde gab — stand auch der Erfüllung seines Gelübdes nichts mehr im Wege. Er versammelte daher die Stände seines Landes, und machte ihnen kund, daß nun die Zeit herein gebrochen wäre, wo er sein Gott geleistetes Gelübde erfüllen müßte, und alle Bitten der Stände, sich ihnen noch nicht zu entziehen, machten keinen Eindruck auf ihn. Er legte seine Regierung nieder, ernannte den Herzog von Schleßwig zum Landesverweser und Vormund seiner Kinder, und begab sich zu Hamburg in dem Marien-Magdalenen-Kloster, das er, zur dankbaren Erinnerung an den Sieg bey Bornhövede, daselbst gestiftet hatte, in den Franziscaner Orden. — Während seines Probejahres unterwarf er sich allen Beschwerden, die die strenge Regel seines Ordens erforderte. Er bettelte Almosen zusammen, von welchen er das Marienkloster zu Kiel erbauete, und als er so vie erhalten hatte, daß er den Bau beginnen konnte, sammelte er nun auch milde Beyträge an Lebensmitteln für die Arbeiter. Um dem Eifer, mit welchem er dieß that, unsern Lesern zu beweisen, und um zugleich ein Beyspiel aufzustellen, wie weit die from-

me Schwärmerey der damahligen Zeiten ging, wollen wir ihn auf so einem frommen Gange begleiten. Mit einer Kanne in der Hand, welche die Milde einiger Bürger zum Labsale der Arbeitsleute am Marienkloster mit Milch gefüllt hatte, wurde er einst zu Kiel auf einer dieser Wanderungen seiner Söhne gewahr. Eine unwillkürliche Scham wandelte ihn an; er verbarg die Kanne unter der Mönchskappe; aber bald erwachte sein frommer Eifer und er beschloß, sich selbst für seine unzeitige Scham zu bestrafen. Er zog die Kanne wieder hervor, schüttete ihren ganzen Inhalt über sich weg, und rief laut aus: „Schämst du dich, um Christi willen eine Kanne Milch zu tragen; so beweise nun dein ganzer Leib, was du dich, zu tragen schämtest!" — Stolz, eine Scham besiegt zu haben, wandelte er nun seinen Söhnen vorüber.

Der Aufenthalt im Kloster genügte dem frommen Grafen noch nicht. Der Kirche mehr frommen zu können, wünschte er sich auch geistliche Würden zu erhalten; ein Wunsch, der ihm, als einem Manne, der Waffen getragen und Blut vergossen hatte, ohne päpstliche Dispensation nicht erfüllt werden konnte. Er machte sich daher den Vorsatz, diese selbst von dem heiligen Vater zu erflehen, und ihm gemäß machte er sich zu Fuße nach Rom auf.

Die Päpste, die es jederzeit gern sahen, wenn Fürsten auf den Einfall geriethen, ihre Krone mit der Mönchskappe zu vertauschen, weil das Ansehen des geistlichen Standes hierdurch allerdings gewann, ermangelten nie, diese geistlich gesinnten Fürsten von dem Blute zu säubern, womit sie sich befleckt hatten. Auch Papst Innocenz der Vierte war sogleich willig, den Wunsch des Grafen von Hollstein zu gewähren. Er ließ ihn durch einige Cardinäle entsündigen, und weihete ihn dann mit eigener heiliger Hand zum Subdiakonus.

So innig vergnügt, als der **Jüngling** Adolf einst war, da Ida ihm ihre Liebe zuerst gestand, oder als später hin der **Mann** und **Held** Adolf, nach dem entscheidenden Treffen bey Bornhövede, war jetzt der fromme schwärmerische **Mönch** Adolf. — Er trat nun seinen Heimzug wieder an, und auf dem Wege wurde seine Verehrung gegen den Stifter seines Ordens um ein Großes erhöht. Ganz Italien war noch voll von dem Ruhme des vor sechzehn Jahren unter die Heiligen gerückten heiligen Franz von Assis, und überall, wo Adolf hinkam, wußte man ihm von Wundern und Zeichen zu erzählen, die der Heilige gewirkt hatte. — Glücklich langte Adolf wieder in Hollstein an, eilte nach Bornhövede, wo er in der kleinen Kapelle der Franziscaner

daselbst, welche er auf den Platz bauete, wo er einst sein Gelübde that, seine erste Messe las. Dann begab er sich in das von ihm gestiftete Marienkloster nach Kiel, fuhr fort, sich den strengsten Bußübungen zu unterwerfen, und bereuete zwar seine Sünden, nie aber die Erfüllung seines Gelübdes.

Ende.